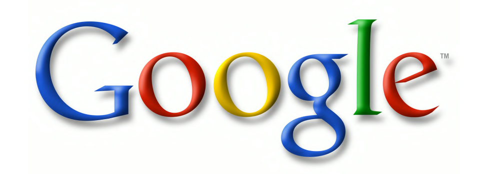
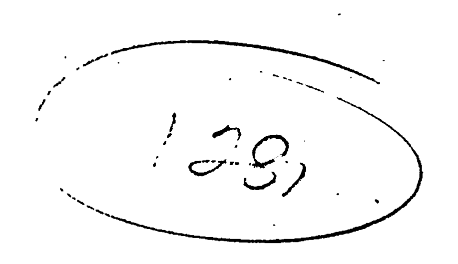
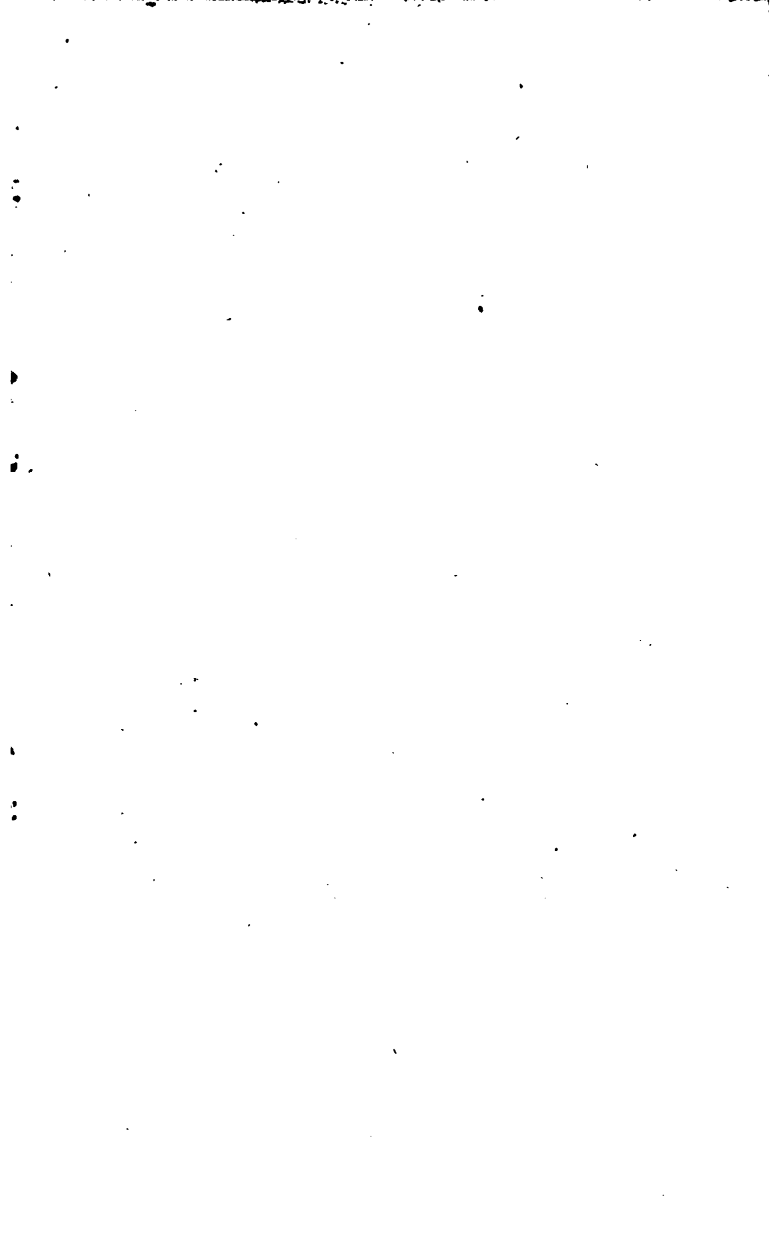












Historisches

Taschenbuch.

Zweiter Jahrgang.







Kaiser Maximilian II.

Historisches Taschenbuch.

Mit Beiträgen
von
Passow, Raumer, Voigt, Wachler, Wilken,

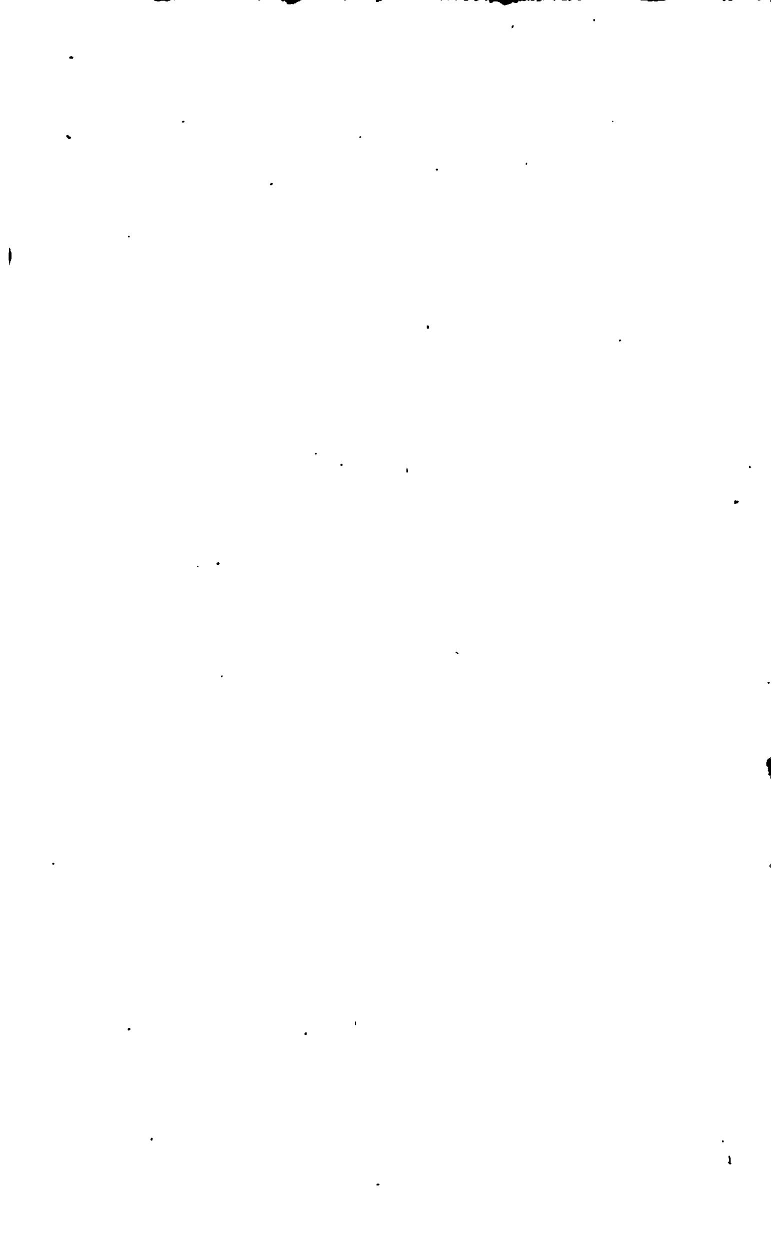
herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse des Kaisers Maximilian II.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.



Inhalt.



I.

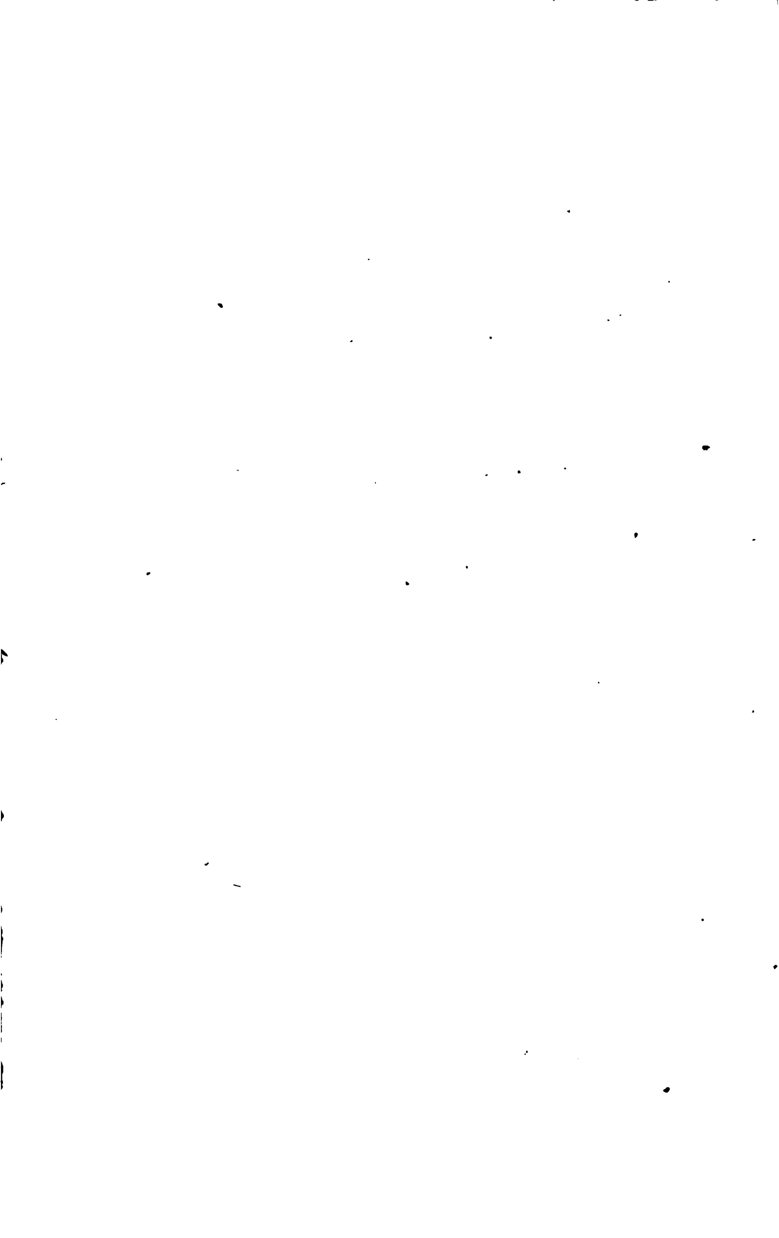
Geschichte

Deutschlands von der Abdankung Karls V bis zum westphälischen Frieden.

Erste Hälfte von 1558 — 1630.

Von

Friedrich von Raumer.



Vorwort.

Die Geschichte Deutschlands von 1558 bis 1630, welche ich dem Publicum vorzulegen wage, ist einerseits weit weniger bekannt, andererseits aber auch weit weniger inhaltsreich und anziehend als die Geschichte der Reformation bis zur Abdankung Kaiser Karls V. Streitigkeiten, welche vor, Greuel, welche nach dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges immer wiederkehren, ermüden auch den Geduldigsten, und scharfsichtige, die Mängel meiner Geschichte Ludwigs XIII. rügende Freunde werden diesmal zu noch weit strengerem Urtheile Veranlassung finden. Im Widerscheine mangelhafter, formloser Quellen (deren Worte ich, ihrer Wichtigkeit halber, jedoch oft beibehalten mußte) ist meine Darstellung trocken, zerrissen, finster, ja wi-

derwärtig geworden, und die Gemüthsstimmung des Schreibenden nur zu sehr in das Geschriebene übergegangen. Vielleicht gebe ich aber deshalb ein um so treueres und wahrhafteres Bild jener unglücklichen Zeiten; wenigstens dürfte ein Versuch, durch rhetorische oder sonstige Kunstmittel der Erzählung mehr Reiz, Glätte und Glanz zu ertheilen, keinen wesentlichen Vortheil gebracht, wol aber eine falsche Farbe über das Ganze verbreitet haben.

R.

Erster Abschnitt.

Von der Abdankung Karls V, bis zum Tode Rudolfs II.

(1558 — 1612.)

Am 24sten Februar 1558 erschien Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien vor den in Frankfurt am Main versammelten Churfürsten [1]), und benachrichtigte sie feierlichst, daß Karl V die Kaiserkrone niedergelegt habe. Es geschah dies an seinem 58sten Geburtstage, 33 Jahre nach der Schlacht bei Pavia, 28 Jahre nach seiner Krönung in Bologna, 31 Jahre nach Erhebung Ferdinands zum römischen König. Ernster Berathung und Ueberlegung gemäß ward der Letzte am achten März in aller Form zum Kaiser gewählt, beschwur die nur wenig veränderte Kapitulation Karls V [2]) und schickte seinen Oberkammerherrn Martin Guzman nach Rom, um dem Papste das Geschehene zu mel-

---

1) Londorp contin. Sleidani I, 38. Thuan. XXI, 2.

2) Dumont V, 1. Urk. 13.

1*

den. Unbegnügt mit den beigefügten, gewöhnlichen Versprechungen, erklärte Paul IV: er könne Ferdinands Abgeordneten nicht annehmen, da die Abdankung Karls V in die Hände des Statthalters Christi hätte erfolgen müssen, und ketzerischen Churfürsten überhaupt kein Wahlrecht zustehe. Nur wenn Ferdinand alles in Frankfurt Geschehene für nichtig erkläre, dem Kaiserthume entsage und um Verzeihung bitte, werde der Papst (als ein milder Vater) aus der Fülle seiner Macht ihm Reichliches bewilligen.

Diese Forderung, welche sich weder durch Gesetze, noch durch geschichtliche Beispiele rechtfertigen ließ, war um so unzeitiger, da bei weitem der größere Theil Deutschlands geneigt war, sich ganz vom Papste loszusagen. Auch führte seine Anmaßung nur zu heftigen Widersprüchen und gründlichen Untersuchungen. Churfürst Gebhard von Köln nannte die päpstliche Krönung ein Lumpenwerk, und der Kanzler Seld machte darauf aufmerksam: daß wenn Rudolf I kein Kaiser gewesen, weil ihn kein Papst gekrönt habe, so sey auch dessen Ueberlassung Bolognas und Romagnas an den römischen Stuhl nichtig. Wolle der Papst, den Abdankung und Wahl gar nichts angehe, nicht nachgeben, so stehe die Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung frei; wie denn der Wandel Pauls und seiner Neffen ohnehin eine strenge Untersuchung erfordere. Als Pius IV., klüger wie sein Vorgänger,

Ferdinand I, unter den gewöhnlichen Bedingungen als Kaiser anerkannte, nahm der Zwiespalt mit Rom zwar ein Ende; doch fanden seine Vorschläge weder in Trident Gehör [1]), noch ließen sich die Protestanten durch den päpstlichen Gesandten Kardinal Commendon bewegen, die Kirchenversammlung zu beschicken; wohl aber ward der passauer Vertrag und der Religionsfriede auf einem Reichstage in Augsburg (1559) bestätigt.

Seitdem herrschte Ferdinand mit Einsicht und Mäßigung bis an seinen Tod, und starb den 25sten Julius 1564, zweiundsechzig Jahre alt. In der Jugend zeigte er die größten Anlagen und ward der Liebling seines Großvaters Ferdinand; später stellte ihn der umfassendere Geist seines Bruders in Schatten. Minder ernst und mittheilender als Karl, aber viel heftiger und strenger, bis ihn das Leben belehrte und mäßigte [2]). Seine Gestalt war zart und in gutem Verhältniß, weiße Haut, röthliche Haare, große schöne Augen. Keuschheit und Mäßigkeit erhielt ihn gesund; doch zeigte er sich geduldig in Krankheit und

---

1) Goldast constit. II, 379. Londorp cont. II, 152. Gratiani vie de Commendon I, 124. Sarpi 421. Thuan. XXII, 7.

2) Pallavic. XXIV, 12, 10. Sandoval I, 58. Ulloa vita di Ferdinando 444 — 449. Hergott pinacotheca II, 251. Hormayr Wien IV, 1, 160.

Schmerz. Er war ein guter Ehemann und Hausvater, herablassend gegen Jedermann, Freund der Jagd, Feind der Narren und Possenreißer, mehrer Sprachen kundig, in der Geschichte wohl bewandert, Beschützer der Gelehrten und Künstler.

Besonders in den letzten Jahren seines Lebens hatte Ferdinand auf alle Weise dahin gewirkt, die Religionsstreitigkeiten im Wege der Güte auszugleichen, oder doch die Protestanten zu beruhigen [1]). Dennoch schrieb um diese Zeit Mundt, der Gesandte Elisabeths [2]), an Burleigh: niemals war Deutschland so aufgelöset und uneinig! Und dieses Mißtrauens, dieser Spaltung Ursach und Nahrung, ist jener hartnäckige Wortstreit über das Abendmahl des Herrn [3]).

Durch kaiserliche Ueberlegenheit diesem Uebel ein Ende zu machen, wie man von Karl V bald gewünscht bald gefürchtet, war schlechthin unmöglich; denn während Frankreich dem Landgrafen von Hessen und den sächsischen Herzögen Jahrgelder zahlte, erklärte Ferdinand [4]): er könne keinen Gesandten in Paris halten,

---

1) Thuan. XXXVI, 15.

2) Burleigh state papers 450.

3) Im Jahre 1562 wurden z. B. die Calvinisten von den Lutheranern aus Frankfurt am Main verjagt. Castelnau Mem. 187.

4) Vielleville Mém. XXXI, 340, 374.

weil es ihm zu viel Geld koste! — In solchen Verhältnissen wo es dringend nöthig gewesen wäre, beim Mangel aller Reichsmacht, die Hausmacht möglichst beisammen zu halten und zu verstärken, hinterließ Ferdinand seinem Erstgebornen Maximilian nur Ungern, Böhmen und Oesterreich; der zweite, Ferdinand, bekam Tirol und die vorderösterreichischen Lande; der dritte, Karl, endlich Steiermark, Krain und Görz.

Nur ein Mann wie Maximilian II konnte die ihm auferlegte, äußerst schwere Aufgabe lösen; er war, obgleich nicht der größte, doch wohl der mildeste und liebenswürdigste unter allen Kaisern aus dem habsburgischen Hause. In seiner Ehe mit Marie, der edeln Tochter Karls V, zeugte er neun Söhne und sechs Töchter, und die Liebe, Milde und Güte, die er als Hausvater übte, wirkte beglückend auch in allen größern Kreisen. Ganz anders als dessen finsterer Sohn Philipp II, hatte er sich in der Schule seines großen Oheims gebildet und drei Jahre lang Spanien zu dessen Zufriedenheit regiert. Nach seiner Zurückkunft wirkte hauptsächlich er für den Abschluß des, Deutschland beruhigenden passauer Vertrages, und beharrte seitdem in religiösen Angelegenheiten auf dem allein richtigen Wege, zu dem sich damals noch kein Herrscher erhoben hatte, und selbst später so wenige erhoben. Durch regelmäßige Eintheilung seiner Zeit war er immer Herr der Geschäfte, durch Mäßig-

keit in allen Dingen immer Herr seiner selbst. Löbliche Eigenschaften, die man bei diesem oder jenem Fürsten vereinzelt, oder in schroffer Uebertreibung, oder als Folge mühsamen Entschlusses findet, gingen aus der schönen ungetrübten Harmonie seiner eigensten Natur hervor. Daher war er nicht bloß gerecht, sondern auch milde und großmüthig, nicht bloß Freund edlen Ernstes, sondern auch heiteren Scherzes; daher thaten mannigfache Ergötzungen seinem Fleiße keinen Eintrag [1]), und er brauchte den Kaiser nicht pedantisch zu spielen und Würde zu erkünsteln, da er ein kaiserliches Gemüth besaß welches Liebe und Vertrauen erweckt, weil es Liebe und Vertrauen in sich trägt. Jedem war er zugänglich, mit jedem wußte er angemessen in der Landessprache (er verstand Lateinisch, Spanisch, Italienisch, Deutsch, Belgisch, Französisch, Böhmisch, Ungarisch) und nach Landessinn und Sitte zu sprechen. Nie war die große Höflichkeit, Annehmlichkeit und Zierlichkeit seines Benehmens geringhaltig und bloß äußerlich, nie seine Milde Schwäche, oder seine Duldung Gleichgültigkeit. Ueberall hörte er Rath, und wo die Ansichten weit auseinandergingen, suchte er nicht (leidenschaftlich Partei nehmend) die Spaltungen zu erhöhen; sondern, wie es dem höher Ge-

1) Chytraei oratio de Maximil. Hergott iconogr. II, 272. Isselt 480. Thuan. LXII, 5.

stellten gebührt, durch weise Vermittelung einem erhabenern Ziele entgegen zu führen. So war Maximilian in allen Dingen das vollkommene Gegenstück seines nächsten Verwandten, Philipps II: welch Glück wenn er so lange gelebt und geherrscht hätte als dieser; Deutschland hätte den gräuelvollsten Theil seiner Geschichte, den dreißigjährigen Krieg, wohl nicht erlebt!

Gegen Maximilians Wahl und Thronbesteigung (schon den 24sten November 1562 war er zum römischen König gewählt worden) erhob der Papst mannigfache Bedenken [1]) und verlangte, unter anderem, eine bestimmtere Unterwerfung und noch mehr sichernde Versprechen. Max war dazu an sich nicht geneigt, und wollte überdies den Protestanten keinen Grund zu Argwohn und Beschwerden geben. Zuletzt begnügte man sich mit der Erklärung: er wolle dem Papste und dem römischen Stuhle das leisten, was seine Vorfahren, insbesondere die drei letzten, geleistet hätten.

Durch Johann Zapolya, der seine Ansprüche über Siebenbürgen hinaus auf ganz Ungern ausdehnte, gerieth Maximilian in Krieg mit den Türken. Im Sommer 1566 zog der bejahrte Sultan Solyman selbst gen Sigeth, fand aber den Kaiser weit besser gerüstet als er dachte, und an dem Grafen Zrini einen heldenmüthigen Vertheidiger jener Stadt. Za=

1) Londorp. contin III, 264. Schardii script. III, 83.

polya zerfiel mit dem Großvezier Mehemet, Solyman selbst starb den vierten September 1566 vor Sigeth und Selim II, mehr den Vergnügungen als dem Kriege geneigt [1]), schloß einen Waffenstillstand auf acht Jahre. Zapolya anerkannte Maximilian II als Oberlehnsherrn und Siebenbürgen als einen Theil Ungerns, und nach jenes Tode wählten die Siebenbürgen den Stephan Bathori zu ihrem Fürsten, der sich vom türkischen und römischen Kaiser bestätigen ließ, und diesem Treue schwur. Später, nachdem Heinrich III die polnische Krone niedergelegt, ward Stephan von einer, Maximilian von der zweiten Partei zum Könige erwählt, fand aber, da er für seinen Sohn Ernst nicht obsiegen konnte, die ihm vorgelegten Bedingungen zu lästig, und die Gefahr in weitläufige Kriege verwickelt zu werden, zu erheblich.

Den deutschen Landfrieden, welchen Maximilian auf alle Weise zu erhalten suchte, störten die grumbachischen Händel. Der Bischof Zobel von Würzburg war mit mehrern Edeln, insbesondere mit Wilhelm von Grumbach [2]), einem frühern Genossen des unruhigen Albert von Brandenburg, in Fehde gera=

---

1) Auch Pius V gab Geld zum Türkenkriege. Iselt 31.

2) Schardii script. III, 2; id. de bello Gothano IV, 54. Seinsheimii vita 148. Hortleder Theil III. Lond. contin. IV, 336, 358, 391, 458.

then. Anstatt diese offen zu führen, oder den gesetzlichen Weg Rechtens einzuschlagen, legten sich mehre Diener Grumbachs in einen Hinterhalt und ermordeten am 15ten April 1558 den Bischof nebst einigen seiner Begleiter. Die Thäter wurden angeklagt, eingezogen und hingerichtet, Grumbach aber geächtet und seine Güter mit Beschlag belegt, bis er seine Unschuld nachweisen werde. Statt dessen erhob er 1563 neue Fehde gegen Würzburg und erzwang vom Bischofe einen Vertrag, wonach er Geld und Güter zurückbekam und der Anspruch wegen Zobels Ermordung niedergeschlagen ward. — Als der Kaiser dieses gesetzwidrige Abkommen mit Recht aufhob, wandte sich Grumbach um Hülfe an den Herzog Johann Friedrich von Gotha (den Sohn des gleichnamigen von Karl V besiegten Churfürsten), dessen Geist so unreif, als sein Körper hinfällig war. Man redete ihm auf: mit Hülfe des in Deutschland gesunkenen, unzufriedenen Adels, werde er große Umwälzungen zu Stande bringen, die verlorenen Länder und die Churwürde wieder gewinnen, ja vielleicht (darauf mochten Wahrsagereien hinausgehn) Kaiser werden! Warnungen und Drohungen blieben ohne Erfolg, Johann Friedrich suchte Verbindungen mit allen Mächten Europas und Grumbach täuschte ihn durch falsche Briefe, als wolle Elisabeth von England ihn heirathen; man erzählt sogar: ein nichtsnutziges Mädchen sey einst

für Elisabeth ausgegeben [1]) und ihm weiß gemacht worden, die Königin habe sich in England krank gestellt und sey liebesvoll zu ihm, dem bucklichen schwachköpfigen Herzoge hingeeilt! Es blieb zuletzt nichts übrig als die ausgesprochene Acht zu vollziehen: Johann Friedrichs eigener Bruder, Johann Wilhelm, und Churfürst August von Sachsen führten das Heer, eroberten Gotha den 13ten April 1567 [2]) und nahmen den Herzog nebst Grumbach und seinen Genossen gefangen. Diese wurden hingerichtet, Johann Friedrich aber starb 1595 nach achtundzwanzigjähriger Haft zu Neustadt bei Wien. Seine Länder gingen theils an seinen Bruder, theils an seine Kinder über.

Eine häufiger wiederkehrende Ursach nachtheiliger Störung des Landfriedens lag darin, daß einzelne deutsche Fürsten und Herrn für fremde Mächte Söldner warben, welche dann nur zu oft auf Kosten des Landes lebten und die ärgsten Ausschweifungen begingen. Das Recht solche Werbungen und Kriegszüge zu unternehmen, wollte man sich (weil es zu deutscher Freiheit und deutschem Ritterthume gehöre) nicht beschränken lassen; doch ward beschlossen: jede fremde Macht sollte sich wegen solcher Werbungen zuerst an den Kaiser wenden, über Zahl, Anführer und Verpfle-

1) Thuan XLI, 16.

2) Isselt 111.

gung die nöthige Auskunft geben, sorgen daß keine Unbilden einträten, und was der nützlichen Vorsichtsmaaßregeln mehr waren. Wichtiger indeß als alle diese Dinge blieben die religiösen Angelegenheiten, von welchen in Zusammenhang zu reden wir bis hieher verspart haben. Der augsburgische Religionsfriede von 1555 [1]) setzte im Wesentlichen folgendes fest:

Erstens: niemand wird fernerhin wegen seiner Religion beunruhigt, oder mit weltlichen oder kirchlichen Strafen belegt; doch sollen alle Anderen, so dem katholischen und lutherischen Bekenntnisse nicht anhängig, in diesem Frieden nicht gemeint, sondern gänzlich ausgeschlossen seyn.

Zweitens: da man sich nicht vergleichen können, wie es mit den geistlichen Gütern zu halten sey, sofern ein Bischof, Prälat, oder anderer Priester seine Religion ändere, so haben wir (König Ferdinand I) in Kraft der uns von kaiserlicher Majestät gegebenen Vollmacht und Heimstellung erklärt und gesetzt, also wo ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder anderer geistlicher Stand von seiner alten Religion abtreten würde, derselbe sein Erzbisthum, Bisthum, Prälatur und andere Beneficia, auch damit alle Frucht und Einkommen so er davon gehabt alsbald ohne einige Verwiderung oder Verzug, jedoch seiner Ehre unnachthei-

1) Lehmann Historia pacis religiosae 138.

lig verlassen, auch das Kapitel und denen es von gemeinen Rechten oder der Kirchen und Stifter Gewohnheit zugehört, eine Person der alten Religion verwandt zu wählen und zu ordnen zugelassen sey, welche bei allen Gütern u. s. w. unverhindert und friedlich gelassen werden soll; jedoch künftiger, christlicher, freundlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvorgreiflich.

Drittens: geistliche Güter, Klöster und dergleichen, die nicht reichsunmittelbar, und zur Zeit des passauer Vertrags eingezogen oder in protestantischen Händen waren, verbleiben den neuen Inhabern.

Viertens: die geistliche Gerichtsbarkeit hört auf, sofern sie der augsburgischen Confessionsverwandten Religion, Glauben, Kirche, Gebräuche, Ordnungen, Cäremonien und Bestallung der Geistlichen angeht; in andern Dingen mag sie von den Erzbischöfen, Bischöfen u. s. w. hinführo wie bisher geübt werden.

Fünftens: kein Stand soll den andern, oder desselben Unterthanen zu seiner Religion bringen, abpракticiren, oder wider ihre Obrigkeit in Schutz und Schirm nehmen, noch vertheidigen in keine Wege. Wo aber Unterthanen, dem einen oder dem andern Bekenntnisse zugethan, mit ihren Weibern und Kindern an andere Orte ziehen und sich niederlassen wollten, denen soll solcher Ab- und Zuzug, auch

Verkauf ihrer Haab und Güter gegen ziemlichen, billigen Abtrag der Leibeigenschaft und Nachsteuer, wie es jedes Orts üblich, zugelassen und bewilligt, auch an ihrer Ehre und Pflicht allerdings unentgolten seyn.

Sechstens: die Reichsritterschaft ist in dem Frieden mit begriffen und darf wegen der Religion nicht belästigt werden; dasselbe gilt wenn beide Parteien sich in Reichsstädten befinden.

Siebentens: soll überhaupt jede Partei die andere in ihrer Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen, Cäremonien, Haab und Gütern ruhig und friedlich bleiben lassen, und soll die streitige Religion nicht anders denn durch christliche, freundliche, friedliche Mittel, zu einhelliger christlicher Verständigung und Vergleichung gebracht werden. Und wenn solche Vergleichung durch eine allgemeine oder eine deutsche Kirchenversammlung, Religionsgespräche oder Reichshandlungen nicht erfolgen würde, soll alsdann nichtsdestoweniger dieser Friede in allen Punkten bis zur endlichen Einigung in Religions- und Glaubenssachen bestehen und fortdauern.

Unstreitig war der Religionsfriede für Deutschland ein sehr großer Gewinn; denn während in andern Ländern die Parteien in entsetzliche Religionskriege geriethen und abwechselnd eine die andere unterdrückten und mißhandelten, erhielt sich in Deutschland ein Rechtsverhältniß, welches aufs bestimmteste

alle Gewalt verdammte und für Beilegung fortdauernder Streitigkeiten lediglich milde Wege verstattete. Nicht unnatürlich entstanden aber sehr bald verschiedene Auslegungen einzelner Punkte, bis die Ansichten über Werth, Würde und Gültigkeit des ganzen Friedens immer weiter auseinandergingen. Ja wäre auch alles Einzelne deutlich ausgesprochen und entschieden gewesen, von entgegengesetztem Standpunkte mußte doch jegliches sich anders gestalten. Die eifrigen Katholiken nämlich betrachteten den Religionsfrieden und die Duldung der Protestanten, immer nur als ein in Zeiten der Gefahr abgezwungenes Zugeständniß; welches man zur Herstellung der wahren Kirche bei günstigeren Verhältnissen aufzuheben so berechtigt als verpflichtet sey. Ueberhaupt hätten Kaiser und Stände in kirchlichen Sachen gar nicht zu entscheiden und des Papstes Widerspruch gegen den Religionsfrieden, hebe ihn für jeden ächten Katholiken auf. Oder, wolle man auch seine einstweilige Gültigkeit zugestehn, so habe diese doch seit dem allgemein verbindlichen Ausspruche der tridenter Kirchenversammlung ein Ende genommen.

Umgekehrt behaupteten viele Protestanten: der Religionsfriede sey, so fern er den bestimmten Zustand eines Jahres und Tages für alle Zeiten festhalten, alle Entwickelung hemmen wolle, ein höchst mangelhaftes Werk, und wenn die Katholiken ihm nur be-

dingte und einstweilige Gültigkeit zugestehen wollten, dann wären sie (aus gleich zu entwickelnden Ursachen) noch weniger an alle Bestimmungen desselben gebunden.

So die allgemeine Betrachtungsweise; im Einzelnen lauteten schon auf dem Reichstage von 1559 die Beschwerden der Protestanten dahin: der Religionsfriede wird nicht überall gehalten und befolgt, vielmehr bringen die Katholiken manche mit Gewalt zu ihrem Glauben zurück, nehmen abgetretene Güter und Einnahmen in Anspruch, verbieten den Besuch protestantischer Predigten, untersagen die Anstellung von Pfarrern und verhindern freien Abzug der Unterthanen. — Die Katholiken entgegneten: es schmähen die Protestanten unsern Glauben, drängen sich in Kapitel, Pfründen und obrigkeitliche Stellen, greifen in die noch bleibende geistliche Gerichtsbarkeit, ziehen eigenmächtig Kirchengelder ein und erzwingen Beiträge zur Erhaltung protestantischer Geistlichen. Der Kaiser beschloß: das Kammergericht soll Streit nach Inhalt des Religionsfriedens entscheiden und wird da, wo der Buchstabe desselben nicht deutlich ist, unparteiisch nach Ehrbarkeit, Billigkeit und Vernunft erklären und auslegen.

Unterdeß wandten sich immer mehr weltliche Für-

---

1) Lehmann 196. Schröckh IV, 835.

sten zu den Protestanten und als Maximilian den Thron bestieg, hofften sie bei dessen Sinnesart bald ganz obzusiegen. Er hatte öfter ihrem Gottesdienste beigewohnt, unter seinen Predigern den protestantisch gesinnten Pfauser lange geduldet, von seinem Vater heftige Zurechtweisungen über seine religiösen Ansichten erfahren und die Jesuiten, troß der eifrigen Bemühungen des Franz Rodriguez, immer von sich und seinem Hofe fern gehalten [1]). Eben so wenig fanden die heftigen Einreden des Kardinals Commendon gegen die Protestanten und den Religionsfrieden bei ihm Gehör, und nur die Hoffnung seine Tochter mit Philipp III zu verheirathen oder dereinst Spanien zu erben, soll ihn vom öffentlichen Uebertritt zum Protestantismus abgehalten haben. Während Maximilian es so den Eiferern keiner Partei recht machte, und sie sein Benehmen nur aus unreinen Nebengründen zu erklären suchten, befand er sich auf einem höheren, wahrhaft kaiserlichen und christlichen Standpunkte. Er hegte die Ueberzeugung: wer den religiösen Glauben vorschreibe, greife in die Rechte Gottes und verliere darüber leicht die irdische Herrschaft [2]). Nie

1) Wolf Geschichte der Jesuiten II, 105. Commendon II, 40, 43, 72.

2) Seinsheim. vita 285. Historia persecut. Bohem. 124. Cratos Leichenrede auf Maximilian S. 8.

müsse man mit Gewalt die Gewissen zwingen wollen, denn sie wären unbezwinglich. In demselben Sinne mißbilligte er aufs höchste die in Frankreich geübte Tyrannei. Für seine Person war er gewiß weder in allen und jeden Punkten katholisch, noch protestantisch gesinnt; sondern stellte sich die Aufgabe, beide Theile in Ordnung zu halten, zu dulden und alles zur Milde hinzulenken. Dies war um so nöthiger, da die wechselseitigen Beschuldigungen zwischen Katholiken, Lutheranern und Reformirten immer höher, und schon über alle Gränzen der Wahrheit und des Anstandes hinausstiegen.

Zunächst mußte er seine Aufmerksamkeit auf Oesterreich richten. Ungeachtet strenger Maßregeln hatte sich hier der Protestantismus so verbreitet, daß viele Mitglieder der Stände schon 1532, jedoch vergebens, um freie Religionsübung anhielten [1]). Nach dem Tode des Bischofs Faber zu Wien (er starb 1541) ward Ferdinand etwas milder, schlug indessen 1548 jene Bitte zum zweiten Male ab und nahm 1551 die Jesuiten auf [2]), welche sich Anfangs bescheiden zeigten und unentgeltlich lehrten [3]), bald aber

1) Raupachs evangelisches Oesterreich I, 19—44. Waldau Geschichte der Protestanten in Oesterreich I, 77, 98.

2) Auch in Böhmen. Balbini decad. I, 7, 242.

3) Wolf II, 105.

ihre Unduldsamkeit an den Tag legten. Nicht aus Milde oder Einsicht in die Rechtlichkeit der Forderung, erlaubte der Papst auf Maximilians II Andringen im Jahre 1564 den Gebrauch des Kelchs [1]), sondern um den völligen Abfall von der katholischen Kirche zu verhüten. Hiemit unbegnügt gingen die protestantischen Stände den Kaiser um neue Bewilligungen an, und nach langen Verhandlungen ward festgesetzt: den Gliedern des Herrn- und Ritterstandes wird in ihren Häusern, Schlössern und Gütern, für sich, ihr Gesinde und zugehörige Unterthanen, freier Gottesdienst nach der überreichten Agende verstattet, bis zu allgemeiner christlicher Reformation und gottseliger Vereinigung der Religion in Deutschland. In den landesherrlichen Städten und Märkten ward, laut jener Urkunde, solcher Gottesdienst nicht gestattet, wohl aber in den Städten wo Adliche Häuser besaßen. Stillschweigend duldete indeß der Kaiser protestantische Prediger auch an andern Orten [2]), (Wien und Neustadt ausgenommen) sofern sie sich nur anständig und gemäßigt benahmen. Jene Bewilligungen ertheilte übrigens Maximilian (den Worten der Urkunde nach) für sich, seine Erben und Nachkommen, und solle

1) Wieder aufgehoben für Oesterreich 1600, für Böhmen 1623. Thuan. XXXVI, 88; XLVII, 8.

2) Raupach I, 107; Waldau I, 178.

dagegen aus kaiserlicher oder landesfürstlicher Macht nie etwas geschehen. Andererseits versprachen die Stände, den Gesetzen zu gehorchen und insbesondere keine Unbilden wider Katholiken zu üben. — Daß jene Vorrechte nur den Bekennern der augsburgischen Confession zugesichert wurden, lag nicht in einseitiger Unduldsamkeit, sondern darin, daß Max ein Feind der religiösen Anarchie und der ganz gesetzlosen persönlichen Willkür war [1]), welche damals viele als das Höchste betrachteten. Indeß genügte jenes Mittlere freilich beiden Theilen nicht, sofern keine Ansicht, kein Grundsatz unbedingt und folgerecht durchgeführt zu seyn schien, und die allmählige Entwickelung ohne Unruhe, welche der Kaiser für das allein Wünschenswerthe hielt, der größern Zahl für verwerfliche Halbheit galt.

Ganz den entgegengesetzten Weg schlugen die, für den Katholicismus eifernden Herzoge von Baiern ein. Wilhelm IV (1508—1550) und Ludwig erkannten viele Mißbräuche des alten kirchlichen Systems und waren anfangs Luthern nicht abgeneigt; aber dessen zu schroff und unverständlich hingestellte Ansicht von der menschlichen Unfreiheit und der Entbehrlichkeit guter Werke [2]), stimmte sie dergestalt um, daß sie seit den wormser Beschlüssen die heftigsten Strafmit-

1) Chytraei oratio 161.

2) Winter Geschichte der evangelischen Lehre in Baiern

tel, selbst Tod und Brand, gegen die Neuerer anwandten, und sie ums Jahr 1534 fast alle ausgetilgt hatten. Die Jesuiten, so nützlich sie einerseits für den vernachlässigten oder herabgekommenen Unterricht wirkten, stellten doch überall ihre einseitigen Zwecke voran und gewannen höchst nachtheiligen Einfluß. — Albrecht V (1550—1579) freiern Sinnes, prachtliebend, verschwenderisch, zeigte sich milder gegen die Protestanten als sein Vater Wilhelm, und erlaubte ihnen eine Zeit lang den Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt, das Fleischessen an gewissen Tagen und dergleichen. Als aber Papst und Kirchenversammlung schlechthin beim Alten blieben, wuchs auch seine Strenge und die Jesuiten gründeten eine wahre Inquisition [1]). Sie reiseten im Lande umher, nahmen Bibeln, Klassiker, selbst Sprachlehren weg die in protestantischen Ländern gedruckt waren, verwarfen aus Haß gute Schulordnungen, und bewirkten die Absetzung der Geistlichen, welche ein vorgelegtes Glaubensbekenntniß nicht unterschreiben wollten. — Auf derselben Bahn beharrte Wilhelm V (1579—1597). Er war religiösen Andächteleien und angeblich from-

Band I. Zschocke Gesch. von Baiern III, 58. Mannert Band II.

1) Mannert II, 60. Wolf Geschichte Maximilians I, 82, 87.

men Uebungen ganz hingegeben, verschwendete große Summen für Pilgerungen nach Rom, Schenkungen nach Loretto, für die Jesuiten, die einen so gelehrigen Zögling an ihm hatten daß er benachbarte Fürsten, ja jene Eiferer selbst, zur völligen Vertilgung der Protestanten antrieb!

Auf dem Reichstage von 1566 erneuten und erweiterten sich die Klagen der beiden Religionstheile. Seitens der Protestanten wiederholte man das schon früher Bemerkte, unter Beifügung einzelner Beispiele von Eingriffen und Verfolgungen, klagte über die Schlüsse der tridenter und forderte eine deutsche Kirchenversammlung, schilderte die spanische Tyrannei in den Niederlanden der Wahrheit gemäß und als einen Eingriff in die Rechte des Reichs, verwarf den geistlichen Vorbehalt, da die Protestanten niemals darin gewilligt hätten und der Kaiser durchaus nicht berechtigt gewesen wäre ihn eigenmächtig, zur Schmach ihrer Lehre und zur Hemmung der heilsamen Kirchenverbesserung, als Gesetz aufzudringen [1]). Ueberdies sey nicht davon die Rede geistliche Stifter in weltliche zu verwandeln, oder zu ganz andern Zwecken zu verwenden; sondern sie nur mit ihren Kapiteln, Stimmrecht u. s. w., der reineren Lehre anzupassen. Ueber=

1) Pufendorf de rebus suecicis 7. Lehmann 197—221. Saligs augsburg. Religionsfriede I, 688.

haupt deute und erhalte man den Religionsfrieden am besten, wenn man jedem freistelle sich nach seiner Ueberzeugung und nach seinem Gewissen (ohne Zwang geistlicher oder weltlicher Obrigkeit) zu einer oder der andern Partei zu wenden. Die Mehrheit der katholischen Stände, oder einseitig besetzte Gerichte könnten in diesen Dingen nie entscheiden; nicht Gewalt, nur gütlicher Verein sey gültig.

Die Katholiken erneuten ihre Klagen über die Schmähung ihres alten heiligen Bekenntnisses, und suchten es gegen die erst vierzigjährige Weisheit zu rechtfertigen. Die allgemeine Kirchenversammlung [1]) mache eine Deutsche überflüssig, die einzelnen Beschwerden ließen sich widerlegen, der Religionsfriede sey genügendes Gesetz und müsse buchstäblich angewandt, nicht willkürlich umgedeutet, oder den Einwendungen der Minderzahl ein entscheidendes Gewicht beigelegt werden u. s. w. — Kaiser Max erklärte: beide Theile sollen sich aller beleidigenden, heftigen Worte, aller Leidenschaft enthalten, damit christliche Liebe obsiege und die endliche Ausgleichung aller Spaltungen zu hoffen sey. Einzelne Beschwerden müsse man prüfen, abstellen, an dem Religionsfrieden aber festhalten und danach verfahren. Da indeß über den geistlichen Vorbehalt und die Freistellung der Religion,

---

1) Lehmann 243.

eine Hälfte dem, was die andere fordere, heftig widerspreche, könne er nicht einseitig entscheiden, sondern müsse auf weitere gütliche Unterhandlung verweisen.

Da diese Einigung bis zum Jahre 1575 nicht zu Stande gekommen war, legten die Protestanten auf dem, über Rudolfs Königswahl gehaltenen Churfürstentage, eine, ihnen von Ferdinand I am 24sten September 1555 gegebene Erklärung vor, des Inhalts: daß die, seit Jahren unter geistlichen Ständen dem augsburgischen Bekenntnisse zugethanen Einwohner, dabei in Ruhe sollten gelassen werden. Die Aechtheit dieser Urkunde ward nach einigen Zweifeln anerkannt und der zeitherige Nichtgebrauch derselben von den Protestanten damit gerechtfertigt, daß die Bedrängniß früher minder groß und mannigfaltig gewesen sey. Nichtsdestoweniger behaupteten die geistlichen Churfürsten: jene Erklärung sey weder allgemein berathen, noch beschlossen, also ohne Gültigkeit; ein Einwand, den freilich die Protestanten auf gleiche Weise dem geistlichen Vorbehalte entgegensetzten.

Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1576 lauteten die Klagen der Protestanten: mehre katholische Stände jagen ihre protestantischen Unterthanen, sofern sie nicht den Glauben wechseln wollen, aus dem Lande [1]) und übergeben sie aller nur denk-

1) Lehmann 273, 284, 309.

baren Noth. Solch Verfahren widerspricht aber schlechthin dem Religionsfrieden, welcher nicht der Obrigkeit das Verjagen, sondern nur den Unterthanen das Hinwegziehen verstattet, sofern sie gewisse Abzugsgelder zahlen. Wenn ferner die Annahme unseres Glaubens nicht den Ehren nachtheilig seyn soll, so darf sie nicht mit Landesverweisung bestraft werden, die überall *infamiam* auf dem Rücken trägt und noch größeres Elend nach sich zieht. Wie richtig unsere Erklärung über den Religionsfrieden ist, geht auch daraus hervor, daß viele katholische Fürsten ihre protestantischen Unterthanen ungestört und bei freiem Gottesdienste lassen; wäre aber Buchstabe und Anwendung des Religionsfriedens anders, so müßte so tyrannischem Wesen ein Ende gemacht und itzt ein neues zweckmäßiges Gesetz darüber gegeben werden.

Die Katholiken antworteten: wenn die Protestanten in ihren Ländern den Katholiken freien Gottesdienst nicht zugestehn, so können sie für ihre Glaubensgenossen keine größere Duldung verlangen, oder den Laienfürsten Rechte einräumen, die sie den geistlichen Fürsten versagen. Eine unbedingte Freistellung der Religion ist aber um so verderblicher, da der Religionsfriede nur die augsburgischen Confessionsverwandten duldet, alle übrigen Sekten, deren nur zu viele emporwachsen, aber verwirft, und selbst Lutheraner die Reformirten als Ketzer darstellen. Wie soll

eine geheime, zwanzig Jahre lang unbekannt gebliebene Erklärung Ferdinands die Prälaten verpflichten, während die Protestanten seit dem passauer Vertrage mehre Bisthümer, Klöster und Stifter gegen Sinn und Buchstaben des Religionsfriedens in Beschlag genommen haben.

Der Kaiser entschied am 25sten August 1576: man könne Ferdinands Erklärung nicht in den Reichsabschied aufnehmen, oder dem Kammergerichte zur Achtung zusenden; er stellte alles nochmals auf den Weg weiterer gütlicher Verhandlung.

So lagen die Dinge als der edle Maximilian leider am 12ten Oktober 1576, neunundvierzig Jahre alt, starb [1]). Sein vierundzwanzigjähriger Sohn und Nachfolger Rudolf II, erweckte in seiner Jugend große Erwartungen: denn er war friedliebend, wißbegierig, sehr wohl unterrichtet, besonders in der Mathematik, Astronomie und Chemie, ein Freund aller Gelehrten und Künstler, ein edler Beschützer Tycho Brahes und Keplers [2]); bald aber ergab sich daß diese und verwandte gute Eigenschaften, den Mangel wahren Herr-

1) Siehe des Arztes Crato Bericht über Maximilians letzte Krankheit und Tod. Budens historische Sammlungen I, 589.

2) Weber dissert. de Rudolpho 5. Engel Geschichte von Ungern IV, 229.

schergeistes nicht ersetzen konnten, und ein langer Aufenthalt in Spanien seinen religiösen Ueberzeugungen eine Richtung gegeben hatte, die ihn unfähig machte beide Partheien gerecht und mit dem Gleichmuthe der Ueberlegenheit zu lenken und zu beherrschen.

Dem gemäß wurden Maximilians Bewilligungen für die österreichischen Protestanten sogleich streng nach dem Buchstaben ausgelegt, in den Städten nur katholischer Gottesdienst verstattet, nur Katholiken das Bürgerrecht ertheilt, jeder Protestant von Aemtern und Stellen verdrängt und endlich 1578 befohlen: alle sollten katholisch werden, oder das Land verlassen. Bloß die Ohnmacht Rudolfs und große Aufstände der Bauern, hinderten die Vollziehung des gewaltsamen Beschlusses.

Diese täglich wachsende Gefahr, dringende Warnungen der Königin Elisabeth: die Protestanten sollten sich nicht wegen geringer Abweichungen über schwierige Glaubenspunkte unter einander thöricht schwächen und unchristlich verdammen, wirkten zu den bereits erwähnten Aussöhnungsversuchen [1]), welche mit Aufstellung der Eintrachtsformel (1580) endigten. Unterdeß trugen aber eine Menge einzelner Begebenheiten dazu bei, die gegenseitige Stellung der Protestanten und Katho-

1) Dies geschah in frühern, hier nicht mitgetheilten Abschnitten.

liken immer mehr zu verschlimmern. In Achen z. B. hatte sich die Zahl jener allmählig so vermehrt, daß sie Gottesdienst und Zutritt zu den öffentlichen Aemtern verlangten; beides ward, denn es widerspreche den alten Gesetzen, abgeschlagen, und nach manchen Unruhen und abwechselndem Obsiegen der einen oder der andern Partei, die Stadt im Jahre 1598 geächtet, die protestantische Geistlichkeit und Obrigkeit fortgejagt und alles wieder auf katholischen Fuß gesetzt.

Churfürst Gebhard von Köln trat zu den Reformirten über und heirathete im Jahre 1582 die Gräfin Agnes von Mansfeld. Hiefür ward er vom Papste abgesetzt [1]), und von dem zu seinem Nachfolger erwählten Prinzen Ernst von Baiern verdrängt. Die Klage der Protestanten: wenn man dem Papste erlaube Churfürsten abzusetzen, die nicht bloß geistliche Beamte, sondern auch Reichsfürsten wären, so gehe die ganze Reichsverfassung zu Grunde, fanden kein Gehör; da es den Katholiken über alles wichtig war, durch den geistlichen Vorbehalt die sonst rastlos um sich greifende Reformation zum Stillstand zu bringen.

Ein ähnlicher Streit entstand 1592 in Straßburg, als die protestantischen Domherrn den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, und die

1) Thuan LXXVI, 12. LXXVIII, 13.

andere Fürsten die Religion in ihren Ländern einrichteten, so stehe ihm dasselbe in den seinen frei [1]). Dem gemäß setzte er statt der protestantischen Prediger katholische ein, worüber, sowie über andere Bedrückungen, große Bauernaufstände ausbrachen, allmählig aber unterdrückt wurden [2]). Nach der Rückkunft von einer Reise nach Rom im Jahre 1598, erhöhte sich Ferdinands blinder Eifer: alle Einwohner sollten binnen kurzer Frist katholisch werden, oder ihre Güter verkaufen, das Land räumen und zehn vom Hundert Abzug zahlen. Die evangelischen Kirchen und Schulen wurden niedergerissen, verbrannt, oder mit Pulver in die Luft gesprengt. Am 8ten August 1600 verbrannten die Henker mehr als 10,000 Bibeln und Erbauungsbücher, und Ferdinand legte an derselben Stelle den Grund zu einem Kapuzinerkloster. Ueberall betrieben die katholischen, von Soldaten unterstützten Geistlichen, die Auswanderung, und aller Orten wurden Galgen für die Widerstrebenden errichtet. Bitten einsichtsvoller Beamten, Vorstellungen der Stände, Erinnerungen an Versprechen, Urkunden,

1) Schmidt VIII, 189.

2) Khevenhiller 1497, 1548, 1570, 1730—1740, 1871, 1888, 2207. Wolf Leben Maximilians I, 128—131. Meyern Londorp. contin. I, 174.

Eide blieben gleich vergebens [1]); beim schwachen Kaiser war keine Hülfe zu finden und dessen Bruder Matthias gab 1604 ein Gutachten des Inhalts [2]): alle Bewilligungen des schlecht unterrichteten Maximilian sind aufzuheben; denn allein die Kirche hätte sie ertheilen oder vielmehr nicht ertheilen können, da überall nur ein Glaube seyn soll und auch der bürgerliche Gehorsam durch Verschiedenheit desselben gemindert wird. Der Zweck: das Entstehen mehrer Sekten zu hindern ist nicht erreicht, und wenn man in dem itzt günstigen Zeitpunkte die protestantischen Prediger fortschafft, werden sich alle andern bekehren lassen. Ueberdies sind Erben großer Herrn nicht verbunden, ihnen nachtheilige Versprechungen und Freibriefe zu halten!

So dachten und handelten die österreichischen Fürsten, die Söhne und Vettern Maximilians II, so, der nach ihm den Namen trug, Maximilian I von Baiern. Dieser, geboren den 17ten April 1573 ward nach einer von Jesuiten entworfenen genauen Anweisung erzogen, welche neben manchem Nützlichen, auch Verkehrtes und unter anderem das Verbot enthielt, die alten Schriftsteller, diese heidnischen Schwätzer und Fabelhansen zu lesen. Unterrichtete Männer mach-

1) Khevenh. 2378.

2) Waldau II, 41.

ten indeß seinem Vater Vorstellungen gegen dies Verfahren [1]), und Max lernte auf der Universität zu Ingolstadt die Rechte, Mathematik und Kriegswissenschaft; doch blieben Gregor von Valentia und andere Jesuiten seine beständigen Gesellschafter. Mit Ferdinand II, der zu Ingolstadt damals unter ähnlicher Leitung stand, führte ihn nicht bloß Verwandtschaft, sondern auch Aehnlichkeit des Charakters und Gleichheit der Gesinnungen zusammen. Maximilians Anlagen, sein Fleiß, sein Ernst werden, und mit Recht, gerühmt; wie früh ihn aber falsche Frömmigkeit verblendete und das natürliche Gefühl von Recht und Sittlichkeit abstumpfte, geht daraus hervor, daß der sechzehnjährige Jüngling am 21sten August 1589 seiner Mutter schrieb [2]): gestern habe ich mit großer Freude verstanden, daß der König von Frankreich umgebracht sey. Wenn solches wahr wäre, hätte ich mich dessen noch höher zu erfreuen! — Nachdem Max im Jahre 1593 Böhmen, Italien, die Schweiz und einen Theil Frankreichs bereiset hatte, kehrte er nach München zurück und nahm an den Geschäften Theil. So viel Verschwendung und Betrug fand in allen Zweigen der Verwaltung, so viel Elend im Lande statt, daß Herzog Wilhelm, nur auf frömmelnde

1) Siehe Wolf.

2) Wolf I, 107.

Uebungen bedacht, nicht wußte wie er die Drangsale beherrschen oder beseitigen sollte [1]), und deshalb die Regierung 1597 seinem Sohne abtrat. Max verringerte sogleich die Zahl der Beamten, Hofleute, Bedienten, Köche u. s. w., schaffte durch gute Wirthschaft und neue Steuern, Geld für viele Unternehmungen herbei, traf zweckmäßige Anstalten zur Bildung eines Kriegsheeres, erließ allmählig Verordnungen über bürgerliches und peinliches Recht, Polizei, Handwerker, Armenwesen, ärztliche Anstalten und dergleichen, in denen sich manches Treffliche mit Irrthümern der Zeit vermischt findet. Ehrgeiz und Vergrößerungssucht, die immer das Christliche zum Deckmantel brauchten und in heillose Kriege hineintrieben, zerstörten aber all das Gute was im Einzelnen geschah; daher ward seine Thätigkeit nie recht fruchtbringend, seine berechnende Klugheit erhob sich nie zu wahrer Weisheit. Einerseits allerdings von Jesuiten geleitet, andererseits aber mehr ein Mann die Welt jesuitisch zu regieren, als sich regieren zu lassen [2]), stimmten der Herzog und der Orden nur zu oft in Mitteln und Zwecken, insbesondere wider die Protestanten überein. Als Kirchenvisitationen in Baiern die Unwissenheit und Zuchtlosigkeit der Geistlichen in einer entsetzlichen, fast

---

1) Wolf I, 179, 217.

2) So sagt sehr richtig, Lang Gesch. d. Jesuiten 124.

unglaublichen Höhe zeigten, ergriff Maximilian als Hauptgegenmittel, — die Einführung der Kapuziner! — Unter seinen Augen erschienen die heftigsten Schriften wider die Protestanten, z. B. Burkard de autonomia und ein Jesuit sagte von Luther: er sey eine unsinnige Bestie, unfläthige Sau, unbeständiger Wetterhahn, leichtfertiger Lügner, schamloser Fleischbengel, zornige Habermetze, hyperbolischer Thrason, übermüthiger Goliath, markolfischer Zotenreißer, öffentlicher Ketzer und Nonnenschänder, ein Wust, Fuom, (Abschaum) und eine Grundsuppe [1]).

Eben so grob ging es bei Religionsgesprächen her, die der Pfalzgraf Friedrich IV veranlaßte [2]). In dem Briefwechsel mit Maximilian über religiöse Gegenstände zeigt sich jener im Ganzen als der Billigere und Würdigere, und dem Jesuiten, welcher hiebei die Feder geführt, ward bewiesen: er habe dem Herzoge vorgelogen, vieles stehe in Luthers Schriften, was keineswegs darin zu finden war.

Doch man blieb nicht beim Sprechen und Schreiben, sondern ging über zu leidenschaftlichen Thaten. In der Reichsstadt Donauwerth mehrte sich all-

1) Wolf I, 442. Dagegen nannten Protestanten die Jesuiten Suitas, Esauitas. Senkenberg Geschichte des 17ten Jahrhunderts I, 37.

2) Wolf I, 488.

mälig die Zahl der Protestanten, was laut des Religionsfriedens erlaubt war, aber wohl nicht ohne alle Bedrückung der Katholiken abging. Seit dem Jahre 1567 hatte deshalb ein dasiges Kloster keine öffentlichen Umzüge gehalten, und der Abt wurde, als er es wieder versuchte, vom Magistrate gebeten, vor gefälltem Rechtsspruche in dieser Sache nichts zu neuern. Ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, begann er am 25sten April 1606 einen zweiten Umgang [1]), der aber vom Pöbel gestört und dabei manche Unbilde begangen wurde. Leicht hätten sich in dem itzt erhobenen Streite, die Fragen nach dem Rechte überhaupt und nach einzelnen Uebelthätern aufklären und entscheiden lassen; aber Max trieb, während der kaiserliche Hof kälter und vorsichtiger verfahren wollte, überall zum Bruche [2]) und erhielt den Auftrag, die am 3ten August 1607 über Donauwerth ausgesprochene Acht zu vollziehen; obgleich mehre Räthe des Kaisers meinten: man solle einem so hitzigen und vindikosen Herrn nicht solch wichtigen Auftrag geben. Den 17ten December rückten die Baiern in die Stadt, welche keinen Widerstand entgegensetzte, aber das Versprechen erhalten hatte: sie solle nicht geplündert und

1) Senkenberg I, 442. Meyern Londorp. contin. I, 387.
2) Wolf I, 208.

bei der lutherischen Lehre gelassen werden. Beides ward nicht gehalten, und obgleich des Herzogs eigene Räthe ihm vorstellten: sein Auftrag gehe gar nicht dahin den Katholicismus in Donauwerth einzuführen, und ein so gefährlicher Versuch werde große Klagen verursachen, gaben die vorwärts treibenden Jesuiten den Ausschlag; sie verjagten die Prediger und sperrten den Gottesdienst. Als die Protestanten nunmehr Kirchen in benachbarten Orten besuchten, erging die Vorschrift: man solle von ihnen Pässe verlangen und sie unter allerhand Vorwänden so lange an den Thoren aufhalten, bis draußen der Gottesdienst vorüber sey. Hievon benachrichtigt fingen ihre Glaubensgenossen nun den Gottesdienst später an [1]), da verbot Max: an Sonn- und Festtagen jemand zur Stadt hinauszulassen, — damit im Fall einer Feuersbrunst, jeder zum Löschen in der Nähe sey! Er befahl insgeheim: man solle die Lutheraner auf alle Weise und unter allen nur möglichen Vorwänden chikaniren, ihre Besoldungen verringern, oder diese später auszahlen, kleine Versehen aufs härteste strafen, ihnen bei Klagen und Streitigkeiten nicht zu jeder Zeit, oder doch nur langsam Gehör geben, sie von allen Begünstigungen ausschließen u. s. w. — die Religion aber

---

1) Wolf I, 255, 273.

dabei nie erwähnen! Dieser unwürdigen, jesuitischen Kniffe freute sich der Herzog und schrieb nach Rom: solch Beispiel werde zu viel guter und mehrer Consequenz taugen!

Statt dessen war die unglückliche Trennung des Reichstags von 1608 unläugbar die Folge der Behandlung Donauwerths; denn Pfalz und Sachsen wollten alle Anträge des Kaisers bewilligen, sobald die Stadt in den vorigen Stand gesetzt werde. Die Räthe Rudolfs, hiemit einverstanden, ersuchten den Herzog: er möge der Sache eine angenehme Wendung geben und (den Protestanten zuvorkommend) den Kaiser um die Begnadigung Donauwerths bitten, wie einst der Churfürst von Sachsen für die jungen Herzoge von Gotha in der grumbachschen Sache gebeten habe. Ohne hierauf zu antworten, ließ Maximilian durch seine Gesandten überall verkünden: alles sey auf Befehl und mit Genehmigung des Kaisers geschehn. Nunmehr wandten sich die Protestanten an diesen und zeigten: die Neuerung sey vom Abte ausgegangen, mit der Verurtheilung und Bestrafung ohne gehörigen Rechtsgang vorgeschritten und der Religionsfriede übertreten worden. Sie erhielten keine Antwort und eben so wenig ließ sich Maximilian, dem die Beschwerde mitgetheilt ward, darauf ein. Bei erneuten Klagen äußerten selbst katholische Räthe des Kaisers: dessen Verlegenheit und die Zerrüttung im Reiche

gehe hauptsächlich von Baiern aus, worauf Maximilian, der Donauwerth schlechterdings an sein Haus bringen wollte, listig vorschreitend nur verlangte: man solle ihm die Stadt pfandweise bis zur Bezahlung seiner Auslagen lassen. Zu solchem Abtreten einer Reichsstadt, antwortete Rudolf, habe er kein Recht, auch stehe nirgends fest daß dem Vollzieher der Acht ein Pfand eingeräumt werden müsse. Jetzt im höheren Tone sprechend, wollte der Herzog nicht einmal eine Kostenrechnung vorlegen, sondern äußerte bloß: er hoffe man werde in seine Worte kein Mißtrauen setzen. Selbst der Bischof und der Abt, die den Lerm angefangen, erschraken über die betrübten Folgen und kamen beim Kaiser für die Geächteten ein; aber Maximilians Einfluß überwog und Rudolf verfügte: jener solle die Stadt, jedoch unbeschadet ihrer Form und Rechte, als Pfand erhalten. Mit dieser Fassung unbegnügt erzwang der Herzog eine noch günstigere; indessen forderte auch diese daß Kaiser und Reiche an Rechten, Regalien u. s. w. nichts zu nahe geschehe. Kaum aber war Maximilian am 23sten Julius 1609 in den Pfandbesitz förmlich eingewiesen, so schaltete er, insbesondere gegen die Protestanten, nach Belieben, und Gegenvorstellungen seiner Räthe daß er die ihm zukommenden Rechte überschreite, wurden von den Jesuiten durch Spitzfindigkeiten aller Art widerlegt.

Namens der Protestanten begab sich itzt Fürst

Christian von Anhalt nach Prag und übergab eine Schrift des Inhalts: der Kaiser und seine Räthe könnten nicht einseitig den Religionsfrieden erklären und ohne Kammergericht religiöse Streitigkeiten entscheiden [1]; sie müßten vielmehr, da die Vergleichung mit altrömischen Kaisern ganz unpassend wäre, auf Urkunden, Freibriefe, Reichsabschiede und Wahlkapitulationen strenge Rücksicht nehmen. Hiedurch, und noch auf manche andere Weise bedrängt, erklärte Rudolf den 17ten September 1609: Donauwerth solle binnen vier Monaten dem Reiche zurückgestellt werden; Max aber forderte vorher baare Bezahlung, oder die pfandweise Einräumung tirolischer Herrschaften. Seinen Geschenken und Bestechungen der kaiserlichen Räthe, setzten die Protestanten ähnliche Mittel und Drohungen entgegen, bis Rudolf verlangte daß Max seine Kostenberechnung vorlege. Nicht eher, antwortete dieser, als wenn man ihm sage, wer eigentlich Schuldner sey und ihn bezahlen werde, wozu sich Rudolf keineswegs verpflichten wollte. Endlich kam aber doch eine Kostenberechnung zum Vorschein, die auf 468,448 Gulden lautete und worin die Ausgaben wohl sechsmal zu hoch angesetzt waren. Söldner und Befehlshaber z. B. standen aufgeführt, die gar nicht vor Donauwerth gedient, oder ohne Vergleich

1) Wolf I, 364.

weniger bekommen hatten; es war in der ganzen Nachweisung auch nichts wahrhaft und ehrlich. Um nun diese Schlechtigkeiten zu rechtfertigen gaben Maximilians Räthe ein Gutachten [1]): es sey in jure nichts neues, daß ein Ding bezahlt werden müsse, obgleich dasselbe dem Handelnden nichts gekostet habe; und Tilly stimmte: Max könne Gefahr und Haß, die er sich durch diese Sache zugezogen, mit auf die Kosten schlagen! Und wahrlich, hätten Haß und Schaden die hieraus für Baiern und Deutschland hervorgingen, ersetzt werden sollen, viele Millionen würden nicht zugereicht haben! Aller Bemühungen der Protestanten und des Kaisers ungeachtet kam nichts zum Schlusse, und die fruchtlosen Unterhandlungen dauerten fort, bis die donauwerther Angelegenheit unter noch wichtigern fast verschwand.

Auf dem Reichstage, welcher 1608 in Regensburg gehalten ward, behaupteten die Protestanten: vor allen Unternehmungen und Anstrengungen gegen äußere Feinde, müsse man den innern Frieden begründen, den Rechtsgang bessern, den Reichshofrath auch mit Protestanten besetzen, Donauwerths Unabhängigkeit herstellen, und den Religionsfrieden erneuern und bestätigen [2]). Die Katholiken entgegneten: bevor

1) Wolf I, 390.

2) Lehmann 561.

die Protestanten nicht alles Kirchengut herausgäben was sie seit 1555 an sich gebracht, könne von einer Bestätigung des Religionsfriedens nicht die Rede seyn; auch müsse in allen religiösen, wie in allen politischen Sachen, die Mehrheit der Stimmen entscheiden. Nachdem die Protestanten hierauf nochmals erörtert: wie sie durch die, stets verworfene, Bedingung des geistlichen Vorbehalts gar nicht gebunden wären, erboten sie sich künftig nicht weiter zu greifen wenn man den jetzigen Besitzstand anerkenne; aber Herzog Max schrieb neben diesem Antrag: das dank der Teufel [1])! behielt Donauwerth gegen den klaren Buchstaben des Rechts und des Religionsfriedens, und war Haupturheber daß der Reichstag sich erfolglos auflösete.

Bei solchen Verhältnissen im Innern, sank natürlich Kraft und Ansehn den fremden Mächten gegenüber. Ein Krieg wider die Türken [2]) ward, ungeachtet päpstlicher und spanischer Unterstützung, aus Mangel an Einigkeit, Zucht und Gelde, lässig und unglücklich geführt, und große Unruhen in dem vom Kaiser schlecht oder gar nicht regierten Ungern, machten seiner Herrschaft daselbst fast ganz ein Ende. Gleich fruchtlos waren Rudolfs Versuche die Streitigkeiten der Niederländer mit Spanien zu vermitteln.

---

1) Wolf I, 292 — 308.

2) Khevenh. 1339, 1684.

Aller deutsche Einfluß auf jenes Land hörte auf [1]), der Handel litt und der Rhein ward von den Holländern gesperrt. Ja während der Jahre 1598 und 1599 überzogen die Spanier (ohne Rücksicht auf den bestehenden Frieden und die frühere Stellung, Macht und Würde des deutschen Reiches) einen großen Theil von Cleve, Jülich, Münster, Osnabrück, lebten aufs üppigste, schlugen, marterten und verstümmelten die Einwohner bis sie ihnen jegliches preis gaben, thaten Nonnen, Weibern und Mädchen Gewalt an, und zwangen Aeltern und Männer zuzusehen. Kaiserliche Befehle und Drohungen, Beschlüsse des westphälischen Kreises thaten keine Wirkung; denn die endlich zusammengebrachte Mannschaft sollte, so hieß es, nur vertheidigungsweise verfahren und die Spanier waren übermüthig genug zu ihrer Rechtfertigung anzuführen: die Holländer verletzten ja auch den Reichsboden und hauseten auf ähnliche Weise [2])!

Der Kaiser war freilich keineswegs alleiniger Urheber all dieser Uebel; nicht unwahr jedoch klagte man täglich lauter über ihn [3]). Gegen alle Regierungs-

1) Rudolfi epist. p. 129. Lond. Sleid. cont. III, 202, 209, 216, 230. Schmidt VIII, 61.

2) Grotius Histor. VII, 350. Cayet Chronol. septannaire I, 228.

3) Piasecius 218. Khevenh. 2212. Eremita iter germ. 356.

geschäfte hat er eine thörichte Abneigung und ist doch wiederum höchst eifersüchtig, wenn sich ein anderer ihrer annehmen will. Die Aemter bleiben unbesetzt, die zuchtlosen Söldner unbezahlt, erst nach jahrelangem Harren ergehen, obenein unpassende, Entscheidungen und gegen Willkür sucht sich jeder durch Willkür zu schützen. Scheidekünstler, Goldmacher, Stallknechte und Weiber, sein einziger Umgang, bringen ihn um Zeit, Geld, Gesundheit und Verstand. Denn sein Trübsinn steigt oft so weit, daß er in mehren Tagen kein Wort spricht, der Gedankenfolge aller Zusammenhang fehlt und Spuren des Wahnsinns, z. B. in Mißhandlung seiner Diener, hervorbrechen. — Zu den, so klagenden Unterthanen und Ständen, gesellten sich endlich auch Rudolfs Verwandte in der gerechten Furcht, eine längere Regierung des Unfähigen werde Macht und Ansehen des Hauses Oesterreich ganz untergraben. Sie ertheilten durch eine besondere Urkunde vom 25sten April 1606 dem Bruder des Kaisers, Matthias, aus den angedeuteten Gründen den Auftrag, Rechte und Geschäfte zu handhaben. Rudolfs im Zorne hierüber gefaßten Plane, seine Länder an Ferdinand von Steiermark,

---

Balbini decad. I, 7256. Hormayr Wien IV, 2, 47. Wolf I, 119. III, 271. Rudolf hatte von verschiedenen Frauen fünf uneheliche Kinder.

oder an dessen Bruder Leopold, oder gar an die spanische Linie zu bringen.[1]), mißlangen sämmtlich, seitdem Matthias (ohne Rücksicht auf den Widerspruch der Letztgenannten) den Forderungen der österreichischen Protestanten in den meisten Punkten nachgegeben [2]), auch dem Bürgerstande freie Religionsübung eingeräumt, sich dadurch verstärkt und die Reichsstände gleichen Bekenntnisses beruhigt hatte. Am 29sten Junius 1608 mußte Rudolf, unter Vermittelung des Papstes und der Churfürsten, Oesterreich und Ungern abtreten; und er hatte allerdings Grund zu fürchten, daß er auch den böhmischen Thron nicht mehr lange besitzen möchte [3]).

Zur Erläuterung der dasigen, von itzt an immer wichtiger werdenden Verhältnisse, dient folgendes. Der Gemahlinn Ferdinands I, Anna, einer Tochter König Wladislavs III, ward für den kinderlosen Todesfall ihres einzigen Bruders Ludwig (er ward 1526 bei Mohacz erschlagen) der Thron zugesichert; deßungeachtet mußte Ferdinand vor der Huldigung eine Urkunde

---

1) Khevenh. 8147. Weber diss. de Rudolfo 59. Wolf I, 121. Raupach I, 235.

2) Hormayr Wien IV, 2, 54 - 58. Piasec. 225, 275.

3) Die Katholiken fürchteten, wenn Rudolf ohne Erbordnung sterbe, komme das Vikariat an Sachsen und Pfalz. Tempesti vita di Sisto V, I, 115.

ausstellen [1]), daß er aus freiem und gutem Willen der Herren, Ritter und Städte zum König gewählt sey. Als aber, insbesondere die protestantischen Böhmen zur Zeit des schmalkaldischen Krieges, vor bejahender Entscheidung eines allgemeinen Landtags die Hand nicht zur Unterdrückung ihrer Glaubensgenossen bieten wollten, nahm ihnen Ferdinand nach der Schlacht bei Mühlberg ihre Freibriefe und ließ Böhmen auf dem Landtage für ein Erbreich erklären. Obgleich sehr Viele diese Bestimmung für unverbindlich und gewaltsam hielten, blieb alles still, und noch weniger kam es bei Maximilians II Duldsamkeit, wo Protestanten und Katholiken ruhig neben einander wohnten, zu unangenehmen Auftritten. Rudolf hingegen, (so sehr er sonst Böhmen liebte und für das Land sorgte) gab im Jahre 1602 ein Gesetz, wonach Gottesdienst und Duldung nur denen zu Theil werden sollte, die sich genau an die sogenannten baseler Compaktaten hielten. Die protestantischen Stände entgegneten: Böhmen sey ein Theil Deutschlands, mithin müsse der augsburgische Religionsfrieden auch daselbst gelten [2]); überdies wären 1576 jene Compaktaten

---

1) Historia persecut. eccles. Bohem. 114. Woltmann II, 98 — 141.

2) Theatr. europ. I, 3 — 12.

aufgehoben und von Maximilian verboten worden, jemand wegen seines Glaubens zu beunruhigen.

Nachdem nun Matthias, mehr aus politischen Gründen, als aus innerer Ueberzeugung, in Oesterreich zu dem Systeme Maximilians II zurückgekehrt war, glaubte der von allen Seiten bedrängte Rudolf auch nicht länger zögern zu dürfen, sondern gab am eilften Julius 1609 den berühmten böhmischen Majestätsbrief [1]), im Wesentlichen folgendes Inhalts.

Erstens, niemand soll der Religion halber den andern bedrängen, sondern alle als treue Freunde für einen Mann beieinander stehn. Die vereinigten Stände, Herrn, Adel, Prag, Berg- und andere Städte sammt ihren Unterthanen, in Summa alle die sich zu der böhmischen, Kaiser Maximilian 1575 übergebenen Confession bekennen, keinen ausgenommen, sollen dieselbe frei und ungehindert aller Orten üben und verbringen, bei ihrem Glauben, Religion, Priesterschaft und Kirchenordnung bis zu einer gänzlichen Vereinigung der Religion im heiligen Reiche, friedlich gelassen werden.

Zweitens: Die Protestanten gründen zur Leitung ihrer kirchlichen Angelegenheiten in Prag ein besonderes Consistorium, besetzen die Stellen bei der

---

1) Dumont V, 2. Urk. 76. Khevenh. 185. Belli Lorberkranz 69.

Universität und ernennen gewisse Vertheidiger (defensores) der neuen Einrichtungen, welche der Kaiser bestätigt, die aber nicht in seine Pflicht treten und von den protestantischen Ständen allein Geschäftsanweisungen erhalten.

Drittens: Wenn auch jemand aus den protestantischen Ständen, außerhalb der Kirchen und Gotteshäuser, welche sie jetzund halten und ihnen vorhin zuständig, irgend in Städten, Städtlein und Dörfern, oder anderswo wollten oder sollten mehr Kirchen, Gotteshäuser oder Schulen aufrichten und bauen lassen, dasselbe soll gleichwie dem Herrn- und Ritterstande, also auch den Pragern, Berg- und andern Städten und einem Jeden insonderheit anjetzo und inskünftige zu thun, vor männiglichen ungehindert frei und offen stehn.

Viertens: Weder der Kaiser, noch seine Erben, noch andere weltliche oder geistliche Personen, haben jemals das Recht diesem Frieden irgend zu nahe zu treten; sondern alles was in dieser Art geschähe, wird für nichtig erklärt.

Fünftens: Etwa entstehender Streit wird nicht von einer Partei, oder von kaiserlichen Beamten, sondern durch ein Gericht entschieden, welches mit zwölf, von und für jeden Theil erwählten Personen besetzt ist.

Bald darauf schlossen die katholischen und pro-

testantischen Stände untereinander einen Vergleich [1]), in dem es zwar heißt: jeder Theil solle im Besitz bleiben; was aber, ohne Widerspruch mit obigem, unmöglich unbedingte Unveränderlichkeit aller Verhältnisse in sich schließen konnte, oder sollte.

Am 20sten August 1609 ertheilte Rudolf den Schlesiern einen, dem böhmischen im Ganzen ähnlichen Majestätsbrief [2]); nur sind bei dem dritten obiger Punkte Fürsten und Stände genannt, und der erste lautet abweichend und deutlicher: alle und jede Einwohner des Landes, sie seyen unter geistlichen oder weltlichen Fürsten, Herrn, Commendatoren, oder kaiserlichen Fürstenthümern angesessen, auf dem Lande, Städten und in Dörfern, sollen freien Gottesdienst haben u. s. w.

Während viele diese Urkunden als heilbringend priesen, sagten andere: die Böhmen haben den Kaiser gezwungen die abgeschmacktesten, unsinnigsten Bedingungen einzugehn [3]). — Auf keinen Fall waren alle Gemüther dadurch beruhigt, am wenigsten das des Kaisers. Nachdem der Versuch Böhmen an seinen Vetter Leopold, statt an seinen ihm verhaßten Bruder Matthias zu bringen, zum zweiten Male fehlge-

---

1) Belli Lorberkr. 70.

2) Theat. europ. 11.

3) Eremita 359.

schlagen war, mußte er es diesem den 12ten April 1611 ebenfalls abtreten und würde vielleicht auch die Kaiserkrone verloren haben, wenn nicht der Tod am 20sten Januar 1612 seinem mühevollen aber thatenlosen Leben ein Ende gemacht hätte. Am Tage wo Matthias zum König von Böhmen gekrönt wurde (23sten Mai 1611) ging Rudolf in das entlegenste Gemach des Schlosses um die Trompeten und das Beifalljauchzen nicht zu hören, und rief weissagend: undankbares Prag, ich habe dich erhöht und du stößest mich von dir; die Rache Gottes soll dich verfolgen und der Fluch über ganz Böhmen kommen! [1])

Zweiter Abschnitt.

Vom Tode Kaiser Rudolfs II bis zum Tode des Kaisers Matthias.

(1612 — 1619.)

Nach einigen Zweifeln, wen man aus dem österreichischen Hause zum Kaiser erheben solle, ward Matthias den 12ten Junius 1612 in Frankfurt einstimmig ge=

1) Woltmann II, 163.

wählt. Ob des Scheines großer Duldsamkeit, den er überall verbreitete, begünstigten ihn die Protestanten fast noch mehr, als die Katholiken [1]); doch hätte man, wenn der lutherische Churfürst von Sachsen nicht aus Eifersucht gegen den reformirten von der Pfalz abgesprungen wäre, seiner Wahlkapitulation wohl noch manche sichernde Bedingung, z. B. über die Besetzung des Reichshofraths hinzugefügt. Die großen Feste und Schmausereien, welche seiner Wahl und Krönung vorhergingen und folgten, verdeckten nur kurze Zeit, wie groß und tief die innern Gründe des Zwistes bereits waren, und wie sie sich täglich mehrten. Kaiser Rudolfs Unfähigkeit, Ferdinands von Steiermark gewaltsame Maaßregeln, die Wegnahme Donauwerths, die Weigerung der Katholiken den Religionsfrieden nach den Wünschen ihrer Gegner zu bestätigen u. s. w., trieben, besonders auf Anrathen von Pfalz, zum Abschlusse eines engeren Bundes zwischen mehren protestantischen Ständen [2]). Dieser Union, geschlossen am 4ten Mai 1608 zu Anhausen im Anspachischen traten bei: Churfürst Friedrich von der Pfalz, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen

1) Wolf III, 6, 292.

2) Schon 1601 einigten sich mehre protestantische Fürsten in Heidelberg zu gewissen Zwecken. Senkenberg I, 56, 588.

Christian von Culmbach und Joachim von Anspach, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, Markgraf Johann Friedrich von Baden Durlach. Allmählig folgten mehre ihrem Beispiele und zu den eigentlichen Theilnehmern gesellte man eine zweite Klasse correspondirender Stände [1]). Die Stiftungsurkunde spricht, ohne der Religion zu gedenken, als Zweck des Bundes aus: Beistand mit Rath und That gegen Angriff und Gewalt; und selbst später, als Beschlüsse über Rüstungen und Steuern gefaßt wurden, hieß es noch immer: der Bund sey nicht gegen Kaiser, Reich, Gesetze, Abschiede und dergleichen gerichtet, sondern nur bestimmt zur Vertheidigung der Reichsverfassung gegen künftige Verletzungen [2]). Auch wolle man mit fremden Mächten zwar in freundlichem Briefwechsel bleiben, sich jedoch in kein engeres Bündniß einlassen. Der Einwand: Oesterreich, Spanien und der Papst seyen itzt minder mächtig und gefährlich als in frühern Zeiten, machte, bei dem steigenden Argwohne der Protestanten, so wenig Eindruck als die Bemerkung: durch solche einzelne Verträge und Bündnisse werde

1) Spieß archival. Nachrichten I, 73. Röse Bernhard von Weimar I, 310.

2) Wolf II, 415—421. Sattler Geschichte von Würtemberg VI, 40.

das allgemeine deutsche Reichsverband auf nachtheilige Weise in den Hintergrund gestellt.

Den 10ten Julius 1609 schlossen Herzog Maximilian von Baiern, Erzherzog Leopold von Oesterreich, die Bischöfe von Würzburg, Regensburg, Augsburg, Konstanz, Strasburg und Passau, sowie einige Aebte ein Gegenbündniß in München unter dem Namen der Liga [1]), zur Handhabung des Friedens und der Reichsgesetze, zum Schutze der katholischen Religion und der ihr zugethanen Stände. Streitigkeiten unter Mitgliedern sollten im Wege der Güte geschlichtet und der Kaiser (den man nirgends verletzen wolle) zu künftiger, gelegener Zeit benachrichtigt und um seine Einwilligung gebeten werden. Im Auguste desselben Jahres traten die drei geistlichen Churfürsten und allmählig mehre, jedoch nie alle katholischen Stände in den Bund. Durch Herzog Max, welcher Urheber und itzt thätiges Haupt der Liga war, gewann sie einen bestimmteren Charakter und Zusammenhang als die Union. Die Religion war theils Zweck, theils aber bloßer Vorwand, weil man nur mit Bezugnahme auf dieselbe viele Kräfte in Thätigkeit setzen, fremde Herrscher und insbesondere den Papst gewinnen könne. Insoweit als die Protestanten bei völligem Obsiegen wohl alle geistlichen Staa-

---

1) Diplomatische Geschichte der Liga 6—37.

ten würden zerstört haben, war das Interesse der Liga und Oesterreichs im Wesentlichen dasselbe; andererseits aber bezweckte jene (hierin einstimmig mit den Protestanten) auch die Erniedrigung der letzten Macht und wollte von ihrem Einflusse ganz unabhängig bleiben. Daher ließ sich Max im September 1610, nach Erweiterung des Bundes, zwar gefallen daß Mainz Direktor für die rheinischen, gleichwie er für die obern Lande werde, widersetzte sich aber beharrlich dem Plane einen dritten Direktor aus dem österreichischen Hause für gewisse Bezirke anzustellen. Und als der Kaiser (welchem, mit Recht, Liga wie Union sehr bedenklich erschien) dies im Oktober 1613 durchsetzte, brachte es Max dahin, daß den Ständen die Wahl blieb sich ihm, oder dem österreichischen Direktorium unterzuordnen. Sie erklärten sich für ihn, weil er ihrer Unabhängigkeit weniger gefährlich sey; wodurch das österreichische Direktorium auf bloß österreichische Länder beschränkt ward und keine Bedeutung erhielt.

Sonderbar genug hatte auch Chursachsen die Aufnahme in die Liga nachgesucht, was dem Bunde eine ganz andere Richtung gegeben und den Herzog von Baiern zurückgestellt haben würde. Deshalb suchte dieser Winkelzüge [1]) und erklärte endlich: alle Theil-

1) Wolf II, 632, 650; III, 4, 19—29.

nehmer, auch Spanien und der Papst müßten vorher einwilligen. So ging, nachdem sich Sachsen von dem Irrigen seines Plans selbst überzeugt hatte, auch diese Gefahr für Max vorüber, und er würde rascher zu gewaltsamen Mitteln wider die Protestanten gegriffen haben, wenn sie nicht gleich gut gerüstet, die meisten Glieder der Liga zum Frieden geneigt und alle ohne Geld gewesen wären. Deshalb kam es schon den 15ten November 1610 zu einem Vertrage, wonach Ligisten wie Unirte ihr Kriegsvolk entlassen sollten; doch beharrten jene bei der Ansicht: sie wollten den Religionsfrieden nur buchstäblich halten, keine Aenderungen gestatten [1]), neue, durch Theilung der Länder entstehende protestantische Stimmen um so weniger dulden, da die geistlichen Stimmen sich nicht gleicherweise mehren könnten, die Entscheidung nach Stimmenmehrheit auf Reichs- und Deputationstagen aufrecht halten, keine Abgeordneten geistlicher Stifter welche nach dem Religionsfrieden in protestantische Hände gekommen, anerkennen und Kaiser, Kammergericht und Reichshofrath gegen die Protestanten vertheidigen.

Dieser feindliche Gegensatz der Gesinnungen und Ansichten zeigte sich nur zu sehr auf dem regensburger Reichstage von 1613. Der Kaiser verlangte: man solle die Rechtspflage wieder in den gehörigen

1) Diplom. Geschichte der Liga 42—56.

Gang bringen, das zunehmende Mißtrauen fahren lassen, das Münzwesen bessern, die Reichsmatrikel ergänzen und den Türken nachdrücklichst entgegentreten. Die Protestanten wandten hiegegen im Ganzen nichts ein, drangen aber zunächst auf Abstellung ihrer Beschwerden über Gerichtsbarkeit, Besetzung des Kammergerichts und Reichshofraths, Ausschließung protestantischer Bischöfe vom Reichstage, Beschlagnahme von Gütern und Einnahmen die zu protestantischen Stiftern gehörten, Hemmung der Reformation in Reichsstädten, Deutung des Religionsfriedens u. s. w. Vor Allem leugneten sie, daß in Religions- und Steuersachen die Stimmenmehrheit unbedingt entscheiden, und Recht, Freiheit und Ueberzeugung der Minderzahl vertilgen dürfe; sie behaupteten, nur im Wege der Güte und des Vergleichs könne über die streitigen Punkte etwas festgesetzt werden. — Dem allem widersprachen die Katholiken, unter Wiederholung schon oft erwähnter Klagen [1]); indeß würden Matthias und sein Rathgeber, der Kardinal Klesel, wohl mehr eingeräumt haben, wenn nicht Herzog Maximilian und einige Gleichgesinnte [2]), alle gelinderen Mittel sich mit den Protestanten auszusöhnen, verworfen hätten. Und wie-

1) Lehmann Historia pacis relig. I, 567; II, 84. Ludolf Schaubühne I, 427.

2) Wolf III, 353.

derum konnten diese, während sie hierüber und über des Kaisers Undankbarkeit klagten [1]), sich selbst nicht bis zur wechselseitigen Duldung der Reformirten und Lutheraner erheben! So wurden nun, leider, Beschwerden aller und einzelner Stände, Fragen über Thatsachen und Rechte, ohne Sonderung zusammengeworfen, nichts verglichen, nichts gemeinsam beschlossen und dieser, das Ganze und alle einzelnen Theile auflösende Zustand von den Hartnäckigen wohl als erfreuliche Anzeige betrachtet daß nur gewaltsame Mittel übrig blieben, diese aber zu dem Untergange der verdammlichen Protestanten führen müßten.

Im Februar 1615 drangen die Unirten nochmals auf einen Vergleich und behaupteten: freiwillige Aufnahme von Protestanten in geistliche Stifter sey durch den Religionsfrieden nicht verboten, und Zweifel über die Deutung dieses, wie jedes Vertrags, müßten auf gütlichem Wege, nicht aber durch parteiische Richter beseitigt werden [2]). Die Katholiken entgegneten, hauptsächlich auf Antrieb von Mainz

---

1) Sachsen hatte bei Rudolf strenge Maaßregeln wider die Reformirten betrieben, Brandenburg dagegen reformirte 1614 ohne arge Unduldsamkeit. Spittler Gesch. von Hannover I, 328.

2) Senkenberg V, 12. Pfanner historia pacis Westphalicae 9, 13. Ludolf Schaubühne I, 486. Wolf IV, 38—43. Henke III, 246.

und Baiern: auch jene Wahlart sey durch den Religionsfrieden verboten; ohne den kirchlichen Vorbehalt würde Heirathslust, Sorge für Kinder und Verwandte und dergleichen, bald alle geistlichen Staaten auflösen, und sie sähen nicht ab, weshalb sie sich auf einen neuen Vergleich einlassen sollten, da Reichskammergericht und Reichshofrath, die gesetzten Richterstühle, fast alle Streitigkeiten zu ihrem Vortheil entschieden. Doch überreichten sie endlich sogenannte Präliminarartikel, als Grundlage zu weitern Verhandlungen, welche aber selbst der Kaiser verwerfen mußte, weil die Protestanten dadurch von vorn herein in allen Punkten abgewiesen wurden.

Bei solchen Ansichten und Stimmungen wurden Ereignisse, die sonst nur geringere Bedeutung gehabt hätten, schnell mit den religiösen Parteiungen in Verbindung gesetzt und zu doppelter Wichtigkeit erhoben; so der Streit über die jülich-klevische Erbschaft. Herzog Johann Wilhelm [1]) starb am 25sten März 1609 kinderlos und hinterließ das Herzogthum Jülich, Cleve und Berg, die Graffschaften Mark und Ravensberg und die Herrschaft Ravenstein. Hierauf machten Ansprüche:

1) der Churfürst von Sachsen, als Nachkomme

1) Ueber das Teufelaustreiben und andere Possen, die man mit dem Herzoge anstellte, siehe Wolf II, 515.

einer frühern Erbtochter Sibylle und als Inhaber einer kaiserlichen Anwartschaft von 1483.

2) die Schwestern des letztverstorbenen Herzogs und deren Nachkommen. Wenn man hiebei auch die beiden jüngern Schwestern überging, welche an den Pfalzgrafen von Zweibrücken und den Markgrafen von Burgund verheirathet waren; so entstand doch die Frage: ob den Vorzug verdiene der Churfürst Johann Siegmund von Brandenburg, als Gemahl Anna's, einer Tochter der ältesten Schwester des Erblassers, oder der Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, ein Sohn der zweiten Schwester des Erblassers. Jener behauptete den Vorzug, weil Anna von der ältesten Linie abstamme; dieser weil er ein männlicher Nachkomme und Anna's Mutter schon vor dem Erblasser gestorben sey. — Kaiser Rudolfs Befehl, die Landschaften bis zu ausgemachtem Streite ihm zu überlassen, hatte bloß die Folge daß Brandenburg und Neuburg sich über den gemeinschaftlichen Besitz einstweilen verglichen, und der Churfürst von Sachsen (welcher nunmehr vom Kaiser allein die Belehnung erhielt), ward durch einen ähnlichen Vertrag beruhigt [1]). Bald aber erneuten sich die Zwistigkei-

1) Dumont V, 2. Urk. 70, 83, 85, 98. Carafa Germania sacra 50. Rousset Histoire de la succession de Cleves. Wolf III, 511.

ten: Pfalzgraf Wolfgang ward hauptsächlich auf Betrieb Maximilians von Baiern katholisch, die Union und Ligue nahmen eifrig Partei, und nachdem Frankreichs bevorstehende Einmischung durch den Tod Heinrichs IV gehindert war, wandte sich der katholische Theil an Spanien, der protestantische an die Niederländer. Beide gaben einer Aufforderung gern Gehör, welche ihnen erlaubte, deutsche Länder mit Heeresmacht zu überziehn und auf deren Kosten zu leben [1]). Insbesondere hielt der päpstliche Nuntius in Brüssel, Kardinal Bentivoglio, die Wegnahme von Wesel für nöthig und nützlich; denn es sey ein Sitz der Ketzer und das rheinische Genf. Bei der Uebergabe der Stadt ward ausbedungen, es sollten 1000 Spanier hineingelegt werden; statt deren kamen 3000, und auf die gerechten Klagen der Bürger antwortete Spinola spöttisch: es stehe nicht ausdrücklich im Vertrage daß keine über die 1000 erscheinen dürften [2]). Die Fremden, sagt ein verständiger Geschichtschreiber jener Zeiten [3]), beförderten arglistig die Parteiungen, damit das mächtigste Volk, durch innern Zwist getrennt,

1) Wolf IV, 15. Bentivoglio lettere 27.

2) Ludolf Schaubühne I, 491. Graf Geschichte der dordrechter Synode 45.

3) Pappus 6.

seinen Nachbarn verwundbare Seiten darbiete und durch die Willkür übertriebener Freiheit zusammenstürze.

Matthias, der sich von Jugend auf ehrgeizig in immer größere Wirkungskreise hineingedrängt, nie aber die gewonnenen tüchtig ausgefüllt hatte, täuschte auch als Kaiser die großen Erwartungen, welche er bei Rudolfs Beseitigung den Katholiken, und noch mehr den Protestanten erregt hatte. Die österreichischen Landstände lehnten deshalb ernstere Theilnahme am Türkenkriege ab, und noch viel bedenklicher wurden die Streitigkeiten, welche in Böhmen über die Auslegung des Majestätsbriefs entstanden. Am 21sten Mai 1611 bestätigte Matthias nicht bloß diesen, nebst den Rechten und Freiheiten des Landes [1]); sondern auch ausdrücklich alle Verträge, welche die Stände unter sich und im Jahre 1609 mit den Schlesiern, hauptsächlich zur Vertheidigung der Religion gegen Jedermann, den Kaiser ausgenommen, geschlossen hatten. Klagen über Bedrückungen trafen aber in letzter Stelle immer den Kaiser selbst [2]), und die Schlesier (deren Majestätsbrief noch deutlicher und vortheilhafter als der böhmische gefaßt war) beschwerten sich unter Anführung von Thatsachen aller Art: man schließe die Schulen der Protestanten, hindere sie Grundstücke zu

1) Dumont V, 2, Urk. 73, 102. Piasecius 312.

2) Londorp. II, 752.

erwerben, verweigere ihnen kirchliches Begräbniß, traue keinen welcher das Abendmahl in beiderlei Gestalt nähme, gebe ihnen weder Bürgerrecht noch Aemter, bestrafe den Besuch protestantischer Kirchen mit Gefängniß u. s. w. Am lautesten kam in Böhmen die Frage zur Sprache: ob die protestantischen Unterthanen des Abts von Braunau und des Klosters Grab das Recht hätten Kirchen zu bauen. Sie ward durch eine Behörde, die aus kaiserlichen Räthen und Abgeordneten beider Parteien bestand, nach Vorschrift des Majestätsbriefs geprüft und bejahend entschieden [1]); während Matthias auf die Beschwerden des Abts die Fortsetzung des Baues verbot, weil nur der Herren- und Ritterstand und die königlichen Städte, nicht aber Unterthanen und Hintersassen irgend eines Standes dazu berechtigt seyen. Die Defensoren behaupteten itzt: ihre entgegengesetzte Auslegung des böhmischen Majestätsbriefes (welche durch die vollkommen deutlichen Worte des schlesischen bestätigt werde) sey um so richtiger, da die Schlesier den ihrigen lediglich durch die Böhmen erhalten hätten, diese aber unmöglich schlechter gestellt seyn könnten, als jene. Nach der einen Auslegung hing Religion und Gottesdienst allein vom Könige oder den ersten Ständen, nach der zweiten auch von der Ueberzeugung und dem Begehren des Volks und der Gemeinen ab.

---

1) Theatr. eur. 14—21. Khevenh. 26, 48.

So lagen die Verhältnisse, als die Anordnung der Erbfolge des Hauses Oesterreich immer lebhafter betrieben ward [1]), weil Matthias einflußreiche Beischläferinnen, aber von seiner Gemahlinn keine Kinder hatte. Nach langen Verhandlungen entsagten des Kaisers bejahrte Brüder, Maximilian und Albert, sowie der König von Spanien, allen Ansprüchen zum Besten ihres Vettern Ferdinands von Steiermark und seiner männlichen Nachkommen [2]). Darüber, daß hiebei Böhmen wie ein Erbreich behandelt ward, zürnten sehr viele, ja die Grafen Thurn, Kolonna und einige andere entwickelten die Gründe, warum man Ferdinand auch nicht einmal erwählen solle. Seine Freunde, insbesondere die Jesuiten, wußten aber die Sache in die Länge zu ziehen, bis sich die Protestanten anderer Geschäfte wegen entfernt, die Katholiken dagegen in größerer Zahl eingefunden hatten [3]). Unter der Bedingung, daß Ferdinand alle Rechte und Freibriefe, Begnadigungen, Landesordnungen, gute Gewohnheiten [4]) u. s. w. in allen Punkten ohne Ausnahme

---

1) Wolf I, 120. Khevenh. 882.

2) Belli Lorberkranz 16. Londorp bellum sexennale 2, 140. Dumont V, 2. Urk. 166—168.

3) Habernfeld bell. bohem. 30. Engel Ungern 386.

4) Belli Lorberkranz 20. Khevenh. 1114.

anerkenne, bestätige und sich bei Lebzeiten des Kaisers nicht in die Geschäfte mische, ward er am 9ten Junius 1617 von der entschiedenen Mehrzahl angenommen oder erwählt; wenigstens ist in seinen Reversalen deutlich von Wahl und Wahlrecht die Rede [1]). Die Lausitz und Schlesien traten jenem Beschlusse bei.

Die Leichtigkeit mit welcher fast unerwartet eine so wichtige Angelegenheit zu Stande gebracht ward, erhöhte nicht die Milde sondern die Kühnheit der Obsiegenden. Graf Thurn verlor den Oberbefehl in der Burg Karlstein, wo die Krone und die Freibriefe des Reichs aufbewahrt wurden; welches einige, seines Benehmens halber natürlich fanden, während andere behaupteten: des Kaisers Versprechen, ohne Zustimmung der Stände keinen Befehlshaber in Karlstein anzustellen [2]), sey dadurch nicht aufgehoben. Bei Ferdinands Einzug in Olmütz errichteten die Jesuiten, deren Ansichten und Bestrebungen immer deutlicher hervortraten, einen Siegesbogen [3]), wo der böhmische Löwe und der mährische Adler dem österreichischen Wappen angeschlossen waren, und darunter sah man einen mit offenen Augen schlafenden Hasen, nebst der Inschrift: ich bin daran gewöhnt, adsuevi! — Jene erklärten

1) Londorp. acta publ. I, 164, 169, 195.

2) Dumont V, 2. Urk. 103.

3) Histor. Persecutionum 114.

ferner, der Majestätsbrief sey ein erzwungen Ding; auch gelte der Ausspruch: neue Könige, neue Gesetze.

Die Kirchen in Braunau und Klostergrab wurden verschlossen oder niedergerissen, Widerspenstige eingesperrt und auf erneute Vorstellungen der Protestanten über mannigfaltige Bedrückungen keine Rücksicht genommen. Als die böhmischen Defensoren wegen dieser Dinge Versammlungen und Berathungen hielten, untersagte man beides, weil es Unruhen bezwecke und herbeiführe [1]): worauf jene öffentlich in den protestantischen Kirchen bekannt machen ließen: daß sie nichts gegen den Kaiser im Schilde führten, sondern lediglich die Erhaltung ihrer Religion und des Majestätsbriefes wünschten.

Dennoch wurden sie am 21sten Mai 1618 auf die böhmische Kanzlei gefordert und ihnen kaiserliche Schreiben vorgelegt des Inhalts: ihre Zusammenkünfte seyen wider seine eigene Person gerichtet, die Wegnahme der Kirchen und die Bestrafung der Ungehorsamen auf seinen Befehl geschehn, ihre Auslegung des Majestätsbriefes einseitig, irrig und nur erfunden um öffentlichen Aufstand damit zu beschönigen. Matthias werde, wie es ihm als König und Herrn gebühre, Maaßregeln ergreifen ehe das Feuer weiter um sich greife und jeden behandeln wie er es ver-

1) Khevenh. 28.

diene. Bis dahin sollten sie keine Zusammenkünfte halten, keine Ursach zu Zwietracht und Aufruhr geben, sich in die braunausche Sache nicht einmischen u. s. w. Dieser Bescheid, welcher den Rechten und Freiheiten geradehin zu widersprechen schien, setzte die Gemüther in Zorn und Furcht, und die Bedrohten fragten am folgenden Tage: ob gewisse Anstalten bei der Wache gegen sie gerichtet seyen und man Gewalt gegen sie brauchen wolle? Obgleich der Oberstburggraf von Sternberg dies läugnete und eine Verläumdung Böswilliger nannte, erschienen die Protestanten am 23sten Mai in großer Zahl und bewaffnet auf der Kanzlei, wo Paul von Titschin, als ihr Wortführer, die Statthalter beschuldigte sie hätten zur Verkürzung des Majestätsbriefes, zur Gewalt und zu jenem Schreiben gerathen, welches gefährliche, das Leben der protestantischen Häupter bedrohende Aeußerungen enthalte. Die Statthalter wollten sich über ihren Antheil an dem Bescheide nicht deutlich erklären, weil dies ihrem Eide der Verschwiegenheit zuwiderlaufe, und baten, die Protestanten möchten sich deshalb an den Kaiser selbst wenden [1]). Als sich hieran ein weiterer Wortwechsel reihte, forderten die Beklagten Zeit, Gehör und rechtliches Erkenntniß, aber ohne Erfolg. Die Herrn von

---

1) Slawatas Bericht in Senkenberg III, 182—208. Ludolf Schaubühne I, 673.

Sternberg, Lobkowiz und noch Einige wurden von Thurn und andern hinweggeführt, die kaiserlichen Räthe, Martinitz, Slawata [1]) und ihr Schreiber Fabritius hingegen aus dem Fenster 28 Ellen tief, hinabgestürzt. Keiner fiel zu Tode und auch die ihnen nachgeschossenen Kugeln, trafen nur die Mäntel.

Zweifelhaft bleibt es, ob der Plan zu dieser Gewaltthat im voraus entworfen, oder Erfolg des augenblicklich steigenden Zorns war, ob Thurn und seine Genossen mehr aus Ehrgeiz oder aus andern Gründen handelten; gewiß freuten sich die Eiferer des Geschehenen, während Khevenhüller sagt: man hat jene würdigen Männer hinabgeworfen wider göttliches und menschliches Recht, wider aller Königreiche und Länder Herkommen, wider aller Heiden und Völker Gebrauch, unangeklagt, ungehört, ungeurtheilt, ohne Bekenntniß, mit Versagung von Beichte und Abendmahl [2]). — Auch antwortete die Gräfin Thurn weissagend, als des aufgegriffenen Slawata Frau bei ihr Vorbitte einlegte: was Ihr jetzo von mir, werde

1) Slawata und Martinitz waren doppelt verhaßt, weil sie früher einer allgemeinen Amnestie widersprochen und für Vertreibung aller Protestanten gestimmt haben sollten. Slawata war von den Utraquisten zu den Katholiken übergegangen. Woltmann II, 155, 162.

2) Khevenh. 82.

ich bald für meinen Mann und seine Gehülfen begehren müssen. Und doch hätte sich eher der Fenstersturz, als einseitige, leidenschaftliche Handlung, denn so mancher spätere Schritt entschuldigen lassen.

In dem ersten Rechtfertigungsschreiben, der Apologie vom 25sten Mai [1]), beschwerten sich die Böhmen über Drangsale vielfacher Art, Mißdeutungen und Verletzungen des Majestätsbriefs, Umtriebe, Schmähschriften und Verläumdungen der Jesuiten, welche lehrten: man müsse den Ketzern kein Wort halten, sondern sie zur katholischen Kirche zurückbringen, oder ausrotten. Daher arglistige Bekehrungen, Beförderung nur der Katholiken oder Abtrünnigen, Verdrängen oder Absetzen protestantischer Pfarrer und stetes Bemühen die Defensoren einzuschüchtern, oder ihren Wirkungskreis zu beschränken. Die Frage über Kirchenbaue auf geistlichem Lande (so heißt es weiter), darf, sofern sie zweifelhaft seyn könnte, nicht einseitig von unsern Gegnern oder vom Kaiser entschieden werden; vielmehr bestimmen die Gesetze, daß im Fall eines Rechtsstreites, Personen beiderlei Bekenntnisses zusammentreten und Recht sprechen sollen. Dieser Spruch müßte aber für uns ausfallen, weil

erstens, die geistlichen Güter unter dem Majestätsbriefe begriffen sind;

---

1) Khevenh. 35. Belli Lorberkranz 52. Theat. eur. I, 17.

zweitens, die Protestanten laut desselben ihre Religion an allen Orten frei üben, königliche Befehle aber hierin nichts ändern dürfen, auch niemand mit Gewalt von seinem Glauben ab, und zu einem andern gezwungen werden soll;

drittens, weil der schlesische Majestätsbrief hierüber noch deutlicher lautet, als der böhmische und man

viertens, bei Abfassung des letzten um so mehr annahm daß die Klostergüter der Oberherrschaft des Kaisers unterworfen seyen, als die Geistlichen nach der Landesordnung in Böhmen keinen besondern Stand bilden und auf Landtagen nicht mitstimmen. — Nur für diese gesetzlich eingeräumten Rechte, fuhren die Böhmen fort, haben wir ungemein große Steuern bewilligt, auf alle Beschwerden aber erst gar keine und dann eine Antwort erhalten, welche unser Verfahren gesetzwidrig und gegen seine Majestät den Kaiser gerichtet nennt, während sie das Verfahren in Braunau und Grab billigt und uns mit Strafen bedroht [1])! So hat man entschieden und uns verurtheilt ohne Rechtsgang und unparteiisches Gehör, und im Widerspruch mit Wort und Sinn des Majestätsbriefs. Es stehet geschrieben: jeder Uebertreter desselben soll als Zerstörer des gemeinen Wesens ergriffen, es soll kein Befehl gegen denselben erlassen oder angenommen

1) Theatr. europ. 8.

werden. Slawata und Martinitz haben aber jenes Schreiben geschmiedet, Recht und Frieden zerstört, Unschuldige verläumdet, ihr Amt mißbraucht, ihre Pflichten versäumt; sie sind eben deshalb mit ihrem Helfershelfer Fabritius nach altem böhmischen Brauche zum Fenster hinausgeworfen worden, so wie dies mit Recht der Königin Jesabel widerfuhr und die Römer ähnliche Verräther zum tarpejischen Felsen hinabstürzten. Alles was wir gethan haben, ist mithin nicht gerichtet gegen den Kaiser, unsere katholischen Mitbürger, oder zum Angriff, sondern zur Erhaltung des Friedens und des urkundlichen Rechts!

In der gegründeten Besorgniß, daß diese und ähnliche Auseinandersetzungen das Geschehene am kaiserlichen Hofe nicht hinreichend rechtfertigen dürften, schritten die protestantischen Böhmen weiter vor. Sie ordneten, wie Matthias früher selbst gewünscht hatte, das Steuer= und Kriegswesen, und übertrugen die Regierung gewissen aus dem Herrn= Ritter= und Bürgerstande erwählten Direktoren. Den Katholiken, dies ward ferner verkündet, wolle man nirgends zu nahe treten, hoffe aber, sie würden das heilsame Vertheidigungswerk billigen und das gemeinsame Vaterland vertreten und schützen helfen. Und in der That (gegen die Erwartung Vieler) nahmen die drei Stände beider Bekenntnisse jenes Defensionswerk Montag nach Johannis an, und in der darüber erlassenen

öffentlichen Erklärung klagen alle gemeinsam über Mißgriffe, böse Rathgeber, Ränkemacher, unerträglich hohe Steuern, Anmaaßung und Tyrannei der Beamten, Anstellung von Fremden, rechtswidrige Verfügungen, Verzögerungen der Prozesse, Vergeudung der Gelder, Eingriffe in ständische Rechte u. s. w. —

Wenn man auch die augenblickliche Ueberlegenheit der Protestanten in Anschlag bringt, geht doch aus dieser Erklärung hervor, daß allgemeine und große Uebelstände vorhanden waren, deren Abstellung so dringend schien daß der Religionshaß in den Hintergrund trat.

Schon vor dieser Vereinigung aller Stände, am neunten Junius 1618, wurden die Jesuiten aus Böhmen verbannt [1]) und im nächsten Jahre folgte Mähren, Schlesien und Ungern diesem Beispiele unter Anführung ähnlicher Gründe. Sie sind, so heißt es in den öffentlichen Erklärungen, höchst eigennützig, trachten nach weltlichem Einflusse, stiften Unfrieden, mißdeuten alle Rechte insbesondere den Majestätsbrief, verketzern die Protestanten und üben Gewalt wider dieselben, hegen schlechte moralische Grundsätze u. s. w. In ihrer Rechtfertigungsschrift läugneten die Jesuiten

1) Belli Heldenbuch 10. Lorbeerkranz 54. Londorp. acta publ. I, 292. Theatr. europ. 23. Imago societ. Jesu 517. Khevenh. 118.

diese Anklage und fügten hinzu: wir üben nicht, sondern wir leiden Gewalt und sind ungehört von Richtern verdammt worden, die gar kein Recht haben über uns zu sprechen. Keineswegs wollen wir alle Obrigkeit vernichten und alles Weltliche schlechthin dem Papste unterwerfen; wohl aber möchten wir, nach der durch funfzehn Jahrhunderte bewährten Lehre, alle Christen unter den Gehorsam des Statthalters Christi bringen, was Gott zu Ehren und den Menschen zur Seligkeit gereicht. Keineswegs halten wir jeden Irrthum und Wahn (insbesondere ohne Verletzung der wichtigsten Glaubenslehren) für Ketzerei; wohl aber ist diese vorhanden wenn man sich gegen bessere Ueberzeugung, Gründe, dargebotene Mittel und Gelegenheit, aus Halsstarrigkeit, Haß oder Neid von der römischen Kirche trennt. Wir meinen ferner: einem jeden, auch dem Ketzer sey Glauben zu halten, sofern das Versprochene an sich billig und gerecht ist; mit Unrecht Verheißenes oder Beschwornes braucht aber niemand irgend einem Menschen zu halten. Nach weltlichen Dingen trachten wir nicht, mischen uns in nichts und urtheilen nicht über den Majestätsbrief; allerdings aber glauben wir, daß ohne den Papst über Religion, Gottesdienst, Duldung und dergleichen nichts zu beschließen, oder zu ändern sey.

So geschickt diese Vertheidigung auch durchgeführt war, meinten die Böhmen doch: die Jesuiten

stellten nach ihrer Weise Alles auf Schrauben, verwürfen (das sehe man deutlich durch alle künstlichen Decken hindurch) den Majestätsbrief, hielten jeden Protestanten, der sich nicht eiligst von ihnen wolle bekehren lassen, für einen verdammlichen Ketzer und glaubten alles ihnen Unbequeme sey rechtswidrig versprochen, also nicht zu halten.

Ueber diese Ereignisse gerieth man am kaiserlichen Hofe in die größte Sorge und Verlegenheit. Manche Uebelstände waren unläugbar, die Macht der Böhmen (wie die Hussitenkriege nur zu sehr bewiesen), an sich schon groß und, bei ähnlichen Verhältnissen, der Zutritt Oesterreichs, Schlesiens und Mährens zu befürchten. Auch im günstigsten Falle, wenn der Krieg ohne fremde Einmischung glücklich beendet werde, blieben nur zu Grunde gerichtete Landschaften und mißvergnügte Einwohner übrig, weshalb (so stimmte selbst der, sonst eifrige Kardinal Klesel) man diese Händel auf jeden Fall in Güte beseitigen müsse.

Den 28sten Junius schrieb der Kaiser den Böhmen: nie habe er ihren Rechten zu nahe treten wollen, und Gerüchte, oder Unbilden einzelner Beamten, könnten nicht ihm unmittelbar zugerechnet, nicht von Unterthanen eigenmächtig und ohne Prüfung gestraft werden. Ihre Maaßregeln, welche großentheils seine Rechte unmittelbar verletzt und mit der Religion nichts zu schaffen hätten, müßten aufgehoben, neue Steuern

und Rüstungen eingestellt und der gesetzlichen Obrigkeit Folge geleistet werden [1]). — Als die Böhmen sich in spätern Schreiben beklagten, daß der Kaiser fremdes Kriegsvolk in ihr Land führen wolle, was Aufstände des Pöbels gegen Klöster und Geistliche nach sich ziehen dürfe, antwortete ihnen Matthias den 9ten Julius: sie hätten Unruhen und Werbungen begonnen und könnten Mannschaft aus seinen und den deutschen Ländern nicht als fremd bezeichnen; nur gegen halsstarrig Ungehorsame richte sich seine Macht, und Furcht vor dem Pöbel dürfe ihn nicht abhalten das Rechte zu thun und die Unschuldigen zu schützen. — Hierauf entgegneten die Böhmen am 19ten Julius: wenn der Kaiser wirklich keine Rechte verletzen will, ist eine friedliche Beilegung aller Streitigkeiten leicht und möglich. Wir sind ihm mehr zugethan als seine einseitigen und schlechten Räthe, und wirken heilsamer als diese zum Besten unseres geliebten Vaterlandes. Nur durch böhmische Berathungen, Mittel und Schlüsse dürfen böhmische Sachen geordnet werden, und die Einführung österreichischer und deutscher Völker widerspricht dem Krönungseide. Von der Absicht, unsern katholischen Mitbürgern zu nahe zu treten und ihre Rechte zu verletzen, sind wir (sobald man nur die unsern unangetastet läßt) weit entfernt. — Hierauf

---

1) Belli Lorberkranz 59. Khevenh. 97.

erklärte der Kaiser am 31sten Julius: keine Unterthanen, am wenigsten die der katholischen geistlichen Herrn, dürfen nach dem Majestätsbriefe, Kirchen bauen. Dieser Urkunde entgegengesetzte Deutung ist Hauptgrund des Ungehorsams, zuletzt aber die Religion nur Deckmantel bürgerlichen Aufruhrs.

Die Hauptursach der steigenden Heftigkeit und Strenge war, daß die Ansichten der Erzherzoge Maximilian und Ferdinand über die des Kardinal Klesel obsiegten. Ja dieser einflußreichste Rathgeber des Kaisers ward, ohne dessen Wissen und zu seinem und seiner Gemahlinn höchstem Verdrusse, am 20sten Julius unter dem Vorwande verhaftet: er gehe damit um, im österreichischen Hause Unfrieden zu stiften [1]). Ob der Papst, wie man sagte, in die Verhaftung gewilligt habe, bleibt sehr zweifelhaft; gewiß ward Klesel später in Rom für unschuldig erklärt und der bejahrte schwache Matthias, vom Könige Ferdinand (angeblich zum allgemeinen Besten des Hauses Oesterreich) eben so behandelt, wie er früher seinen Bruder Rudolf behandelt hatte!

In welchem Sinne König Ferdinand dies alles betrachtete, zeigt auf eine für die ganze Folgezeit lehr-

1) Belli Lorb. 121. Khevenh. 201. Wolf IV, 140. Engel Ungern 395. Aubery Mem. de Richelieu I, 52, 53.

reiche Weise, eine Erklärung, die er aufsetzen und dem spanischen Hofe überreichen ließ [1]). Es heißt daselbst: seit die Ketzerei in diesen Königreichen und Ländern eingerissen ist, hat allezeit Drohung, Ungehorsam, Trotz, Widersetzlichkeit, Aufruhr, Verachtung aller Obrigkeit u. s. w. vorgewaltet, und während die Katholiken um des Friedens und der Ruhe willen immerdar Gnade und Milde geübt, sind die Sekten täglich anmaaßender und stärker geworden, und haben unter religiösen und Gewissensvorwänden, Schmähschriften verbreitet, Verbindungen mit dem Auslande angeknüpft und die landesherrliche Gewalt an sich zu bringen gesucht. Nicht minder haben sie mit Bezug auf die, den Herrschaften abgezwungenen Freibriefe behauptet: außer seinen Kammergütern habe der Fürst keine Einnahmen, es sey denn durch freie Bewilligung der Stände; welcher Grundsatz nothwendig die Obrigkeit ganz von der Willkür der Unterthanen abhängig macht. Ist nun die Obrigkeit aus Gott, so ist alles das, was jene, besonders in den letzten Zeiten gethan, aus dem Teufel und muß von Gott dem gemäß bestraft werden. Aber eben so wenig ist der Obrigkeit zeitheriges Benehmen Gott gefällig: daß

1) Khevenh. 78. Klesel hat diese Erklärung zwar niederschreiben müssen, aber sie enthält (wie alle Geschichtschreiber annehmen) lediglich Ferdinands Ansichten.

sie nämlich immer nachgegeben, gewichen, connivirt, dissimulirt, alles nach dem Willen der Ungehorsamen gethan, bis man an diese Spitze gekommen; deswegen Gott dergleichen absurda verhängt, damit die Obrigkeit solcher Dienstbarkeit auf einmal erledigt werde. Denn geschieht dies nicht bald, so möchten viele Länder de facto eine Republik unter sich errichten, oder doch ihre Herrn in noch größere Sklaverei stürzen. Die eingetretenen Verhältnisse bieten aber dem Hause Oesterreich die beste Gelegenheit dar, sich auf einmal von aller Abhängigkeit zu befreien und das volle unbeschränkte fürstliche Ansehn wieder herzustellen. Auch wird der Gehorsam, welcher durch Strafe und Execution entstehen muß, in der Folge auf Landtagen und bei andern Veranlassungen alles reichlich wieder einbringen. Und wäre dieses auch nicht, so muß man sich doch auf eins entschließen, entweder ganz um Land und Leute, oder in viel größere Knechtschaft zu kommen. Wenn nun das Letzte weder zu rathen noch zu wagen ist, so bleibt nichts übrig als daß man zu den Waffen greift.

Diesen Ansichten gemäß zogen die kaiserlichen Feldherrn Bouquoy und Dampierre im August nach Böhmen, wurden aber im September zurückgeschlagen und am 25sten desselben Monats der Kaiser in einer neuen Bittschrift von den Machthabern gebeten: er möge, mit Beiseitsetzung der Fehde, alle Streitigkei-

ten durch die Churfürsten vermitteln lassen [1]). Matthias nahm diesen Vorschlag an, sofern die Böhmen unverzüglich und vor dem Vergleiche die Waffen niederlegen, das fremde Kriegsvolk entfernen und die Landesverwaltung an die Berechtigten zurückgeben wollten. Diese Bedingungen erschienen den Böhmen, welche ohnehin itzt besser gerüstet waren als der Kaiser, zu gefährlich, und gleichwie dieser bei den Spaniern und Katholiken, hofften sie bei den Protestanten Hülfe zu finden. Am dritten Oktober verwandten sich die unirten Fürsten beim Kaiser für gütliche Beilegung des Zwistes; Sachsen und Polen ermahnten dagegen die Böhmen zum Gehorsam, und Maximilian von Baiern schrieb ihnen: sie hätten ungehört gerichtet und sich dessen schuldig gemacht, worüber sie den Kaiser anklagten; nur wenn sie zum Gehorsam zurückkehrten, könne er sich für sie verwenden [2]).

Um dieselbe Zeit, im November 1618, erklärten die protestantischen Stände Oesterreichs auf einem Landtage: vor Abhelfung ihrer gerechten Beschwerden und einer völligen Gleichstellung beider Religionsparteien könnten sie keine Hülfe bewilligen; auch habe der Kaiser ohne Rath und Beistimmung der Stände einen so gefährlichen Krieg mit den Böhmen nicht beginnen

1) Theatr. eur. 74. Belli Lorberkranz 64, 126, 132.
2) Wolf IV, 136.

sollen. Weit besser sich billig zeigen, vergleichen und die Macht gegen den türkischen Erbfeind wenden. Gleiche Gesinnung hegte Schlesien und Mähren. Den Klagen der Protestanten über ungerechte Verfolgung stellten aber die Katholiken andere gegenüber, welche dahin lauteten: sie sind nicht die Unterdrückten, sondern bereits die Uebermächtigen und schelten Nothwehr ein Verbrechen. Keinen Katholiken nehmen sie mehr in den Rath, ja nicht einmal als Dienstboten auf. Mönche und Nonnen werden vertrieben, Kirchen und Klöster geplündert, Bilder zerschlagen, katholische Pfarreien nicht besetzt, kirchliche Einkünfte anderwärts verbraucht und überall dahin gewirkt, daß die Katholiken in Bildung und Unterricht zurückbleiben und ihren Geistlichen jedes Mittel höherer Entwickelung entzogen werde, damit sie in eigenem Unwerthe und den drückendsten Nahrungssorgen zu Grunde gehn [1]).

Unterdessen war Graf Mansfeld mit 4000, ursprünglich für Savoyen geworbenen Söldnern, den Böhmen zu Hülfe gezogen und hatte Pilsen, nächst Prag die wichtigste Stadt des Reiches, am 21sten November eingenommen [2]). Leider verfuhren die Sieger, ein böses Beispiel für dreißig folgende Jahre,

1) v. Hormayr Geschichte von Wien IV, 2, 20—22.

2) Wolf IV, 144.

sehr grausam und theilten Aemter und Güter der Katholiken unter die angesehensten Häupter ihrer Partei, was Zorn und Furcht nicht wenig erhöhte [1]). Fast ganz Böhmen kam in ihre Gewalt und Graf Thurn drang bis Oesterreich vor. Ungeachtet dieser übeln Verhältnisse, wäre, wie alle Gemäßigten wünschten, vielleicht eine Aussöhnung zu Stande gekommen; mit dem Tode des Kaisers (er starb den 20sten März 1619) änderte sich aber Stellung, Furcht und Hoffnung aller Parteien.

Dritter Abschnitt.

Vom Tode des Kaisers Matthias, bis zur Belehnung Herzog Maximilians von Baiern mit der pfälzischen Chur.

(1619 — 1623.)

Die erste hundertjährige Feier des Reformationsfestes im Jahre 1617, galt den Protestanten für eine Bestätigung ihrer Lehre und ihres Besitzstandes; wäh-

1) Pappus 10.

rend die Katholiken darin eine Aufforderung sahen, den immer tiefer wurzelnden Irrthum und das verdammliche Unrecht auszurotten [1]). Beide Theile deuteten einen im Jahre 1618 erscheinenden großen Kometen [2]) auf bevorstehendes Unglück, auch ließ sich leider ohne Weissagungsgabe behaupten: daß, wenn die immer höher steigende Gährung endlich zu offenem Bruche komme, der lang verhaltene Haß mit doppelten Kräften wüthen und auf lange Zeit alle Liebe auslöschen werde. Nicht ungegründet war ferner die Klage, daß Hohe und Niedere in Sitten und Wandel gar mannigfach sündigten, und sich allmählig eine Auflösung von Zucht und Ordnung vorbereitete. Aufwand übertriebener Art in Kleidern, Speisen und Getränken wird Allen, den Fürsten aber nachgesagt daß Leidenschaft für die Jagd, Halten unnützer Trabanten und eine kostspielige Verwaltung, Zeit und Kräfte vom Bessern abzögen und in Schulden stürzten.

König Ferdinand hatte Verstand genug die Zeichen der Zeit zu erkennen [3]), Muth genug ihnen entgegen zu treten, aber nicht Hoheit des Geistes und

1) Doch zeigte sich Spannung zwischen Lutheranern und Reformirten. Senkenberg III, 180.

2) Theatr. eur. 100.

3) Schmidt IX, 149.

Unbefangenheit des Sinnes genug sie zu beherrschen und die Gemüther zu gewinnen. Und andererseits waren die Böhmen auf ihrer Bahn schon so weit vorgeschritten, daß sie am wenigsten in einem Zeitpunkte umkehren wollten, wo nach ihrer Meinung nicht bloß das Recht, sondern auch die Uebermacht ihnen zur Seite stehe. Am Tage nach des Kaisers Tode, den 21sten März 1619, bestätigte Ferdinand alle kirchlichen und weltlichen Rechte, Begnadigungen und Einrichtungen der Böhmen [1]), befahl mit den Feindseligkeiten inne zu halten und lud Abgeordnete zu freundschaftlich milder Verhandlung ein. Auf diese, wie es schien höchst billigen Vorschläge und Versprechungen, antworteten die Böhmen [2]): indem der König alle diejenigen Beamten bestätigt, über welche wir Klage erhoben, wird diese von vorn herein für ungültig erklärt; indem er seine Schreiben nicht an die utraquistischen Direktoren, sondern an die von uns abgesetzten Räthe richtet, wird unser Benehmen verdammt. So lange ein fremdes Heer im Lande steht, die Werbungen fortdauern, die Jesuiten herrschen, ist alle Milde nur Schein und jede Unterhandlung nur verdeckter Zwang. Vorher muß man die Kriegsmacht entfernen, eine allgemeine Amnestie erklären, die ab-

1) Belli Lorb. 179. Londorp. bell. sexennale 175.

2) Piasec. 317. Theatr. eur. 109. Woltmann 191.

gesetzten Beamten zur Seite lassen, und die niedergerissenen Kirchen auf Kosten der Schuldigen herstellen. Eine bloße Bestätigung unserer Rechte, womit der König alles irgend Billige darzubieten meint, reicht keineswegs hin da man jene willkürlich umdeutet; sie bedürfen einer vertragsmäßigen Auslegung und einer neuen Bürgschaft. Niemand kann, will und darf sich mit einer Rückkehr in den alten gefährlichen Zustand begnügen; auch ergeben sich die geheimen Absichten schon deutlich genug, wenn es in der Bestätigung des Majestätsbriefs und der Vergleiche mit Schlesien [1]) heißt: „sintemal dies wider die katholische Religion nicht gemeint seyn soll.“ Ferdinands grausame Gegenreformation in seinen ältern Besitzungen zeigt einleuchtend wie wenig er Gesetz und Herkommen achtet, und wie ihm alles wider die katholische Religion gerichtet heißt, was seinen Beichtvätern und den Jesuiten mißfällt.

So im Wesentlichen die Antwort der Böhmen: denn während nur der weit geringere Theil behauptete, Pflicht und Klugheit schreibe vor sich Oesterreich anzuschließen [2]), schon um nicht am Ende aller Rechte verlustig zu gehn; wollten andere einen Freistaat nach Weise der vereinigten Niederlande errichten, noch an-

---

1) Londorp Acta publ. I, 422.

2) Belli Lorb. 189. Anhaltische Kanzlei 121—123.

dere einen neuen König und zwar entweder einen Eingebornen, oder einen Fremden erwählen. — Alle Entflohenen, darüber wurde die Mehrzahl der Häupter einig, sollten entfernt bleiben [1]), ihre Güter eingezogen und verdächtigen Katholiken ihre Aemter genommen werden. — Daß die böhmischen Eiferer alles dergestalt zum Kriege hindrängten, war den Eiferern in Wien nicht unangenehm, sondern willkommen [2]) und Ferdinands überaus einflußreicher Beichtvater Lamormain, oder Lämmermann schrieb damals: „wenn es zum Kriege kömmt, hoffe ich ich alles Gute; niemals gab es eine bessere Gelegenheit den Böhmen alle Vorrechte zu entreißen." Diese Hoffnung trübte sich indessen zunächst gar sehr: die österreichischen Stände nämlich verlangten daß Ferdinand vor der Huldigung ihren Beschwerden abhelfe [3]) und das Kriegsvolk aus dem Lande schaffe; und als er, unter Anführung wichtiger Gründe, diese Forderung ablehnte, verbanden sie sich, gleichwie beide Lausitzen mit den Böhmen. Mähren und Schlesien [4]) (welches schon im Oktober 1618 den Böhmen Hülfe geleistet hatte) folgten im Laufe des Som-

1) Khevenh. 340. Lotichius I, 48.

2) Theatr. eur. 43. Landsberg bell. germanic. 21.

3) Belli Lorb. 178, 181. Khevenh. 344.

4) Khevenh. 172. Theatr. eur. 115, 191. Heldenbuch 12. Londorp. bell. sexennale 212; acta publ. 427.

mers, und später auch Ungern diesem Beispiele. Die Jesuiten, so einstimmig sahen die Protestanten in ihnen ihre Hauptfeinde, wurden aus all diesen Ländern vertrieben. In solcher Bedrängniß richtete der König seine Augen auf Deutschland; die Hülfe jedoch, welche er von der Liga erwartete, glaubten die Böhmen gleichmäßig bei der Union zu finden.

Herzog Maximilian von Baiern, obgleich Haupturheber der Liga, fand die österreichische Einmischung so unbequem, und Viele zeigten sich ernsten Anstrengungen dergestalt abgeneigt [1]), daß er eine Zeit lang die Leitung des Bundes aufgab. Auch fand sich in den Jahren 1614 bis 1617 so wenig Veranlassung zu rechter Wirksamkeit und so manches Hinderniß, daß die Liga fast ganz auseinanderfiel. Dasselbe galt in noch größerem Maaße von der Union: denn die Städte meinten, das Uebergewicht der Fürsten sey unangenehm und selbst der größte Gewinn biete keinen Ersatz für die, meist den Bürgern und Bauern aufliegenden, Kosten und Schäden [2]). Hiezu kam, daß die lutherischen und reformirten Glieder der Union weniger übereinstimmten, als die katholischen der Liga. Diese Verhältnisse wollte Kaiser Matthias benutzen und befahl am 3ten April 1617 die Aufhebung aller beson-

1) Wolf II, 421, 446; IV, 13.

2) Khevenh. zu 1615 S. 750.

dern Bündnisse im Reiche [1]), weil dadurch Spaltung und Auflösung des Ganzen entstehe, zum Abhelfen aber von Klagen und Uebelständen, der Reichstag so berechtigt als tauglich sey. Weit entfernt diesem angemessenen Befehle Folge zu leisten, sahen Liga wie Union darin nur eine bedenkliche Einmischung, und schoben sich wechselseitig die Schuld des Beginnens, der Drohungen, der Feindschaft zu. Gegen Kaiser, Reich und Mitstände habe sich niemand verbunden, nicht auf Angriff, nur auf gerechte Vertheidigung sey man bedacht. Des Kaisers damalige Schwäche benutzend trat Herzog Max wieder hervor und brachte am 27sten Mai 1617 eine Erneuerung des Bundes zunächst zwischen Baiern, Bamberg, Würzburg, Eichstädt und Elwangen zu Stande [2]). Von des Kaisers Theilnahme, oder auch nur von einer Benachrichtigung desselben war nirgends die Rede, der Religion geschah keine Erwähnung und Max zeigte itzt als alleiniger Bundesoberster weit mehr Ernst und Thätigkeit denn zuvor. Allmählig traten auch Köln, Trier und andere katholische Stände zum Bunde, und die Versuche der österreichischen Herzoge größern Einfluß auf denselben zu bekommen, wurden von Max geschickt vereitelt; wodurch sich indeß die Spannung

1) Wolf IV, 71, Beilagen S. 7. Belli Lorberkr. 11.
2) Geschichte der Liga 111 — 115.

zwischen Baiern und Oesterreich so erhöhte [1]), daß der Herzog den Kaiser weder mit einem Heere gegen die Böhmen unterstützen, noch auch die Vermittlung übernehmen, noch zugeben wollte daß man die Protestanten jenes Landes durch größere Bewilligungen beruhige, weil dies für Deutschland ein böses Beispiel gebe. Ja im Februar 1619 beschwerte sich Max in Madrit und Rom über die kaiserlichen Räthe und deren Verwaltung, die Abneigung der Katholiken irgend etwas aufzuopfern, die Gleichgültigkeit des päpstlichen Hofes, den Haß Oesterreichs gegen die Liga u. s. w. Andererseits stellte Matthias vor: wenn Max ihn sinken lasse würden die Protestanten noch mehr durchsetzen, man müsse kleine Zwistigkeiten um größerer Zwecke willen vergessen und vergleichen. Aus diesen und ähnlichen Gründen übernahm der Herzog endlich unter gewissen Bedingungen die Vermittelung zwischen den Böhmen und dem Kaiser; als aber Matthias wenige Wochen nach dieser Uebereinkunft starb, änderten sich nochmals die Verhältnisse.

Nicht bloß mehre protestantische, sondern selbst einige katholische Stände waren der Meinung: itzt sey der rechte Zeitpunkt die zur Minderung deutscher Freiheit fast erblich gewordene Kaiserkrone, dem übermächtigen Hause Oesterreich zu entreißen. Ein ohnmäch-

1) Wolf IV, 95, 145—173.

tiger Fürst wäre indeß außer Stande gewesen sie zu behaupten, einen Protestanten würden die Katholiken nie geduldet, ja Sachsen dem reformirten Pfalzgrafen, dieser dem lutherischen Churfürsten, solchen Anwachs von Macht und Einfluß nicht gegönnt haben. Daher sey der klügste, mächtigste Fürst unter den Katholiken, Maximilian von Baiern zu erwählen, sobald er sich nur irgend dazu verstehe die Rechte der Protestanten zu sichern. Camerarius, einer der angesehensten Räthe des Pfalzgrafen, schrieb deshalb nach München: „ist es denn so schwer, zwischen den Ständen des Reichs ihrer Beschwerden halber einen Waffenstillstand zu schließen und Bürgschaft dafür zu stellen, daß bis zu endlichem Vergleiche alles in jetzigem Stande bleibe [1]), und katholischen Geistlichen die Furcht benommen werde man wolle ihnen mehr entziehen, den Protestanten man wolle alles zurücknehmen. Denn wenn ein Theil den andern zu seinem Willen und Ansichten zwingen wollte, würden sie sich selbst aufreiben und einem Fremden zum Raube werden."

Im Februar 1619 kam Pfalzgraf Friedrich in Person nach München und betrieb (nachdem ein vorübergehender Gedanke Savoyen zu erheben untauglich befunden worden) die Sache mit neuem Eifer; selbst Frankreichs Beistand ward für diese Plane nachge-

1) Wolf IV, 100; 116, 197 — 213.

sucht. Desto mehr eilten Spanien und Oesterreich sie zu zerstören [1]) und Maximilians Räthe erklärten: es seyen calvinische Schliche, man wolle Baiern nur mit Oesterreich entzweien, ein langes Zwischenreich herbeiführen und zuletzt die Krone wohl an Pfalz bringen. Maximilian nahm sich zurückhaltend gegen beide Parteien, fürchtete überall Gefahr und wollte sich den Weg nach allen Seiten offen erhalten. Ohne Zweifel reizte ihn die Krone, aber er mochte sie nicht aus den Händen der Protestanten empfangen und ihnen dafür Größeres bewilligen; er wollte bei geringerer Gefahr eine unabhängigere Stellung und anderweiten Gewinn erlangen.

Unterdeß hatten die Böhmen eine Aushebung des zwanzigsten Mannes angeordnet und, mit Ausnahme von Budweis, das ganze Königreich in ihre Gewalt gebracht. Nunmehr zog Thurn nach Oesterreich hinab und langte den 6ten Junius 1619 vor Wien an. König Ferdinand hatte den Vorschlag die Stadt zu verlassen in der richtigen Ueberzeugung abgelehnt, sie werde sich alsdann zweifelsohne seinen Feinden zugesellen; allein es fehlte ihm so sehr an Unterstützung und Mannschaft, daß Abgeordnete der Verbündeten ohne Scheu in die Burg drangen und

1) Siri Memor. IV, 413. Nach Deagant Memoir. 123 wünschten Maximilian und Friedrich Kaiser zu werden und wandten sich deshalb nach Frankreich.

ihm sehr harte Bedingungen, zunächst die Forderung einer unbedingten Gleichstellung beider Religionsparteien zur Unterschrift vorlegten. Auf seine Weigerung trat Thonradtel, ein Haupt der Mißvergnügten, kühn hervor, ergriff ihn bei den Knöpfen seines Wamses und sprach: „Nandel gieb dich, wirst du nicht unterschreiben?" In diesem Augenblicke höchster Bedrängniß, dieser Gefahr persönlicher Mißhandlung, plötzlich Trompetenschall, lautes Geschrei; dampierrische Reiter, zur rechten Zeit in Eil nach Wien gesandt [1]), sprengen auf den Burgplatz. In Sorge über ihre Zahl, sonstigen Rückhalt, Gesinnung der Einwohner, zerstreuen sich jene Abgeordneten und Ferdinand ist befreit. Er hatte den Muth eines Königs bewiesen und würde, wäre er öfter aus seinem Palaste ins Leben und an die Spitze der Heere getreten, besser haben unterscheiden lernen, wo und in wie weit derselbe ächt und preiswürdig sey, und wo er in eigensinnige Halsstarrigkeit übergehe. Ungünstige Witterung, Mangel an Gelde und Lebensmitteln, geringe Unterstützung von Seiten der zum Theil katholischen Stände Oesterreichs und die Nachricht daß Mansfeld von Bouquoy geschlagen sey, zwangen die Böhmen am 12ten Julius zum Abzuge und wenige Tage nach-

1) Belli Lorb. 174—194. Wassenberg Panegyr. 6. Hormayr Wien IV, 2, 79. Wolf IV, 265.

her ließ Ferdinand die Bürger Wiens entwaffnen [1]), damit während seiner Reise zur Kaiserwahl die kaum beseitigte Gefahr nicht in verdoppeltem Maaße zurückkehre.

Am 19ten Julius 1619 kam König Ferdinand nach München, stellte seinem Jugendfreunde die Größe seiner Bedrängniß und die Gefahr für die Katholiken so lebhaft vor, und gewährte ihm wohl schon itzt die nachmals bekannt gewordenen günstigen Bedingungen, daß Maximilian mit Beiseitsetzung zeitheriger Bedenken und Plane, sich ganz an Oesterreich anschloß [2]). Seine Lobredner sprechen: er hat das Sichere dem Unsichern, das Gerechte dem Ungerechten, das Religiöse dem Gottlosen vorgezogen, unausführbaren Planen weislich entsagt und alte Freunde nicht für zweideutige Lockungen arglistiger Feinde preis gegeben. Er setzte, so reden seine Ankläger, mit eigennützigem Frevelmuth um einer Stadt, um Donauwerths willen, einst das ganze Reich in Gefahr; und itzt, da ihm dies und das Kaiserthum freiwillig dargeboten werden, fehlt ihm der ächte Muth. Was wäre Baiern, was Deutschland geworden, wenn er, wie einst Kaiser Maximilian II, mit großartiger Unparteilichkeit die Führung des Ganzen übernommen hätte! Aber leider

1) Londorp act. publ. I, 461. Schmidt IX, 158.

2) Cancellar. Hispan. 76.

finden wir bei ihm statt eines königlichen Ueberblickes, nur die Beschränktheit jesuitischer Ansichten, wodurch er den dreißigjährigen Krieg, von dem er Deutschland hätte erretten können, hauptsächlich herbeigeführt und seine Fortdauer veranlaßt hat.

Von dem Augenblicke, wo auf eine Trennung unter den Katholiken nicht mehr zu rechnen war, wurden die meisten Glieder der Union allen weitaussehenden Unternehmungen abhold; nur der Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf von Anspach und Fürst Christian von Anhalt beharrten auf dem betretenen Wege. Dieser hatte in seiner Jugend einen kaiserlichen Gesandten nach Konstantinopel begleitet, dann Italien gesehn, ein dem Könige Heinrich IV im Jahre 1591 zu Hülfe ziehendes deutsches Heer mit befehligt, die Fehde über die Wahl des strasburger Bischofs geführt und mehre Gesandschaften besonders in Sachen der Union an Kaiser Rudolf II übernommen [1]). Insbesondere er war itzt unermüdlich und unerschöpflich in Planen, Vorschlägen, Unterhandlungen, Reisen, Briefwechsel u. s. w. In Böhmen, Ungern, den Niederlanden, Venedig knüpfte er Verbindungen an [2]), mit dem Herzoge von Savoyen verhandelte Christian im Mai

1) Beckmann Gesch. v. Anhalt V, 3, c. 1.

2) Anhaltische Kanzlei 98, 111, 118, 153, 213, 284. Köler Frid. V, 25.

1619 persönlich wegen Uebernahme der böhmischen oder der Kaiserkrone und sollte gesagt haben: er gönne sie lieber einem Türken oder Teufel, als dem Ferdinand von Oesterreich. Bei der Union war aber damals alles baufällig und mangelhaft, es fehlte an Gelde, Mannschaft und Einigkeit um etwas Großes durchzusetzen; doch konnte die nächste Hauptfrage nicht umgangen werden: ob Ferdinands Erhebung auf den kaiserlichen Thron die Böhmen zum Gehorsam vermögen, oder Ferdinands Absetzung in Böhmen die Kaiserwahl vereiteln werde. Gewiß mußte sich, jenachdem die Wahl oder die Entsetzung vorherging, das Nachfolgende anders gestalten; deshalb suchten die Einen das aufs Höchste zu betreiben, was die Andern auf alle Weise zu hintertreiben strebten.

Im Laufe des Junius schrieben die Böhmen an alle Churfürsten [1]): das Recht den römischen Kaiser zu erwählen sey ein sachliches und ruhe auf den Churfürstenthümern; daher könne Ferdinand, der sich nicht in dem Besitze Böhmens befinde, dasselbe auf keine Weise ausüben. Nach vorhergegangener Berathung antworteten die Churfürsten: Ferdinand sey Böhmens erwählter und gekrönter König und von den Churfürsten als solcher anerkannt, daher müsse man ihn zu-

1) Belli Lorb. 193. Khevenh. 405. Londorp. acta publ. I, 515, 517. Theatr. eur. 175—177.

lassen, die böhmischen Abgeordneten hingegen von der Kaiserwahl ausschließen. — Ein neues Schreiben der Böhmen an die Churfürsten vom 13ten August 1619, entwickelte: Ferdinands Wahl sey nicht in freier, gebührender Form, sondern ohne die gesetzliche Zuziehung der einverleibten Lande geschehn [1]), oder vielmehr mit Schmeicheleien, Versprechen und Drohungen durchgesetzt worden. Irrig werde Böhmen, in den Verträgen Oesterreichs mit Spanien, als ein Erbreich dargestellt, und rechtswidrig habe sich Ferdinand (was ausdrücklich seine Wahl zum König vernichte) noch beim Leben des Kaisers Matthias in die Regierungsangelegenheiten gemischt [2]), wie unter anderem die gewaltsame Verhaftung des Kardinals Klesel augenscheinlich erweise. — Als auch diese Eingabe vergeblich blieb, widersprachen die Böhmen jeder ohne ihre Zuziehung vorzunehmenden Kaiserwahl; wogegen die Churfürsten sich am 20sten August zur Vermittlung zwischen ihnen und Ferdinand erboten, was dieser auch höflich annahm.

Nunmehr schlugen die Churfürsten von Trier und Brandenburg in Frankfurt den Herzog Maximilian und den König Ferdinand zum Kaiser vor; Pfalz

1) Histor. Persecut. 143.

2) Theatr. eur. 35.

empfahl vorzugsweise den ersten, erklärte sich indeß bereit, der Mehrheit beizutreten, sofern sie sich für Ferdinand ausspreche [1]). Als nun der Churfürst von Köln feierlich bezeugte: sein Bruder, Herzog Maximilian, denke nicht daran den Thron zu besteigen, vereinten sich alle Stimmen für Ferdinand; er ward am 28sten August zum Kaiser gewählt. Aus seiner Wahlkapitulation, welche einige Zusätze bekam, erwähnen wir in Hinsicht auf spätere Ereignisse nur Folgendes: die Rechte und Besitzungen der Stände werden, gleichwie der Religionsfriede, bestätigt [2]). Der Kaiser soll nicht eigenmächtig Steuern ausschreiben, Ausländer anstellen, oder Bündnisse mit fremden Mächten ohne Beistimmung aller, oder der meisten Churfürsten eingehn. In Geschäften braucht man nur die deutsche oder lateinische Sprache. Niemand wird unverhört geächtet, sondern nach gehörigem Prozeßgange und den in der Kammergerichtsordnung enthaltenen Vorschriften gemäß.

In dem Augenblicke als die Churfürsten hervortraten und verkündeten: Ferdinand sey zum Kaiser gewählt; traf die Nachricht ein: Ferdinand sey von den Böhmen am 19ten August des Königthums ent-

1) Wolf IV, 221. Belli Lorb. 221. Khevenh. 416. Spanheim Mém. de Louise Juliane 137.

2) Khevenh. 427.

setzt worden [1]). Hätten die Churfürsten diese, oder die Böhmen jene Kunde früher gehabt, vielleicht wäre die Kaiserwahl oder die Absetzung unterblieben; itzt traf beides der Zeit nach fast zusammen und trieb Furcht, Hoffnung, Parteiung von neuem in schrankenloserem Maaße hervor.

Die Böhmen, sagte Ferdinand, sind närrische überwitzige Leute [2]); ein Vorwurf, nicht ungerecht, der aber in gewissem Sinne leider allen Parteien gemacht werden konnte!

Nachdem Graf Thurn mit dem Heere aus Oesterreich zurückgekehrt war, behielt er nebst seinen Anhängern in Böhmen dergestalt die Oberhand, daß sie, unbekümmert um die Minderzahl katholischer Gegner, auf einem im Julius und August abgehaltenen Landtage mehr als hundert Punkte nach ihrem Willen durchsetzten [3]). Vor allem wichtig war indeß jener am 19ten August von Böhmen, Schlesien und Mähren gefaßte Beschluß: man könne Ferdinand nicht für einen rechtmäßigen König achten, denn er sey keineswegs gehörig, frei und unbefangen erwählt worden, habe

1) Moser patriot. Archiv VII, 45. Senkenberg III, 344. Anhaltsche Kanzlei 150, 161.

2) Moser Archiv VII, 71.

3) Belli Lorb. 224—234. Londorp bell. sexenn. 219. Khevenh. 452. Senkenberg III, 351.

die Bedingungen übertreten, sich feindlich gezeigt, rechtswidrige Verträge mit Spanien über die Erbfolge errichtet [1]), dadurch die Wahlfreiheit mittelbar zerstört u. s. w. — Aus den sehr weitläufigen Streitschriften über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Schrittes geht hervor: Oesterreich konnte eine unbedingte Linealerbfolge nicht erweisen, denn ob man gleich in der Regel beim regierenden Hause geblieben war, zeigten sich doch immer Spuren der Mitwirkung, Einwilligung und Bestätigung der Stände. Auch durfte ihr, von der goldenen Bulle Karls IV [2]) ausdrücklich anerkanntes Wahlrecht, nicht wegen Vergehn Einzelner zur Zeit des schmalkaldischen Krieges einseitig und willkürlich aufgehoben werden. Aus diesen Gründen, und weil selbst die Urkunde über die Erhebung des Matthias [3]) noch ausdrücklich von einer Wahl redet, kann den Böhmen das Wahlrecht nicht abgesprochen werden; wohl aber frägt sich nun weiter: ob sie es bei Ferdinand gehörig übten, oder er sich Dinge zu Schulden kommen ließ, welche eine Vernichtung seiner Wahl rechtmäßig nach sich ziehen konnten. Für dieselbe, dies sahen wir, hatten sich auf

1) Piasec. 319—321.

2) Aurea bulla c. 7, §. 5. Schmidt IX, 168.

3) Balbin. dec. I, 8, p. 118.

der Landstände fast Alle erklärt [1]) und diejenigen, welche wie Thurn und einige Andere, die einverleibten Lande Schlesien und Mähren hören wollten, wurden überstimmt. Es verfuhren also die Katholiken damals ungefähr so, wie itzt, nach Umstellung der Machtverhältnisse, die Protestanten. Daß Ferdinand sich in die Regierungsgeschäfte beim Leben des Matthias gemischt hatte, und die Fassung der Erbverträge mit Spanien des böhmischen Wahlrechts nicht erwähnte, leidet keinen Zweifel; der Grund aber weshalb man sich über diese Dinge nicht leicht verständigte, lag lediglich darin, daß Ferdinands unduldsamer Sinn die härteste Behandlung der Protestanten voraussehn ließ, und die Eiferer unter diesen, einen allgemeinen Sieg ihrer Lehre, Verjagung der katholischen Fürsten, Theilung oder Vernichtung der österreichischen Macht hofften oder bezweckten [2]). Der Gedanke, Böhmen in einen Freistaat nach Art der Niederlande zu verwandeln, ward bald als unausführbar anerkannt; eben so wenig wollte man einen früher gleichgestellten Inländer auf den Thron erheben, vielmehr vereinigten sich alle Stimmen dahin: man müsse einen fremden mächtigen Fürsten zum König wählen. In Vorschlag ka-

1) Woltmann II, 167.

2) Hormayr Wien IV, 2, 62.

men der Herzog Karl Emanuel von Savoyen, der König Christian IV von Dänemark, der Churfürst Johann Georg I von Sachsen und Pfalzgraf Friedrich V. Die beiden ersten wurden aus mehren Ursachen bald übergangen, den für Johann Georg beigebrachten Gründen aber entgegnet: er sey ein Säufer [1]; lasse sich trotz seiner sonstigen Grobheit von wenigen, insbesondere geistlichen Räthen leiten, hasse die Reformirten übermäßig, hege eine Vorliebe für Oesterreich und habe zeither den Böhmen mehr geschadet, als genützt. Ferner werde er damit umgehn sich erblich zu machen, die Rechte beschränken, den Adel zurückstellen, für Uebernahme böhmischer Schulden große Pfandschaft verlangen u. s. w. Hingegen sey Pfalzgraf Friedrich wohl erzogen, moderatissimi und guten ingenii, behandele den Adel trefflich wohl, habe eine stattliche Baarschaft, werde von England, Holland und der Union unterstützt [2]), stehe gut mit

1) Belli Lorb. 234. Theatr. eur. 201. Khevenh. 533. Johann Georg betrank sich oft und obenein in Bier so, daß er unter den Tisch fiel. Sein höchstes Schimpfwort war: du Calvinist. Ludov. Camer. epist. in Mauvillon Hist. de Gust. Adolphe III, 21. Grammont Mém. II, 54.

2) Friedrich ward zu Hause und in Sedan beim Herzoge von Bouillon sorgfältig erzogen, verstand Latein,

Frankreich, Venedig, Sachsen, Baiern, Siebenbürgen und Ungern, liege zum Schutz gegen etwanige Feinde bequemer als Sachsen, sey verwandt mit Schweden, duldsam in der Religion u. s. w. Aus diesen und andern Gründen sprachen sich gleich Anfangs die meisten Stimmen, 36 Hochadliche, 91 Ritter und fast alle Städte für ihn aus, und am nächsten Tage zeigte sich gar kein Widerspruch mehr gegen seine Wahl[1]); sie konnte, sofern Schweigende und Abwesende nicht gezählt wurden, für einstimmig gelten.

Friedrich, obgleich er dem Gedanken die böhmische Krone zu erwerben schon oft nachgehangen hatte, und seine Gesandten in Prag gewiß in dieser Beziehung nicht unthätig gewesen waren, gerieth ohnehin schwachen Charakters, in große Unruhe als er über den wichtigsten Schritt seines Lebens bestimmt entscheiden sollte, und die entgegengesetztesten Rathschläge von allen Seiten auf ihn eindrangen. Seine zunächst befragten Räthe stellten ihm vierzehn Gründe gegen die Annahme der Krone, und nur sieben dafür auf.

Französisch und hatte Kenntnisse in der Geschichte. Mit dem 19ten Jahre übernahm er die Regierung. Pareus Hist. Bavar. Palat. 313. Köhler Frideric. V, 8. Ueber Friedrichs glänzenden Hof Fontenay Mém. L, 223.

1) Londorp bell. sexenn. 219. Theat. eur. 194.

Er habe (so hieß es in jenen) Ferdinand als Kaiser und König von Böhmen anerkannt, die Rechtmäßigkeit der Absetzung desselben sey nicht erwiesen, Englands und Hollands Beistand ungewiß [1]), aus Italien keine Hülfe zu erwarten, der Neid Sachsens, die Verwerfung eines vierten protestantischen Churfürsten, der Widerspruch aller katholischen Stände und Reiche außer Zweifel. Wie wolle Friedrich (so sprachen Andere) ohne Geld und Kriegsmittel allein dem mächtigen Hause Oesterreich widerstehn? Wie dürfe er den unbeständigen Böhmen vertrauen, die ihm so wenig treu und gewärtig bleiben würden, als ihrem früher erwählten rechtmäßigen Könige? — Am 24sten September 1619 erklärte sich Baiern bestimmt und verständig gegen die Wahl [2]), und alle Churfürsten (es blieb nicht lange geheim) traten, nach einigen Bedenken, dieser Meinung bei. Frankreich schrieb am ersten Oktober dem Pfalzgrafen [3]): es werde ihm, wenn er die Krone annehme, nie Hülfe leisten, und der König Jakob von England, den es für dieselbe Ansicht zu gewinnen suchte, rieth seinen Schwiegersohn aus Gründen der Klugheit und des Rechts, von so übereiltem, gewagten Schritte ab. Auf einem Unionstage stimmten

1) Senkenberg III, 371.

2) Belli Lorb. 253, 263. Adlzreit. 46. Wolf IV, 229.

3) Siri Mémor. V, 61.

Anspach, Baden und Anhalt meist für die Annahme der Krone, Wirtemberg, Hessen und Kulmbach dagegen; Straßburg, Nürnberg, Ulm und andere Städte stellten dem Churfürsten den Schluß anheim [1]), welcher (laut den Worten des Berichts) sich nichts gewisses darauf resolviren konnte.

Diesem Schwanken ein Ende zu machen, fanden sich ehrgeizige, leichtsinnige, falscher Begeisterung hingegebene Männer; man nennt darunter den pfälzischen Rath Ludwig Camerarius und den Hofprediger Skultetus [2]), obgleich beide später die Beschuldigung leugneten. Sie stellten dem Churfürsten vor: Böhmen ist, wie die Hussitenkriege erwiesen, für sich stark genug ringsum allen Feinden zu widerstehn; auch werden sich, bei dem allgemeinen Wunsche einer Erniedrigung Oesterreichs, bald Verbündete finden. Denn Frankreich widerspricht mehr zum Scheine als im Ernste, und obgleich König Jakobs Beistimmung noch nicht eingegangen ist, haben doch seine Räthe deutlich genug erklärt: wenn die Sache nur erst geschehen sey, werde jene nicht ausbleiben. Dasselbe gilt von den Niederlanden und allen protestantischen Ständen. Die

1) Moser patriot. Archiv VII, 47.

2) Gualdo Priorato Histor. 36. Pufendorf Histor. belli suecici 12.

Frage nach dem Rechte kann nicht aufhalten [1]), da der einstimmige Beschluß eines wahlberechtigten Volkes eben das Rechtliche ist; oder soll man abwarten, daß zum größten Schaden Oesterreichs und Deutschlands ein Fremder, ja in der Verzweiflung vielleicht der Türke herbeigerufen werde? Weit mehr als Friedrich gegen Ferdinand, hat Matthias gegen Rudolf gewagt, und Maximilian von Oesterreich nahm bei einer zwiespaltigen Königswahl ohne Bedenken die polnische Krone an. Nicht blos einen vierten protestantischen Churfürsten sehen wir (wenn der Muth nicht fehlt) auf diesem Wege hervorgehn, sondern auch einen protestantischen Kaiser, ja den vollen Sieg unserer reinen Lehre über Menschensatzungen und Aberglauben. Es ist Pflicht und Gewissenssache nicht hinter seinem Glücke zurückzubleiben, es ist der herrlichste Beruf die Freiheit, die Religion ganzer Völker zu retten; es erscheint thöricht und gottlos, da ängstlich zu überlegen und zu berechnen, wo die göttliche Fügung, der göttliche Wille so unverkennbar hervortritt.

Aehnlich dachte der Herzog von Bouillon, Friedrichs Oheim [2]) und äußerte stolz bei einem Feste des

---

1) Belli Lorb. 248. Spanheim Memoir. 147. Schmidt IX, 171.

2) Bentivogl. lett. 216. Brienne Mem. XXXV, 296 in Petitots Samml.

Heiligengeist-Ordens: während sie in Frankreich Ritter ernennen, erschaffe ich in Deutschland Könige! Elisabeth, Friedrichs Gemahlinn, sprach zu ihm: du hast eine Königstochter geheirathet und bedenkst dich eine Königskrone auf dein Haupt zu setzen? Ich will, sagte sie laut andern, lieber mit einem Könige Sauerkraut, als mit einem Churfürsten Gebratenes essen [1])! — Ernster und besonnener war Friedrichs Mutter, Louise Juliane, die Tochter des großen Wilhelm von Oranien. Die Unbeständigkeit des Glücks und den Wechsel menschlicher Gesinnungen wohl erkennend, weissagte sie ihm mit thränenden Augen: nur Eifersucht und Haß würden die Folgen seiner Erhebung seyn, und im Fall Protestanten ihn unterstützten, alle katholischen Mächte zu seinem Untergange herbei eilen [2]). Schon war Friedrich durch diese Vorstellungen erschüttert, da erschienen in Waldsassen die böhmischen Ab-

1) Köhler de Frid. V, 39. Auch Moriz von Oranien habe zur Annahme gerathen. Aubery Memoir. 243. Nach Fontenay Mem. I, 224, verstand Elisabeth kein Deutsch, die Anekdoten wären also übersezt.

2) Die Theologen hegten nicht gleiche Ansichten über diese Dinge und während z. B. die Wittenberger des Herzogs von Weimar Theilnahme am spätern Kriege billigten, widersprachen die Jenenser, zum Theil aus Abneigung wider die Calvinisten. Röse Bernhard von Weimar I, 40, 320.

geordneten, der Graf von Schlick und der Herr von Ruppa [1]) und hielten über den Hergang, den Eifer, die Begeisterung so bewegliche Reden daß Friedrich, nach langem Schwanken endlich fortgerissen, erklärte: er halte seine Wahl für einen Ruf Gottes und wolle deswegen dem die Sache und den Ausgang anbefehlen, in dessen Namen er sie annehme [2]).

Während Eiferer diesen Heldenmuth priesen und sich den heitersten Träumen überließen, ging der Beschluß Friedrichs Mutter so zu Herzen, daß sie darüber erkrankte und lange das Bett hüten mußte. Doch ward ihr nebst dem Herzoge von Zweibrücken die einstweilige Verwaltung der pfälzischen Lande aufgetragen; dann brach Friedrich, nachdem er die ihm vorgelegten Bedingungen über die Gränzen seiner Rechte, Aufenthalt, Besetzung der Stellen, Veräußerung der Krongüter u. s. w. vollzogen hatte, von Waldsassen auf gen Prag. Am 1sten November 1619 zog er mit seiner Gemahlinn Elisabeth [3]), seinem Bruder Her-

1) Lotichius I, 87. Londorp bell. sexenn. II, 59—61.

2) Moser Archiv VII, 48.

3) Londorp acta publ. I, 680; II, 795. Belli Lorb. 281. Theatr. eur. 243—245. Die böhmischen Abgeordneten sagen von Elisabeth: sie sey eine sehr holdselige, freundliche Königinn und Frau und habe große Lust an Böhmen. Londorp act. publ. II, 595. Einige meinten, la necessité d'accepter la Couronne

mann, dem Fürsten Christian von Anhalt und mehren Andern, unter dem höchsten Jubel in diese Stadt ein, ward am vierten November und drei Tage später seine Gemahlinn gekrönt. Feste folgten auf Feste, und Leichtsinnigen schien alles abgethan und glücklich zu Ende gebracht, während kein Umsichtiger verkennen konnte, daß ringsum der Gesichtskreis immer dunkeler werde, und Sorge und Gefahr von allen Seiten nahe. Wenn Ludwig Camerarius sich wirklich anfangs jenen Leichtsinnigen zugesellt hatte, so waren ihm wenigstens schnell die Augen aufgegangen, und er schrieb schon vor Friedrichs Ankunft in Prag: „er wird in eine verwirrte, ungewisse Regierung eintreten, denn die Böhmen gründen das Meiste auf seine und seiner Freunde Mittel, also daß man mit goldener Angel fischen muß. Der Churfürst aber macht sich die Sache leicht, und setzet alles auf Gott und gute Hoffnung.“ — Und am Tage nach dessen Einzuge fährt er fort [1]): „die Stadt hat an 50,000 Gulden darauf verwendet, die man aber besser zur Bezahlung des Kriegsvolks angelegt hätte. Die Liebe und Benevolenz des Volks ist sehr groß, Gott gebe Bestand und richte jegliches zum Frieden. Es war hohe Zeit

---

gehe aus Friedrichs Namen hervor: FreDerICVs fIt reX boheMIae. Carleton Mem. III, 133.

1) Camerar. epist. select. p. 55, 60. Carleton III, 165.

daß die Länder ein Haupt bekamen, denn alles lag in Verwirrung, und aus dem Neide und der Eifersucht der Stände hätte sonst große Ungelegenheit entstehen können. Die Kammer ist ganz bloß und alles ein baufällig Wesen, also daß des Papstes Ausspruch: der Fürst habe sich in ein schönes Labirinth hineinbegeben, in Bezug auf die Lage der Dinge nicht ungereimt ist."

Am 26sten Oktober erließen die Churfürsten ein Schreiben an den Pfalzgrafen, worin sie ihn so treulich als verständig an Recht, Pflicht, Macht, Verstand, Gefahr, Wandelbarkeit des Volks u. s. w. erinnern und dringend von Annahme der Krone abrathen. Fremde (so fahren sie nach Aufstellung überwiegender Gründe fort) werden sich einmischen und das Reich, das mit aller Welt Verwunderung so viele hundert Jahre geblühet, den Türken und Ausländischen zu einem Raubhause gestellt und die uralte deutsche Freiheit des geliebten Vaterlandes in eine ewige, erbärmliche Dienstbarkeit verändert. Ja die Churfürsten- und Fürstenhäuser, sammt vielen tapfern Grafen, Herrn und Rittern werden sich, wie in andern Staaten bei innerem Kriege auch geschehen, untereinander dergestalt zu Grunde richten, daß deren Namen und Gedächtniß, außer was zu ihrer höchsten Schmach gereichen möchte, nicht dürfte übrig bleiben. Sie hofften und bäten deshalb: der Pfalzgraf sollte, um

eigenen nur scheinbaren Vortheils willen [1]), nicht der christlichen Liebe und dem Gebote Gottes zuwider, mit dem Kaiser (den er zu dieser Hoheit mit erheben helfen, dem er Ehrfurcht, dessen Hause er und seine Vorgänger vielen Dank schuldig, dem er verwandt sey) ohne gegebene Ursach eine blutige Fehde beginnen, deren Ausgang sie nicht erleben würden, die aber ihn und alle in unabsehbares Elend und Unglück stürzen müßte!"

Dies treffliche, weissagende Schreiben [2]) kam (obgleich der Pfalzgraf die Gesinnungen der Churfürsten schon früher kannte) erst an, nachdem die entscheidenden Schritte bereits geschehn waren. Friedrich erließ umständliche Rechtfertigungen seines Benehmens, die aber kaum Befreundeten, vielweniger Feinden genügten und seitens des Kaisers umständlich widerlegt wurden [3]). Anstatt in dieser bedenklichen Lage die Böhmen und Protestanten durch ein kräftiges kluges Benehmen zu gewinnen, geschah gar vieles die Gemüther abzulenken und zurückzustoßen. Um der Hofleute und Hoffeste willen vergaß Friedrich Krieg und Heer [4]), sein Be-

1) Belli Lorb. 267—269. Theatr. europ. 203. Londorp acta publ. I, 686. Khevenh. 420.

2) Wolf IV, 267.

3) Londorp act. publ. I, 752.

4) Camer. epist. 32, 34. Woltmann 215.

nehmen erschien Vielen mehr unköniglich als herab-
lassend und die strengern Hussiten fanden es höchst an-
stößig, daß eine neue Mode Hals und Brust nicht zu
bedecken, bei den Weibern überhand nähme. Den
Katholiken versprach der König zwar Schutz und un-
gestörten Gottesdienst; bald aber vernehmen wir die
Klage: schon zur Zeit der Wahl wären mansfeldische
Soldaten in den Straßen aufgestellt [1]), mancher Ka-
tholik entwaffnet und später erklärt worden: wer den
neuen König nicht anerkenne, oder einen Eid (der die
die Gewissen beschwere) nicht leisten wolle, werde ge-
straft und seine Güter eingezogen [2]). Diese und ähn-
liche Maaßregeln und Forderungen lassen sich durch
die Lage der Dinge vielleicht mehr oder weniger ent-
schuldigen; gewiß aber war es eine thörichte Ueber-
eilung, daß sich der schwache König durch seine puri-
tanische Gemahlinn, den Hofprediger Skultetus und
einige andere Eiferer verleiten ließ die Hauptkirche in
Prag und den Gottesdienst in derselben ganz umzu-
gestalten [3]). Am 21sten December 1619 (so erzäh-
len die Klagenden) erschienen auf höhern Befehl Ar-

---

1) Spanheim 149. Anhaltsche Kanzlei 177. Lond. a. p. I, 687.

2) Lotichius I, 73. Anhaltsche Kanzlei 330.

3) Belli Lorb. 317. Heldenbuch 14. Londorp bell. sexenn. 119. Khevenh. 661.

heitsleute in der Kirche, um alle Gemälde, Bildwerke, Reliquien und dergleichen wegzunehmen. Eifrige Katholiken und Kunstfreunde eilten herbei und wollten das Verachtete retten oder kaufen, erhielten aber zur Antwort: man dürfe zur Fortdauer solchen Götzendienstes nicht die Hand bieten [1]). Und so ward denn alles zerschlagen, verbrannt, ein schönes Altargemälde von Kranach herabgeworfen und frecher Spott der argen Gewalt hinzugefügt. Beim Abbrechen der Christusbilder sagte man z. B.: hilf dir selber, so du Gottes Sohn bist; beim Wegwerfen der Reliquien: man habe die Heiligen mit dem Geschrei „bitte für uns" immerdar beunruhigt, nun würden ihre Gebeine Ruhe haben. Angezündete Kerzen, Taufbecken, Kniebeugen, Zeichen des Kreuzes, Singen der Kollekten wurden nicht mehr geduldet, und jedes Denkmal, jede Erinnerung früherer Zeiten, bis auf die Inschriften vertilgt. Keine Glocke durfte mehr läuten, statt der Altäre wurden Tische hingestellt, die goldenen und silbernen Kelche zu Hofe abgeliefert, hölzerne dafür angeschafft und das Abendmahl ohne alle Feierlichkeit und Würde ausgetheilt. Nicht bloß Katholiken, sondern auch Hussiten, ja fast alle Stände waren hiemit so unzufrieden, daß der Graf von Thurn dem

1) Ein Herzog von Weimar war bei der Bilderstürmerei gegenwärtig. Röse Bernhard von Weimar I, 311.

Könige Vorstellungen machte über die Gefährlichkeit und Zweckwidrigkeit solchen Verfahrens. Schwach gab dieser zur Antwort: er habe es nicht geheißen, sondern nur geschehen lassen [1]); doch ward der Plan, auch des geliebten Schutzheiligen Nepomuk Bildsäule von der prager Brücke ins Wasser zu stürzen, klüglich bei Seite gesetzt. — Skultetus, der Hofprediger, will nach späteren Erklärungen hier so wenig als bei der Annahme der Königskrone mitgewirkt haben und sagt entschuldigend: jene Maaßregeln und Vorschriften wären ja nur bei einer Kirche in Ausübung gebracht worden. Allein er hatte in einer Predigt zu erweisen gesucht: alles seyen Götzenbilder und Gott habe befohlen sie zu zerstören. Dieser allgemeine Ausspruch führte natürlich zu allgemeiner Furcht und allgemeinem Widerspruche. Auch legte Skultetus (der schon auf der Kirchenversammlung zu Dordrecht die Arminianer verfolgen half) dem Regenten das unbedingte Reformationsrecht bei [2]), woraus sich jede Religionsverfolgung ableiten und rechtfertigen läßt.

---

1) Londorp acta publ. II, 835. Pessina phosphorus 351—355, 638, 639. Woltmann 207.

2) Sculteti vita 75, 78, 89. Holberg dänische Geschichte II, 672. Religionem et ditionem juxta aestimant, sed in se jus, in aliis licentiam vocant, sagt Pappus 37 von den Protestanten.

Der kaiserliche Beichtvater Lämmermann, der sächsische Oberhofprediger Hoe von Hoeneg und der pfälzische Skultetus waren (dies ist das Höchste, was wir zugeben können) von der Wahrheit ihrer Ansichten vollkommen überzeugt; aber eben diese, zugleich beschränkte und hochmüthige Ansicht, welche außerhalb des eigenen Gesichtskreises alle Wahrheit, Redlichkeit und Tugend läugnet [1]), jede Abweichung verdammt, todte Gleichförmigkeit mit Gewalt einzuführen strebt und solcher Siege sich unchristlich erfreut, hat die unsäglichen Leiden des dreißigjährigen Krieges herbeigeführt; jene drei Männer beweisen, daß man innerhalb jedes der drei Hauptbekenntnisse das wahrhaft Christliche vergessen und sich in übertriebenen heillosen Eifer verstricken kann. Daher die lange Reihe grober, gehässiger, ekelhafter Streitschriften und Predigten über die Religion der Liebe, daher des Skultetus Aberglauben getrieben mit puritanischen Kleinigkeiten, Lämmermanns Freude an den spätern grausamen Verfolgungen, daher das Urtheil der tübingischen Theologen: durch den Sieg der Reformirten [2]) werde Freigeisterei und Atheismus entstehn; daher Hoenegs an den Grafen von Schlick gerichtete Worte: wie Schade daß so herrliche Länder dem Calvin in den Rachen sollen

1) Wolf IV, 319.

2) Wolf IV, 271. Londorp acta publ. I, 1425, II, 839.

gesteckt werden! Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und den orientalischen dafür bekommen, ist ein schlechter Vortheil.

Wie konnte Friedrich von den Protestanten, die hienach bereits in zwei feindliche Hälften zerfallen waren, erhebliche Hülfe erwarten. Im November 1619 begab er sich begleitet von einem englischen Gesandten zum Unionstage nach Nürnberg [1]), und stellte seinen Freunden vor: lasse man die Böhmen sinken, so komme die Reihe an alle übrigen Protestanten, weshalb man jetzt, in diesem günstigen Augenblicke, Abstellung aller Beschwerden, gleiche Besetzung der höchsten Reichsgerichte, Ueberlassung der geistlichen Güter u. s. w. durchsetzen müsse. Andere hingegen, insbesondere die Städte, waren allen feindlichen Maaßregeln sehr abgeneigt und wollten höchstens die deutschen Länder Friedrichs sichern [2]); und noch ungünstiger stellten sich die Ansichten für diesen, als der kaiserliche Gesandte und Präsident des Reichshofraths, Graf von Hohenzollern, muthig seines Herrn Rechte darlegte. So kam man am Ende, ohne sorgfältige

1) Murre's Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges 5.

2) Londorp a. p. I, 1695. Khevenh. 635, 649. Belli Lorb. 297, 299. Wolf IV, 273—277. Schmidt IX, 184.

Erhöhung der Kriegs- oder Geldmacht, zu dem Beschlusse: Frieden sey dem Kriege vorzuziehen, indeß wolle man die Beschwerden der Unirten nochmals darlegen und (so leid auch allen das böhmische Unwesen sey) nach dem Vorgange der Katholiken für den Fall gerüstet bleiben, daß der Krieg ins Reich gespielt werde. Mit Baiern, auf dessen Parteilosigkeit Alle hofften, und der Liga entspann sich ein umständlicher Briefwechsel und am 21sten December 1619 stellten Abgeordnete in München vor: die Union wünsche den Frieden und habe nur zur Vertheidigung gewaffnet [1]). Man möge die alten Streitigkeiten vergleichen, wie auch Matthias gewollt, und die Katholiken welche zuerst die Waffen ergriffen hätten, sollten sie auch zuerst niederlegen. Auf jeden Fall erwarte die Union binnen zwei Monaten eine bestimmte Antwort über Krieg oder Frieden.

In München lagen aber die Dinge ganz anders als vor wenigen Monaten. Nachdem Friedrich zum König von Böhmen erwählt worden, suchte Ferdinand den Herzog Mar mit verdoppeltem Eifer auf seine Seite zu bringen, und dieser beschloß von der Bedrängniß Oesterreichs möglichst Vortheil zu ziehen [2]).

1) Wolf IV, 298, 258; Beilagen S. 10. Geschichte der Liga.

2) Wolf IV, 256.

Am 8ten Oktober 1619 kam zwischen beiden ein Vertrag zu Stande, wonach Maximilian dem Kaiser die Hülfe der Liga gegen alle Feinde, Ferdinand aber versprach: er wolle nur mit des Herzogs Beistimmung Frieden schließen, ihm die Leitung jenes Bundes ohne alle Einmischung und Störung lassen, und seine obersten Feldherrn anweisen ihn von allen Unternehmungen und Absichten zu unterrichten und mit ihm darüber Rücksprache zu nehmen. Ferner sollten dem Herzoge Kosten und Schäden ersetzt und bis dies geschehn und abgethan sey, österreichische und dem Feinde abgenommene Landschaften einstweilen pfandweise eingeräumt werden. Wenn und in wie weit die Ueberlassung pfälzischer Länder und der Churwürde zuerst mündlich erwähnt oder schriftlich zugesichert sey [1]), ist ziemlich unbedeutend; gewiß war schon sehr früh und für den Fall davon die Rede, daß Friedrich die böhmische Krone annehme. Die Möglichkeit und Art der Ausführung hing freilich von den weitern Ereignissen ab.

So wie Oesterreich früher die Liga gern aufgelöset hätte, wünschte es jetzt deren Verstärkung. Im December 1619 beschlossen die Glieder auf einer Tag-

---

1) Ablzreiter 237 läugnet ein solch Versprechen, auch schweigt natürlich der Vertrag darüber. Siehe indessen Wolfs (IV, 254) Zeugniß für das in den Text Aufgenommene.

satzung in Würzburg: es soll ein Heer von 21,000 Mann zusammengebracht, und dazu von Geistlichen und Stiftern aller Art beigetragen werden [1]). Erhöhung alter Abgaben, neue Steuern von Getreide und andern Erzeugnissen, so wie nöthigen Falls Anleihen, dienen zur Herbeischaffung des Geldes. Mittlerweile bewilligte der Papst und, nach manchem Zweifel, auch Spanien [2]) dem Kaiser bedeutende Unterstützung und aus Italien nahte spanische und italienische Mannschaft.

So lagen die Dinge als die Abgeordneten der Union in München eine bestimmte Antwort über Krieg und Frieden verlangten. Sie lautete [3]): wir wünschen den Frieden und haben weder früher noch mehr gerüstet, wir haben nicht so bestimmt gefordert und gedroht als unsere Gegner. Ueber die obwaltenden Streitpunkte, welche vor Kaiser und Reich gehören, läßt sich kurzweg nicht entscheiden, doch sind wir bereit Recht zu geben und zu nehmen. — Diese Antwort wäre gewiß heftiger ausgefallen, wenn man nicht hätte Zeit für die eigene Rüstung und für die Beistimmung Sachsens gewinnen wollen.

---

1) Geschichte der Liga 128, 135.

2) Londorp bell. sexenn. II, 55, 141. Riccius de bell. germ. 16. Belli Lorb. 335, 399.

3) Wolf IV, 313.

Gar mannichfache Gründe wirkten auf den Churfürsten Johann Georg [1]): einerseits löbliches Gefühl der Gerechtigkeit und Sorge für das wahre Wohl Deutschlands, andererseits Ehrliebe, Ländergier, Verdruß über die Erhebung des Pfalzgrafen, Furcht vor den Ansprüchen der weimarschen Linie und Haß gegen die Calvinisten, welche Hoe [2]) (ein persönlicher Feind des Skultetus) täglich erhöhte. Auf einem im Januar 1620 gehaltenen obersächsischen Landtage wurden die Verhältnisse erwogen und endlich beschlossen: man wolle zwar rüsten, aber parteilos bleiben; und am 22sten Januar schrieb Sachsen an Mainz: es halte des Kaisers Sache für gerecht, die Verbindung Friedrichs mit Gabor und den Türken, sowie den Fall Oesterreichs [3]) für unheilbringend und die Reichsverfassung umstürzend. Gern werde es deshalb für das Rechte mitwirken, wenn nur der Kaiser und die Katholiken den so oft bestrittenen Besitz der geistlichen Güter den Protestanten feierlich und förmlich sichern wollten. Zum Theil diese Forderung veranlaßte einen Churfürstentag in Mühlhausen, wo Landgraf Moritz von Hessen den Churfürsten von Sachsen vergeblich

1) Piasec. 325.

2) Schröckh Leben Hoes III, 208. Neubur Gesch. des 30jähr. Krieges 3. Weiße IV, 269.

3) Wolf IV, 320.

warnte: er möge sich nicht in die leidenschaftlichen Plane der Katholiken verwickeln lassen, sondern lediglich auf milde Auswege bestehn. Es kam am 10ten März 1620 zu einem Vertrage, wodurch Mainz, Trier und Köln erklärten [1]): sie wollten die protestantischen Stände des ober- und niedersächsischen Kreises, als Inhaber geistlicher Güter, weder itzt noch in Zukunft auf irgend eine Weise bedrängen, oder mit Gewalt daraus vertreiben; sofern sie nicht auf die Seite der Böhmen treten, oder sonst weiter um sich greifen würden.

Nach dieser günstigen Wendung glaubte der Kaiser (welcher schon am 29sten Januar Friedrichs und der Böhmen Unternehmen für strafbaren Aufruhr erklärt hatte) [2]), er werde sogleich die Beistimmung zum Aechten desselben von den Versammelten erlangen; sie mochten sich aber vor Befragung aller Churfürsten auf nichts einlassen, weshalb Ferdinand zornig an Mainz schrieb: es werde (obgleich die Wahlkapitulation das Gegentheil festsetzte) dennoch bei ihm stehen, was er thun oder lassen wolle. — Auch hatte er

1) Nur über den Umfang der Rechte, Reichstagsstimmen und dgl. blieb einiges noch unerledigt. Dumont V, 2, Urk. 202. Theatr. eur. 308. Senkenberg III, 503.

2) Wolf IV, 318, 334, 379, 382.

ja bereits über die Verleihung der Churwürde und pfälzischer Länder an Baiern, unabhängig von Reichsbeschlüssen, lästige Verpflichtungen übernommen.

Am 20sten März gaben die in Mühlhausen Versammelten Nachricht vom Beschlossenen an die Union, an Ungern, Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz, die Ritterschaft und Städte des Reichs; sie ermahnten insbesondere Friedrich nochmals aufs dringendste, er möge bedenken, daß der böhmische Thron nicht erledigt [1]), Ferdinand weder geladen noch gehört worden, und Beharren im Unrechte das größte Unheil über die Urheber, ja über ganz Deutschland bringen werde. Aehnlich lauteten kaiserliche Schreiben an Friedrich und die Stände des Reichs. Anstatt nun entweder durch die höchste Thätigkeit Macht zum Siege herbeizuschaffen, oder sich Wege behufs einer Aussöhnung zu eröffnen, begnügte sich der neue König mit schriftlicher Rechtfertigung seines Thuns [2]), wobei die Bezugnahme auf göttliche Fügung nicht fehlte und der verkehrte, oder verkehrt gedeutete Satz zum Vorschein kam: der Kaiser sey (als solcher) einem Pfalzgrafen und Churfürsten Rede und Antwort schuldig [3]) und könne ihm

1) Londorp act. publ. I, 775. Theatr. eur. 315—318. Belli Heldenb. 15.

2) Ambassade du Duc d'Angouleme 95, 110.

3) Geschichte der Hohenstaufen V, 50.

daher selbst nicht Recht sprechen. — Am 30sten April ließ Ferdinand den König mit der Acht bedrohen, wenn er nicht Böhmen bis zum 1sten Junius herausgebe [1]) und ein allgemeiner Krieg stand schon bevor, als noch einmal die Friedenshoffnungen bei der Nachricht wuchsen: unter französischer Vermittelung würden alle Parteien sich in Ulm zu verständigen und zu versöhnen suchen.

Nach dem Ausbruche der böhmischen Unruhen hatte Ferdinand erst im December 1619 den Grafen von Fürstenberg, dann einen Herrn von Senftenau nach Paris gesandt [2]), und die für alle katholischen Reiche obwaltende Gefahr nachdrücklichst hervorheben und um Beistand bitten lassen. Ob nun gleich Frankreich hierauf zunächst erklärte: es wolle parteilos bleiben und den Pfalzgrafen weder angreifen noch als König anerkennen [3]), drangen doch die meisten Stimmführer darauf: man müsse entweder für oder gegen Oesterreich thätig werden. Der Herzog von Bouillon stellte dem Könige Ludwig XIII vor: keineswegs beträfen die böhmischen Unruhen, wie der Kaiser irrig behaupte, vorzugsweise die Religion; weit mehr handele es sich um Staats-

1) Th. eur. 323. Londorp act. publ. I, 777.

2) Belli Osterr. 346. Spanheim Mem. 152. Mercure franç. VI, 341.

3) Siri Memor. V, 66, 87. Ambassade 62.

angelegenheiten und politische Rechte. Deshalb müsse Frankreich nicht von den weisen Ansichten und Grundsätzen Heinrichs IV abweichen, nicht den Kaiser unterstützen, sondern durch Vermittelung zum Abschluß eines billigen Friedens wirken [1]). Jeannins, des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Bericht an den König lautete hingegen: der Kaiser ist ganz schwach und darf auf spanische Hülfe sobald nicht rechnen [2]). Die hieraus entstehende unläugbare Uebermacht der Protestanten stürzt die Katholiken in Gefahr, und das pfälzische Haus, welches so oft die Huguenotten unterstützte, hat keinen besondern Anspruch auf französischen Beistand. Besser ist's durch Verträge das Gleichgewicht zwischen beiden Theilen erhalten, als einem den vollen Sieg in die Hände spielen: sollten also die protestantischen Fürsten billige Friedensbedingungen zurückweisen, müßte man dem Kaiser Hülfe leisten. — In Folge dieser Darstellung ward beschlossen, den Herzog von Angouleme nebst andern kenntnißreichen und angesehenen Männern zur Vermittelung nach Deutschland zu senden, welche, unter eifriger Mitwirkung des päpstlichen Gesandten, Kardinals Bentivoglio, am 8ten April 1620 folgende

---

1) Ambass. 97. Pontchartrain Mem. XVII, 296, 299. Mercure VI, 371 zu 1619.

2) Ambass. 25. Richel. Mem. II, 115.

Anweisung erhielten [1]: Sie sollen, unter lebhafter Darstellung der Gefahren des Kriegs und fremder Einmischung, Alle zum Frieden bewegen, die katholische Religion fördern, zugleich aber auch dem Kaiser und den katholischen Ständen vorstellen, wie es sehr nachtheilige und gefährliche Folgen haben kann, wenn sie billige Versöhnung ablehnen und Alles gegen die Protestanten auf die äußerste Spitze treiben. Umgekehrt mögen jene Bevollmächtigten, wenn es die Umstände erfordern, die Lutheraner von den heftigern Katholiken trennen, und den Neid Johann Georgs von Sachsen über die Erhebung des reformirten Pfalzgrafen benutzen. Die Frage dessen Abdankung betreffend, wird, sofern sie zu große Schwierigkeiten haben möchte, am besten ganz umgangen; doch muß man den Kaiserlichen nachdrücklich vorstellen: wie vortheilhaft es für sie sey in Unterhandlungen zu treten, ohne vorher überall die Herstellung in den vorigen Stand zu verlangen.

Im Anfange des Junius trafen die französischen, so wie die Abgeordneten der Liga und Union in Ulm ein [2]), und die letzten übergaben ein Verzeichniß ihrer

---

1) Amb. 1—13. Bentiv. lettere 175. Wolf IV, 393.

2) Amb. 134—141. Nach Fontenay Memoir. in Petitot L, 456 hätte eine Liebesgeschichte und Heirathsangelegenheit hauptsächlich Luynes bestimmt den Wün-

Beschwerden über Reichsgerichte, Rechtsverfahren, Zutritt zu den Reichstagen, Entscheidung nach Mehrheit der Stimmen, Mißdeutung des Religionsfriedens u. s. w. Insbesondere erklärten sie in Bezug auf die böhmischen Angelegenheiten: Friedrich that weder Unrecht als er die böhmische Wahlkrone annahm, noch handelte er aus Eigennutz. Der Kaiser kann hiebei nicht zugleich Partei und Richter seyn und über den Pfalzgrafen (gegen Reichsgesetze und geschworne Kapitulation) zur Erhöhung der Unordnung und Feindschaft, aus eigener Machtvollkommenheit die Acht aussprechen. Er darf am wenigsten Unschuldige in diese Sache verwickeln und den Krieg nach Deutschland spielen; sonst müßte die Union (wie es Recht, Gesetz, Bund, Religion, Nachbarschaft, Klugheit und Nutzen gebieten) den Verfolgten beistehn.

Die geistlichen Churfürsten und mehre Prälaten sprachen hierauf: sie wollten in den böhmischen Sachen parteilos bleiben, sofern man ihr Interesse nicht unmittelbar verletze [1]), und auch Max theilte Anfangs diese Stimmung, damit er die Gefahren von Baiern ablenke und nicht für den Urheber des Krieges gelte. Doch erklärte er am 8ten Junius: die Katholiken

---

schen der Spanier nachzugeben! — Mercure franç. zu 1620, S. 139.

1) Wolf IV, 391. Ambass. 144.

hegen nicht die Absicht den Protestanten zu nahe zu treten, wohl aber verletzt die Union auf feindliche Weise, Ordnung und Ruhe. Sie mag deshalb offen und rund heraus erklären ob sie, zur Vermeidung heimischer Kriege und fremder Einmischung, rechten Frieden halten will. Verpfändet die Union hiefür Wort und Ehre, so wird Baiern dasselbe von den katholischen Fürsten der Liga herbeischaffen [1]), welche aufrichtig und eifrig dem Frieden nachtrachten. — Die Unirten gaben hierauf jene geforderte Zusicherung rund heraus und als gültig so lange die Katholiken die ihrige nicht überträten; auch lebten sie, da ihr Bund ja lediglich auf Vertheidigung gegen ungerechten Angriff gerichtet sey, zufolge jener Aeußerungen der Ueberzeugung: daß Baiern und die Liga nicht willkürliche Aechtungen fördern, wohl aber die Hebung protestantischer Beschwerden erleichtern würden. — Gegen diese Erklärung machten die Baiern allerhand Erinnerungen, welche die Protestanten zwar gesucht hießen, jedoch eine zweite noch friedlicher gefaßte Antwort ausstellten. Daß man deßungeachtet nicht zu einer vollen Aussöhnung kam, daran waren mehre Gründe schuld: Erstens, gab es auf beiden Seiten Eiferer (unter den Katholiken besonders die Jesuiten) welche durch Gewalt Alles zu gewinnen

1) Ambass. 149 — 155.

hofften und jede Nachgiebigkeit als Unrecht und Thorheit bezeichneten. Zweitens, war es ungemein schwer die böhmischen Angelegenheiten von den deutschen ganz zu trennen, oder darin aufzunehmen. Drittens, lagen die Machtverhältnisse so, daß Friedrich für den Augenblick entschieden in Böhmen die Oberhand hatte, in Deutschland aber Sachsen mit dem Kaiser schon versöhnt und die Liga weit besser gerüstet war als die Union. Das Heer jener zählte unter Maximilian von Baiern 24,000 wirkliche Krieger; das der letzten nur 7000 Fußgänger und 2500 Reiter [1]), welche meist ungeübt, unordentlich bezahlt und schlechten Ansehns waren. Hiezu kam, daß kein Einzelner hier, wie Maximilian in der Liga ein entscheidendes Uebergewicht hatte; vielmehr trachteten die unter sich oft uneinigen Häupter der Union meist nur danach, den Krieg von ihren Besitzungen ab, und auf ein anderes Land hinzuwenden [2]).

Die Vorstellungen Friedrichs und seiner Freunde: es sey nicht allein ehrenrührig für ihn die Krone niederzulegen, sondern auch nutzlos, weil die Böhmen sich alsdann sogleich an einen Andern, wahrscheinlich an Bethlen Gabor von Siebenbürgen wenden wür-

1) Ambass. 207, 208.

2) Khevenh. 892, 1147.

den; machten, nicht einmal auf die französischen Vermittler, vielweniger auf den Kaiser Eindruck [1]), welcher seinerseits vielmehr behauptete: er habe ein unläugbares Recht seinen Gegner auch in der Pfalz anzugreifen. Die Antwort der Union: Friedrich habe, Böhmens Krone annehmend, nicht als Reichsglied gefehlt und den Frieden gebrochen, widerlegte Ferdinand und fügte hinzu: ob, wann und wie er den Pfalzgrafen ächten werde, hange lediglich von dessen weiterem Benehmen ab. Eben so blieb der Vorschlag, Böhmen einem Dritten in Gewahrsam zu geben, ohne allen Erfolg.

Nach diesen und andern Verhandlungen kam endlich am 3ten Julius 1620 ein Vertrag zwischen der Liga und Union zu Stande, des Inhalts:

1) Es soll rechtschaffener, ungestörter Friede zwischen beiden Theilen seyn und zu diesem Zwecke das in der Nähe liegende Kriegsvolk baldigst abgeführt, und kein anderes in die geräumten Orte gelegt werden [2]). Doch kann und soll man in gewissen Fällen freien Durchzug nachsuchen und bewilligen.

2) Dieser Friede gilt nur für die Länder und Glieder der Liga und Union, ausschließlich der Pfalz;

---

1) Wolf IV, 395, 399.

2) Theatr. eur. 341. Belli Lorb. 402. Dumont V, 2, Urk. 205. Cancell. hisp. 24.

nicht aber für Böhmen und die einverleibten Lande (Schlesien und Mähren), welchen Sachen man freien Lauf läßt.

3) Wechselseitige Beschwerden wird man zu bequemer Zeit untersuchen und abstellen.

Zweifelhaft mag es bleiben ob die Unirten nicht geschickter und kräftiger rüsten und nächstdem verhandeln konnten, oder ob schlechte Gründe mitwirkten; gewiß stand es aber laut des Friedens den Ligisten frei, dem Kaiser, und den Unirten dem Könige Friedrich in Böhmen Beistand zu leisten; es war dem Kaiser und seinen Bundsgenossen (sofern sie nur nicht zur Liga gehörten) unbenommen die deutschen Länder des Pfalzgrafen anzugreifen.

In diesem Sinne äußerten auch die französischen Abgeordneten [1]): der Unirten Forderung, die Pfalz gegen jeden Angriff zu schützen, sey unausführbar und Gewinn genug wenn nur ihre Staaten gesichert blieben; sollten sie aber der Vernunft nicht Gehör geben, werde Frankreich seine heilsame Vermittelung ganz zurücknehmen. Mit dieser wollten aber die Gesandten allerdings dem Kaiser nützen, weil sie dessen Lage (nach dem Abfalle von Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungern und dem größten Theile von Oesterreich) noch

---

1) Ambass. 185, 189; 190. Le Vassor Hist. de Louis XIII, II, 224.

immer für äusserst gefährlich hielten; sie wollten, scheinbar aus Bescheidenheit, in Wahrheit aber deswegen den ulmer Vertrag nicht mitzeichnen, um für die Zukunft freie Hände zu behalten. Zuletzt hing jedoch Vortheil und Nachtheil wesentlich davon ab: ob sich die Liga, oder die Union in dem, beiden Theilen freigelassenen Wirkungskreise, am thätigsten und mächtigsten zeigen werde.

Noch hatten die Oesterreicher den Abschluß des ulmer Vertrages vielleicht nicht erfahren, als Maximilian mit seinem Heere schon in ihrem Lande stand und einen furchtbaren Krieg wider die vom Kaiser Abgefallenen, insbesondere die Bauern, begann [1]). Den zur Fortsetzung ihres Vermittelungsgeschäfts von Ulm nach Linz eilenden französischen Gesandten, legten die hier versammelten oberösterreichischen Stände die Gründe ihres Benehmens vor [2]), welche jenen aber so ungenügend erschienen, daß sie zur Nachgiebigkeit und Aussöhnung riethen. Auch blieb durch Herzog Maximilians Thätigkeit bald keine andere Wahl: den 20sten August mußten die Stände ihm, als einstweiligem Pfandinhaber Oberösterreichs huldigen, dem Bunde mit Böhmen entsagen und ihre Mannschaft mit sei-

1) Mitte Julius. Khevenh. 900. Schmidt IX, 203.

2) Ambass. 208, 236.

nem Heere vereinen [1]). Auf ähnliche Weise wurden diejenigen bezwungen, welche in Niederösterreich (nachdem die Meisten schon früher gehuldigt hatten) noch Widerstand leisteten. Ferdinands Plan, sogleich den Protestanten alle kirchlichen Rechte zu nehmen und sie hart zu bestrafen, hintertrieb indeß der vorsichtigere Maximilian. Am 8ten September vereinigte sich das kaiserliche und baiersche Heer bei Neupolla um nunmehr gegen die Böhmen aufzubrechen, welche um diese Zeit auch schon von einer andern Seite her unerwartet bedroht wurden.

Der Churfürst von Sachsen, dessen Hinneigung zum Kaiser wir bereits oben erwähnt haben, ward schon durch das in Mühlhausen von den Churfürsten über die geistlichen Güter gegebene Versprechen [2]) in seiner Ansicht bestärkt, völlig aber beruhigt, als ihm Ferdinand den 6ten Junius 1620 schrieb: er versichere kaiserlich, deutsch und aufrichtig, daß gegen die Religionsfreiheit der Lutheraner und aller Hussiten nichts geschehn solle, und er nur die calvinischen gefährlichen blutdürstigen Anschläge brechen wolle. Doch hofften die Böhmen noch immer: wenn der Churfürst auch nicht, wie es ihm als Haupt aller Protestanten ge-

1) Belli Lorb. 411, 426. Khevenh. 920, 1064. Wolf IV, 405, 413, 417.

2) Theat. eur. 363, 659.

bühre, für sie auftrete, werde er doch parteilos bleiben. Statt dessen ließ er sich vom Kaiser die Vollziehung der Sprüche gegen die als Empörer Bezeichneten am 16ten Julius übertragen und (was zweifelsohne bei dem Eigennützigen entschied) die Lausitz so als Pfand für die zu verwendenden Kosten überweisen [1]), wie Oberösterreich an Baiern überwiesen war. Gegen Ende August rückten die Sachsen in die Lausitz ein [2]) und eroberten am 23sten September die Hauptstadt Bautzen, wobei der Angabe nach 1136 Häuser, zwei Hospitäler, fünf Kirchen und mehre andere Gebäude niederbrannten.

Schon im Mai 1620 war in Spanien beschlossen worden den Kaiser mit einem Heere zu unterstützen, und am achten August brach Spinola mit 26,000 Fußgängern, 4000 Reitern und 40 Kanonen aus den Niederlanden nach Deutschland auf [3]), erklärte jedoch: er habe keine feindlichen Absichten und der Kaiser wolle, um seiner Privatansprüche willen, keine Unruhen im Reiche herbeiführen. Gleichzeitig antwortete der Churfürst von Sachsen den Unirten: er wisse nichts von dem Unternehmen, wahrscheinlich

---

1) Belli Lorb. 409, 442. Weiße IV, 272—276.

2) Theat. eur. 374.

3) Richel. Mem. II, 116. Th. eur. 357. Pufendorf bell. suec. 13. Aitzema 6.

gehe das Heer nach Oesterreich um Unruhige zum Gehorsam zu bringen. Ehe nun die Unirten beschlossen, rüsteten, handelten, war der geschicktere, mächtigere Spinola schon rasch durch das Gebiet des Churfürsten von Mainz, (welcher den Durchzug weder hindern konnte, noch dazu verpflichtet zu seyn glaubte) bis in die Pfalz vorgedrungen [1]. Die Unirten entschuldigten ihre Unthätigkeit, (wofür Andere nur zweideutige Gründe anführten) nachmals damit, daß falsche Versprechungen sie getäuscht und der König von England ausdrücklich erklärt habe: er werde jedes Verhältniß zu ihnen abbrechen, wenn sie Spinola angriffen bevor er Friedrichs Besitzungen feindlich behandele [2])!

König Jakob, welcher von Anfang an mit dem böhmischen Wesen gar nichts zu thun haben, und nur zum Schutze der deutschen Staaten seines Schwiegersohns mitwirken wollte [3]), ließ den französischen Gesandten Dank sagen daß die Pfalz durch den ulmer Vertrag gerettet worden. Zu spät sah er seinen Irrthum ein, und wie sehr ihn Spanien durch allerlei Hoffnungen und Versprechungen getäuscht hatte. Im September 1620 schickte er deshalb

1) Piasec. 325.

2) Th. eur. 383.

3) Belli Lorb. 351. Ambass. 261.

einen Gesandten Wotton nach Wien, welcher erklärte: sein König habe keinen Theil an den böhmischen Unruhen, von Friedrichs Wahl nichts vorher gewußt und sich zeither parteilos gehalten. Dafür solle der Kaiser die Hand zu einem billigen Vergleiche bieten, nicht Alles in den vorigen Stand zurückbringen wollen und einen Waffenstillstand bewilligen, damit man sich unter französischer und englischer Vermittelung einigen könne. Daß der Kaiser nach den Fortschritten in Oesterreich, der Lausitz und der Pfalz abgeneigt war diese Vorschläge einzugehn, erscheint natürlich; zu verwundern aber, daß auch Friedrich sie in seiner eiteln Sicherheit ablehnte [1]). Richtiger sah der Minister Puisieux: er schrieb am 15ten September den französischen Gesandten (welche der Kaiser mit 300 Kammerherrn und achtzig sechsspännigen Wagen in Wien hatte einholen lassen): sie sollten den Pfalzgrafen auf jede Weise zu einem Vergleiche vermögen, da, selbst nach dem Urtheil seiner Freunde, aller Anschein des Kriegsglückes wider ihn sey. Dem Kaiser blieb diese Umwandlung der Ansichten des französischen Hofes wohl nicht verborgen [2]) und er wußte weitere Forde-

1) Ambass. 208, 287, 296, 336, 346.

2) Der Herzog von Savoyen hatte dem Kaiser Hülfe angeboten, wenn er ihm dafür den Königstitel bewillige. Ambass. 14.

rungen dadurch abzulehnen, daß er erstens verlangte Ludwig XIII solle die Einmischung Englands und der Niederlande abhalten und ihm wo möglich Hülfe senden [1]), und zweitens behauptete: über einen allgemeinen Frieden könne er ohne Berathung mit allen Gliedern seines Hauses und den ihm anhangenden Reichsfürsten nicht entscheiden. Zu einer solchen Berathung kam es aber um so weniger, da der König von Böhmen in übertriebener Zuversicht und Maximilian von Baiern in der Aussicht auf Landgewinn den Frieden nicht wollten, und die französischen Bevollmächtigten über den spanischen Gesandten Grafen Ognate klagend berichteten [2]): „er ist ein stolzer, einsilbiger, anmaaßender, eigennütziger Mann, der nebst Bouquoy einen Theil des Heersoldes für sich behält, und mit Jahrgeldern die ersten kaiserlichen Beamten auf die Seite seines Hofes bringt. Durch seinen Einfluß erfahren wir fast nichts von der Lage der öffentlichen Angelegenheiten und er hat, eifersüchtig auf unsern Einfluß, geäußert, er wolle lieber Oesterreich werde durch die Waffen gewonnen, oder Böhmen gehe ganz verlohren, als daß der Kaiser diese Länder durch französische Vorstellungen und französischen Ein=

---

1) Ambass. 287, 336, 346.

2) Ambass. 227, 233, 236, 279, 474. Das Volk hingegen haßte den spanischen Einfluß. 231.

fluß wieder erhielte.“ Doch schien den französischen Abgeordneten die Gefahr für Böhmen noch nicht dringend, da zwischen Herzog Maximilian und dem Feldmarschall Grafen Bouquoy Uneinigkeiten über das Dienstverhältniß entstanden [1]), im baierschen Heere Krankheiten und Unzufriedenheit herrschten, und die fortgerückte Jahreszeit vor dem nächsten Frühlinge keinen Feldzug zu erlauben schien. Durch Maximilians Klugheit wurden aber jene Streitigkeiten beseitigt und auf seine dringende Forderung beschlossen: ohne Zeitverlust gerade gen Prag zu ziehen und mit einem gewagten Schlage den Aufruhr zu Boden zu strecken.

Unterdeß hatte König Friedrich im Laufe des Februar die Huldigung in Schlesien und Mähren eingenommen, nicht aber in der Lausitz, weil die Stände seine persönliche Ueberkunft verlangten, wozu es ihm an Zeit fehlte [2]). Auf Landtagen faßte man über die Bildung eines genügenden Heeres und die Herbeischaffung von Kriegsmitteln so strenge Beschlüsse, daß selbst Kirchengut eingezogen und Kirchensilber vermünzt wurde. Deßungeachtet geschah zuletzt nicht viel: denn der schwache König genoß keines Ansehens, die Gra=

1) Ambass. 256, 376. Schmidt IX, 208.

2) Khevenh. 974. Belli Lorb. 299, 347. Th. eur. 294. Voigt Leben des Kardinals Dietrichstein.

sen Thurn und Mansfeld zürnten, weil der Fürst von Anhalt und der Graf von Hohenlohe den Oberbefehl führten [1]), und die Schlesier konnten (von den Polen bedroht) fast gar keine Hülfe senden. Viele Officiere gingen eigenmächtig [illegible], die unbezahlten Söldner zeigten sich meuterisch, heimlicher Religionshaß und Furcht vor dem letzten Ausgange hemmten alle Maaßregeln, und die schlechtesten Rathschläge wurden aus Unkenntniß, bösem Willen und Verrath oft am lautesten unterstützt [2]). Ein furchtbarer Grundsatz, dessen Anwendung durch dreißig Jahre hindurch man für unmöglich halten sollte, kam schon itzt im ersten Kriegsjahre bei allen Heeren zur Anwendung: nämlich, daß der unbesoldete Söldner zu Gewalt berechtigt und es Pflicht sey zu zerstören, was man nicht selbst verbrauchen, also dem Feinde in die Hände fallen könne [3]).

Mit Zögern, Hinundherziehen, Land verwüsten, wollten die Böhmen das kaiserlich-baiersche Heer mindern und aufreiben; auch fand dies durch schlechtes

---

1) Piasec. 325. Schmidt IX, 204.

2) Spanheim Mem. 163. Die Böhmen suchten Anleihen in den Niederlanden, und erhielten auch eine Zeit lang monatlich 50,000 Gulden. Carleton II, 364, III, 224.

3) Schmidt IX, 205.

Wetter, verdorbene Wege, Mangel an Lebensmitteln, Krankheit und Widerstand, weit mehr Schwierigkeiten als Max anfangs geglaubt hatte. Selbst ein Lobredner Bouquoy's [1]) schreibt: zu des Feldherrn großem Schmerze herrschen Räubereien, schändliche Frevel und jede Gottlosigkeit ungestraft in unserem Heere. Die französischen Gesandten erzählen von ihrer Reise [2]): Oesterreich ist ein verwüstet Land, wo alle Dinge auf den vierfachen Preis gestiegen sind; Khevenhiller bezeugt, daß schon bei dem früheren Zuge gen Wien über 2000 Böhmen vor Hunger umkamen [3]); Herzog Max endlich schildert dem Kaiser die Zügellosigkeit seiner Mannschaft mit den schrecklichsten Farben: Mord, Brand, Nothzucht, Plünderung komme ohne Unterschied über Laien und Geistliche, und treibe Katholiken wie Protestanten zur Verzweiflung. Auch waren einige Gegenden Böhmens bereits um diese Zeit von den Heeren beider Parteien so mitgenommen, daß die Bauern wegen höchsten Elends ihre Herrn erschlugen, deren Schlösser plünderten und niemand

1) Bucquoi vetus e Belgio miles, ab Hispanis Caesari traditus. Pappus 9.

2) Bucquoi iter quadrimestre 10, 33. Londorp act. publ. II, 816—827. Ambass. 210.

3) Khevenh. 696. Wolf IV, 432, 452.

außerhalb der Stadtmauern seines Lebens sicher war [1])!

Das böhmische Heer, schwächer und minder gut geführt als das kaiserliche, verlor allmälig eine Stellung nach der andern und ward immer mehr gen Prag zurückgedrängt. Deshalb suchte Friedrich eine persönliche Zusammenkunft mit Max, erhielt aber (weil dieser glaubte er wolle blos Zeit gewinnen und ihn während des Winters vernichten) die Antwort: nur wenn er der Krone entsage, könnten Verhandlungen und ein Waffenstillstand eintreten [2]).

Erst Sonnabends, den siebenten November, gelang es den Böhmen einen Vorsprung zu gewinnen und Prag zu erreichen. Anfangs zweifelte man, ob es nicht am Besten sey das Heer in die Stadt zu legen, damit die Feinde bei der Belagerung aufgerieben würden; allein Furcht, man werde ganz eingeschlossen und alle, selbst der König gefangen werden, oder die unbezahlten ungehorsamen Söldner dürften die Stadt plündern, führte zu dem Beschlusse: das Lager vor Prag auf dem sogenannten weißen Berge aufzuschlagen und dasselbe so schnell und so gut als möglich zu befestigen. Fürst Christian von

---

1) Propter summam miseriam. Londorp bell. sexenn. II, 315. Khevenh. 992, 1003.

2) Adlzreit. 68. Piasec. 329.

Anhalt hatte den nach Prag voraneilenden König dringend gebeten hiefür zu sorgen, fand aber als er um ein Uhr Nachmittags anlangte, fast nichts gethan: theils weil Friedrich die Eil nicht für so nöthig hielt und überhaupt kein Mann war etwas mit Nachdruck durchzusetzen; theils weil (so lauteten aufgefangene Nachrichten) die Böhmen, so wie immer, den erhaltenen Befehlen nicht gehorchten [1]). Bis zum Anbruche des folgenden Tages (Sonntag den 8ten November) geschah wenig, weil das Heer der Ruhe bedurfte, und um neun Uhr, als der Morgennebel sich legte, erblickte man schon den Vortrab der Feinde. Max wollte, einstimmig mit seinem Feldherrn Tilly, sogleich angreifen, bevor die Befestigung des böhmischen Lagers fortschreite, Bouquoy hingegen, der mit der kaiserlichen Mannschaft noch weiter zurück stand, warnte vor Uebereilung und schlug vor: man sollte das böhmische Heer zur Seite lassen und sich Prags bemächtigen [2]), was die Uebrigen jedoch verwarfen weil zu viel Gefahr damit verbunden wäre. Die Böhmen, von den verschiedenen Ansichten im kaiserlich-baierschen Heere und davon unterrichtet, daß Bouquoy noch nicht

1) Sed obedientia Bohemica tum et semper nulla fuit; hinc nostra ruina. Constant. Peregr. iter Bucquoji 73.

2) Rauchenstein Constant. Peregrin. castigatus 65.

eingetroffen sey [1]), lebten der festen Ueberzeugung sie würden an diesem Tage nicht beunruhigt werden; der Fürst von Anhalt aber drang lebhaft darauf man müsse die ermüdeten Baiern auf der Stelle und vor der Ankunft der Kaiserlichen angreifen; wogegen Graf Hohenlohe es thöricht nannte sich von der Höhe hinab, die feste Stellung verlassend, in das unvortheilhafte Thal zu begeben. Als Tilly in diesem Augenblick mit den Baiern über eine Brücke zog, behauptete Fürst Christian mit erneutem Eifer [2]): es sey unverantwortlich wenn man solch eine Uebereilung nicht benutze und die von den Kaiserlichen Abgeschnittenen vernichte! Während dieses thörichten Streites ging aber der günstige Augenblick verloren, Bouquoy langte an und stellte sein Heer auf dem rechten Flügel, Max und Tilly das ihrige auf dem linken in Schlachtordnung. Noch zweifelten sie, ob ein Treffen gegen die auf der Anhöhe günstiger Gestellten zu wagen sey, als die Jesuiten (deren viele das Heer begleiteten) sich dafür aussprachen; auch galt es für ein günstiges Wahrzeichen daß das Evangelium dieses Sonntags lautete [3]): gebet dem Kaiser was des Kaisers ist. Den letzten Aus-

1) Moser patriot. Archiv VII, 68. Khevenh. 1002.

2) Peregrin. 94. Pessina 374. Adlzreit. 78.

3) Eblanius de praelio pragensi 4, 9. Peregrinus 97; Wolf IV, 486. Th. eur. 418.

schlag bewirkte indeß die begeisterte Rede eines spanischen Karmeliters Dominikus, der in dem Geruche der Heiligkeit stand.

Ueber die Stärke beider Heere weichen die Nachrichten sehr von einander ab. Das böhmische sollte 18,000 Fußgänger, 10,000 Reiter und 6000 Ungern zählen; in der That waren jedoch nur 20,000 [1]), oder wie Andere nach Aussage von Gefangenen berichten, 25,000 gegenwärtig. Die Zahl der Kaiserlichen wird, (weil viele anderwärts beschäftigt waren oder umherschweiften um Lebensmittel aufzutreiben [2])) nur auf 12000, des gesammten Heeres mit Einschluß der Baiern aber auf 25,000 Fußgänger und 5000 Reiter angegeben. Gewiß war es stärker, wenn auch nicht, wie Einige wollen, dreimal so stark als das böhmische.

Zwischen zwölf und ein Uhr begann die Schlacht an der Stelle wo die Böhmen Friedrich zuerst als König begrüßt hatten. Ihre schlecht gerichteten Kanonen thaten den Anrückenden von oben herab wenig Schaden; als aber Fürst Christian der jüngere von

1) Fürst Christian meint: wahrhaft in die Schlacht wären nur 500 Reiter und 8000 Fußgänger gekommen, und schlägt das kaiserliche Heer auf 32,000 Fußgänger und 5550 Reiter an. Moser a. a. O.

2) Panis quaerendi causa palantibus. Peregr. 90, 102. Ambass. 262. Mosers Archiv VII, 68.

Anhalt, nach den Worten seiner Feinde, wie Blitz und Donner in die kaiserliche Reiterei einbrach [1]), wich dieselbe und verlor drei Fahnen. In diesem Augenblicke großer Gefahr langte Hülfe vom baierschen Flügel an, Christian stürzte verwundet zu Boden und ward gefangen; welcher Unfall indeß nichts weniger als entscheidend gewesen wäre, wenn die Uebrigen irgend ihre Schuldigkeit gethan hätten. Allein 6000 Ungern, ohnehin, seit ihr Anführer Bornemissa in Prag krank lag, aller Zucht entwöhnt, flohen ohne das Schwert zu ziehen [2]); und nun kam über die andern ein panisches Schrecken, oder vielmehr alle zeigten, (nur mit Ausnahme der unter dem Grafen Schlick bis zuletzt tapfer fechtenden Mähren) eine solche Feigheit, daß wenn tapfere Befehlshaber, wie Fürst Christian der ältere, Graf Thurn und andere vorführten, sie hinter ihnen davonliefen und (wie jener Fürst berichtet) ein Alexander, Julius Cäsar oder Karl der Große solch Volk nicht hätte zum Stehen bringen können. Binnen einer Stunde war der Sieg vollkommen. Die Zahl der Gebliebenen konnte, nach dem Erzählten, in Wahr-

---

1) Wessenberg. Florus 19. Peregrin. 107, 134. Adlzreit. 74. Beckmann V, 3, 354.

2) Pessina 374. Christians Bericht in Mosers Archiv VII, 144. Belli Lorb. 455. Peregrin. 84

heit nicht groß seyn [1]; Lager, Geschütz und Gepäck ging aber verloren und von einem wahren Heere war kaum noch eine Spur übrig.

Der König, welcher für die Befestigung des Lagers und für die Herbeischaffung dringend nöthigen Geldes gleich wenig gesorgt hatte [2], hörte Sonntag Vormittags (während vor dem Thore seine Krone auf dem Spiele stand) sorglos den Hofprediger Skultetus predigen und gedachte ruhig mit seiner Gemahlinn und andern Gästen ein bestelltes Festmahl einzunehmen; aber schon bei Tische traf ihn die Nachricht von der begonnenen Schlacht, und ehe er das Thor erreichte, kam ihm Fürst Christian der ältere von Anhalt ohne Hut mit der Kunde entgegen, sie sey völlig verloren. Ein Waffenstillstand, den Friedrich auf längere Zeit nachsuchte, ward nur auf wenige Stunden bewilligt und rasch mußte deshalb ein entscheidender Beschluß gefaßt werden. Einige riethen: man solle Prag aufs äußerste vertheidigen, unterdeß ein neues Heer sammeln, Beistand der Union und der protestantischen Mächte suchen und erwarten [3]; Andere behaupteten dagegen: die wenigen in der Stadt befindlichen Söldner wären meuterisch, die katholischen Bürger feind-

1) Ambass. 343.

2) Th. eur. 407, 417. Sculteti vita 90. Khevenh. 1116.

3) Schmidt IX, 212. Riccius 46.

lich gesinnt, alle Uebrigen muthlos, die Bildung eines Heeres unmöglich und der König in höchster Gefahr von den Feinden gefangen zu werden. Ueberdies dürfte, wie die Sachen einmal standen, Nachgiebigkeit eher billigen Frieden herbeiführen, als hartnäckiger Widerstand [1]). Mit dem Anbruche des folgenden Tages floh Friedrich mit seiner Familie unter geringer Begleitung nach Schlesien, ging dann, ohne hier die geringsten Anstalten zur Herstellung seiner Macht zu treffen, über Berlin nach dem Haag, wo er den 14ten April 1621 anlangte. Graf Thurn, dessen Sohn gefangen wurde, rettete sich nach Ungern [2]).

Wenn schon über das Maaß des Verdienstes oder der begangenen Fehler [3]), zwischen den Kaiserlichen und den Baiern Händel entstanden und Streitschriften erschienen; so waren die Klagen und Wechselbeschuldigungen seitens der Böhmen noch viel lauter und heftiger. Während diese behaupteten, Friedrich

1) Spanheim 166. Senkenberg IV, 5. Eroberte Fahnen schickte der Kaiser nach Rom. Riccius 45.

2) Ambass. 435. Belli Heldenb. 19. Aitzema I, 46. Im Brandenburgischen freuten sich die eifrigen Lutheraner über die Niederlage der Kalvinisten. Cosmars Schwarzenberg 399.

3) Khevenh. 1105. Rauchenstein Constant. Peregrin -astig. 51.

sey weder ein großer Mensch, noch ein tüchtiger König, noch ein geschickter Feldherr, die Schuld alles Unglücks falle auf ihn und er habe sie zuletzt übereilt und wider seine Pflicht verlassen [1]); erwiderten seine Freunde: Friedrich that mehr, die Böhmen aber weniger als versprochen wurde, auch hätten sie unabwendbare Lasten nicht sogleich unerträglich finden, sondern bedenken sollen daß ihr ganzes Beginnen, ohne den festen Willen große Anstrengungen zu übernehmen, schlechthin unausführbar und thöricht war. Daß die Union, England, Bethlen Gabor und Andere, jede Erwartung täuschten, die katholischen Böhmen ihrer Religion halber alle staatsrechtlichen Zwecke vergaßen [2]), ja selbst die Lutheraner sich von der gemeinsamen Sache lossagten, kann dem Könige nicht zugerechnet werden. Nirgends (spricht ein Engländer welcher sich bei dem Könige befand) zeigte sich Einigkeit im Berathen und Kraft im Handeln, die besten Plane des thätigen und tüchtigen Fürsten von Anhalt wurden durchkreuzt und vereitelt, die bösesten und liederlichsten Menschen hatten immer den größten Einfluß, und während die Gefahr schon aufs höchste gestiegen war, dauerte übermäßiges Bankettiren und Wollustiren fort. — Fürst Christian klagt in seinem Berichte über unfä-

1) Londorp act. publ. I, 855.

2) Senkenberg III, 592. Theatr. eur. I, 414.

hige, rangsüchtige Officiere und Beamte, Mangel an Verschwiegenheit, Eifersucht zwischen Heer und Ständen, sinkendes Ansehn des Königs, Ueberläufer, Verräther, falsche Hoffnungen auf fremden Beistand, Sachsens Abfall, Krankheit und Mangel aller Art im Heere, Ungehorsam und Raubsucht der Soldaten [1]), Gleichgültigkeit der Meisten über den Ausgang der Sache und das Schicksal des Königs. Mit einem Worte, so schließt er, es fehlten die fünf Grundlagen aller Macht: Geld, Waffen, Verstand, Verbündete, Glück.

All diesen Klagenden gegenüber frohlockten die kaiserlich Gesinnten und sprachen: Gottlob daß eine so ungerechte und thörichte Empörung mit einem Schlage völlig zu Boden geworfen ist, und statt der willkürlich aufgedrungenen Tyrannei die väterliche Herrschaft des angestammten und frei angenommenen Königs beginnt. Nunmehr wird sich ergeben, wie boshaft und verläumderisch die Anklagen, wie ungegründet die Befürchtungen waren, mit denen die Aufrührer ihr Unternehmen zu beschönigen suchten. — Spott aller Art traf die Besiegten: so nannte man Friedrich (mit Bezug auf seine kurze Herrschaft) den Winterkönig, und an dem Hause des englischen Gesandten in Wien fand man einen Zettel, worin es

1) Moser patr. Archiv VII, 158.

hieß: es sey ein König (er war genau wie in einem Steckbriefe beschrieben) verloren gegangen; wer ihn finde, erhalte große Summen zur Belohnung [1]). Bald aber zeigten sich weit ernsthaftere Folgen des eingetretenen Machtwechsels.

Am 11ten November, drei Tage nach der Schlacht, huldigte Prag; am 13ten entsagten die Stände allen andern Verbindungen, erkannten ihr Unrecht an, baten um Verzeihung und schwuren Ferdinand als succedirendem, gekrönten und gesalbten König [2]). Karlstein, wohl befestigt und mit großen Kriegsvorräthen versehn, ergab sich ohne Widerstand, gegen freien Abzug [3]) der, meist aus Engländern und Schotten bestehenden, 2000 Mann starken Besatzung. Gleichzeitig wurden in Prag die Bürger entwaffnet [4]) und nicht nur Häuser und Güter der Anhänger Friedrichs, sondern (beim Mangel an Mannszucht) auch vieler kaiserlich gesinnten Katholiken geplündert, und den Leuten bei hellem Tage, auf offenem Markte die Kleider ausgezogen. Und an diesen Freveln hatten

1) Peregrini iter 184. Ueber die Siegsfeste in Rom. Mercure franç. VIII, 387.

2) Ambass. 378. Dumont V, 2, Art. 208. Lond. bell. sexenn. II, 317. Wolf IV, 451.

3) Peregrini iter 169. Khevenh. 1287, 1334.

4) Riccius 45. Londorp act. publ. II, 910. Piasec. 330.

nicht bloß die Niedern, es hatten, wie ein katholischer Schriftsteller bezeugt, auch mehre der Vornehmsten Theil [1]), welche zu nennen er sich schäme. Offener erzählen die französischen Gesandten: der Fürst Lichtenstein und der Herr von Villy ließen sich in Prag unmäßige Diebereien [2]) zu Schulden kommen und verschonten nicht einmal geheiligte Dinge. Wir erleben, (sagen jene an einer andern Stelle, wo sie über das Unangenehme ihres Aufenthalts in Wien klagen) hier eine Unzahl von Grausamkeiten [3]), die unglaublich sind wenn man sie nicht sieht.

Vor allem widersetzten sich die Spanier und Jesuiten jedem milden Vorschlage, und verlangten daß vermöge des Eroberungsrechtes alle Freibriefe und Gerechtsame aufgehoben würden. Dem gemäß mußten die Stände sämmtliche Urschriften ihrer Majestäts- und Freibriefe, ihrer wechselseitigen Verbindungen u. s. w. abliefern, und alle eingezogenen geistlichen Güter den früheren Besitzern zurückgeben [4]). Ohne Rücksicht auf den Widerspruch des Erzbischofs Harrach von Prag und mit Verletzung des bisherigen Rechtes der Kapitel, Uni-

1) Et quidam de praecipuis, quos nominare piget, pudetque. Peregr. iter 165.

2) Voleries excessives. Ambass. 507.

3) Une infinité de cruautés. ib. 329.

4) Ambass. 431. Carafa Germania sacra 89, 90.

versität, Dechantin und Pfarrer, erhielten die Jesuiten die alleinige Leitung aller Schul- und Unterrichtsanstalten [1]) und bewirkten daß die calvinischen Prediger, als Urheber des Aufstandes, sogleich aus Prag, und laut einer Verfügung vom 13ten März 1621 aus ganz Böhmen verjagt wurden. Nur die Besorgniß vor Sachsen führte zur einstweiligen Duldung der lutherischen Geistlichen. Lauter als je lehrten und schrieben die Jesuiten: der Religionsfriede verbinde Niemand, sey vom Papste nicht bestätigt, durch die tridenter Kirchenversammlung aufgehoben und kein Eid für einen Irrthum gültig [2]). Ueber die Schenkungen, welche ihnen bei der ungeheuern Gütereinziehung zu Theil wurden, sagen sie in ihrem amtlichen Geschichtsbuche selbst [3]): die Freigebigkeit der Baiern und Oesterreicher stieg so hoch, daß, wenn man nicht auf die Größe und Macht ihrer Frömmigkeit Rücksicht nähme, es scheinen könnte, sie hätten das richtige Maaß überschritten! Und obgleich der Beichtvater Lämmermann, in einer Schrift zum Lobe Kaiser Ferdinands [4]), gesteht, er sey zu freigebig, ja ver-

---

1) Wolf II, 1. Carafa 98.

2) Decreta in Caraf. Germ. 62. Londorp bell. sexenn. II, 319. Schmidt IX, 223.

3) Wolf II, 132. Imago primi Saeculi 212.

4) Lamormain virtutes Ferdinandi 55, 58.

schwenderisch gewesen, dergestalt daß es oft an Gelde gefehlt habe und Schulden gemacht worden, widersprach er nebst seinen einflußreichen Amtsgenossen, den Jesuiten Weingärtner und Pazmann, doch schwerlich dieser falschen Richtung, sofern sie ihrem Orden Vortheil brachte [1]).

Immer höher stieg des Kaisers Macht, Kühnheit und Glück. Am Ende des Jahres 1620 war ganz Böhmen und Mähren in seiner Gewalt, und Bethlen Gabor wurde mit verdoppelter Kraft bedrängt. Den 22sten Januar 1621 ächtete er aus eigener Macht den Pfalzgrafen Friedrich, den Fürsten Christian von Anhalt, den Markgrafen Georg von Jägerndorf, den Grafen Georg von Hohenlohe und übertrug die Vollziehung des Spruches dem Herzoge Maximilian von Baiern, dem Erzherzoge Albert von Oesterreich und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg [2]). Im nächsten Monat (Februar 1621) unterwarfen sich Schlesien und Glatz dem Kaiser, bezahlten die Kriegskosten, entließen die Mannschaft, entsagten jeder Verbindung und gelobten, Niemand wegen der katholischen Religion zu beunruhigen. Der Churfürst Johann Georg von Sachsen, welcher die Vermittelung über-

---

1) Engel IV, 396.

2) Belli Lorberkranz 501. Khevenh. 1345. Th. eur. 476. Londorp. Acta publ. I, 859.

nommen, versprach dagegen: er wolle fleißig erinnern und intercediren, daß alle bei ihren Rechten geschützt und ihre Beschwerden abgestellt würden, auch sie in Schutz nehmen wenn sie wegen der ungefälschten lutherischen Lehre angefochten würden [1]).

Am 26sten März eroberte Tilly Pilsen, am 2ten Mai Bouquoy Preßburg [2]). Die Union, welche durch alle diese Ereignisse in Schrecken gerieth, wandte sich an Ludwig XIII und erhielt die ermunternde Versicherung: er wolle zwar keinen Krieg erheben, aber doch ihre Rechte nicht sinken lassen, sondern für einen ehrenvollen Vergleich mitwirken. Sehr richtig bemerkten hierauf die französischen Gesandten in Wien: Worte der Art hülfen nichts gegen die kaiserliche Uebermacht, die Union werde zu Grunde gehn und der Kaiser (wenn die Türken nicht dazwischen träten) in Ungern bald so unumschränkter Herr werden wie in Böhmen und den einverleibten Ländern [3]). — Obgleich am 9ten April 1621 der zwölfjährige Waffenstillstand zwischen Spanien und den Niederlanden zu Ende lief, schloß die Union am 12ten April mit Spinola einen

1) Belli Lorb. 509. Dumont V, 2. Urk. 215.

2) Th. eur. 505. Belli Lorb. 538.

3) Ambass. 400, 427, 530, 534. 536, 543. Siri Mém. V, 344.

Vertrag [1]): sie werde dem Pfalzgrafen nicht beistehn, ihren Bund nicht verlängern oder erneuen, sondern dem Kaiser gehorchen; dagegen wolle Spinola sie auch nicht feindlich überziehen oder behandeln. Ende April hielt man den letzten Bundestag in Heilbronn, wo sich die Union ohne Macht und ohne Achtung, ja selbst unter Vorwürfen von Verrath und Bestechung ganz auflösete. Männer die einst Europa umzugestalten hofften, gaben nur noch Veranlassung zu Spott und Hohn. So hieß es in einem Liede [2]):

Der Unirten Treu ging ganz verlor'n,
Kroch endlich in ein Jägerhorn.
Der Jäger blies sie in den Wind,
Das macht daß man sie nirgends findt.

Aller Feinde ledig, so meinten Viele, werde der Kaiser das Geschehene niemals rügen; er müsse, behaupteten Andere, itzt die strafende Gerechtigkeit üben, welche er aus Besorgniß vor bösen Folgen bisher zurückgesetzt habe. Im Vertrauen weil anfangs keine Verfolgung über die Theilnahme am Kriege eintrat, hatten sich viele Böhmen wieder eingefunden, und selbst Tilly's Warnungen überhört. Plötzlich aber wurden die Gegenwärtigen verhaftet, die Entflohenen vor-

1) Dumont V, 2. Urk. 217. Khevenh. 1449. Belli Lorb. 515.

2) Senkenberg IV, 43, 45.

gefordert und ausgeliefert, Manche abwesend zum Tode verurtheilt, ihre Güter eingezogen, ihre Namen an den Galgen geschlagen und endlich am 21sten Junius 1621 siebenundzwanzig von 43 Verurtheilten in Prag hingerichtet, geköpft, geviertheilt [1]), darunter der böhmische Oberlandrichter, Landvogt und Oberkammerherr Graf Schlick, der Appellationspräsident von Budowa, der Kammerpräsident von Herandt, der Burggraf von Michalowitz und Andere mehr [2]). Aehnliche Scenen erfolgten später in Mähren. Die kühne, edle Weise mit welcher fast Alle zum Tode gingen, erregte die größte Theilnahme. Wie kann der Kaiser, sprachen Viele, so tadellose Männer, so würdige Greise in dem Augenblicke grausam strafen, wo von ihnen gar nichts mehr zu befürchten ist? Wie darf er verkennen, daß verschiedene Ansichten über staatsrechtliche Gesetze möglich und natürlich, hier aber gewiß kein Verbrechen waren; wie, selbst dem höchsten Elende kaum entgangen, rasch zu grausamen Uebermuth fortschreiten und dies Gerechtigkeit nennen; wie, nach solchem Blutgerichte, fast zum Spotte, eine allgemeine Verzeihung zusichern, und dieser die unwür-

---

1) Khevenh. 1293, 1310. Belli 555. Londorp bell. sexenn. II, 408. Acta publ. II, 975. Habernfeld bell. bohem. 61. Woltm. 231, 245.

2) Lotich. I, 240. Belli Lorb. 688.

dige Bedingung beifügen: alle Theilnehmer an der Fehde sollten sich melden und stellen, um nach rechtmäßigem Erkenntniß an Gelde gestraft zu werden [1])? Von dieser Verfügung wird im Uebermaaße der eigennützigste Gebrauch gemacht, die Zahl der Verarmten und Vertriebenen steigt täglich, und bald muß sich ergeben, daß Noth kein Gebot kennt und Verzweifelnde auch das Verzweifeltste zu unternehmen wagen.

Je lauter die Klagen und Beschwerden, entgegneten die Vertheidiger der ergriffenen Maaßregeln, desto besser: sie beweisen daß man dem Uebel ans Leben gekommen ist. Die Neuerungssüchtigen, die Empörer sind getödtet, beschatzt, verarmt, verjagt, Ordnung und Gehorsam zurückgekehrt und Bahn gebrochen für das edelste Ziel: Herstellung des glorreichen Kaiserthums und der heiligen katholischen Kirche!

Nur Könige, Fürsten, mächtige Verbündete, so meinte der Kaiser, könnten diesem Ziele in den Weg treten; als nun aber die Union aufgelöset, Bethlen Gabor (1622) zur Entsagung des Königstitels und zur Annahme geringer Entschädigung gezwungen ward, die über Zurücksetzung und die Lage der Dinge mißvergnügten französischen Gesandten zwar Wien verließen, Ludwig XIII aber nicht an Kriegserhebung

---

1) Bellus 654. Khevenh. 1646.

dachte, König Jakob von Freunden und Feinden gleichmäßig verachtet wurde [1]), und der Schrecken vor Ferdinands Uebermacht in ganz Deutschland so groß war, daß selbst protestantische Städte (wie Straßburg, Nürnberg, Ulm) eingeforderte Steuern ohne Widerrede zahlten — [2]), woher sollte da noch Krieg und Gefahr kommen? — Allein Innigkeit der Ueberzeugungen, Heftigkeit der Leidenschaften, Furcht vor den härtesten Strafen, Auflösung des Reichsverbandes gab jedem Einzelnen ungewohnte Selbständigkeit und eine, allen gemeinsamen Gesetzen Trotz bietende Kühnheit. Zwei Männer, an sich ohne alle Macht und Bedeutung, übernahmen es den Krieg auf ihre eigene Hand weiter zu führen, überzeugt daß sie Gehülfen in hinreichender Zahl finden und sich nöthigen Falls mit Vollmachten König Friedrichs rechtfertigen könnten: diese Männer waren Ernst Graf von Mansfeld und Fürst Christian von Braunschweig. Jener, ein unehelicher, nachmals von Rudolf II geächtigter Sohn des gleichnamigen Statthalters der Niederlande [3]),

1) Jakob, sagte man in Paris, sey plongé dans ses commodités et plaisirs. Ambass. 321, 571.

2) Carafa 91.

3) Pappus 9. Aitzema I, 550. Lubolf Schaubühne zu 1626, S. 317. Lotich. I, 36. Aubéry Mém. 194. Engel Gesch. v. Ungern IV, 450. Mansfelders Leben

hatte schon vor Anfang des dreißigjährigen Krieges mehren Feldzügen in Ungern und dem Elsaß beigewohnt, und dem Könige Friedrich die Mannschaft zugeführt, welche ursprünglich für den Herzog von Savoyen geworben, ihm aber nach seiner Aussöhnung mit Mailand entbehrlich ward. Mansfeld, so lauten die Berichte, war ein kleiner, blonder, wohlgewachsener, sonst aber früh zusammengeschrumpfter, häßlicher, durch eine Hasenscharte entstellter Mann, der stets Frauenzimmer mit sich führte. Ueberall zeigte er Muth, Gewandtheit, Verschlagenheit in hohem Grade und, für seine Person, keine Grausamkeit oder Rachsucht; um aber, ohne eigene Mittel, die Soldaten an sich zu ketten, mußte er ihnen fremdes Gut preis geben, oder sie so führen daß sie dessen Herr werden konnten. Nach unläugbaren Zeugnissen über die späteren Feldzüge schonten sie weder Heiliges noch Weltliches [1]), beraubten die Kirchen, traten Hostien mit Füßen, schmierten die Schuhe mit heiligem Oele, verunreinigten Taufsteine, verbrannten die Dörfer und mißhandelten die Einwohner.

Christian von Braunschweig, ein nachgeborner

---

und Ritterthaten, ist eine heftige Anklageschrift wider ihn.

1) Leben Mansfelds 105, und Fortsetzung 10, 54. Mercure franç. VIII, 267, 293.

Sohn des Herzogs Heinrich Julius, war zum Bischof von Halberstadt bestimmt, seiner Natur nach aber ein Krieger im gewaltigsten Sinne des Worts [1]). Ueberall setzte er leichtsinnig sein Leben aufs Spiel, verachtete den Tod und ging in die Schlachten wie zu lustigen Festen. Wenn dies auch einem Jünglinge zu verzeihen ist, so gewinnt doch sein Beiname (der tolle Herzog) eine ärgere Bedeutung, sofern er wirklich (wie Aubery erzählt) in verruchtem Uebermuthe zum Ergötzen Schieferdecker von den Dächern herabschoß [2]). Er verliebte sich in die Königin Elisabeth von Böhmen, steckte ihren Handschuh an den Hut und schwur ihn nicht eher ab- und die Waffen niederzulegen, bis er ihren Gemahl in seine Lande wieder eingesetzt habe [3]). Aber schon bei seinem ersten Unternehmen im Jahre 1621 verfuhr er wie ein Freibeuter, zeigte sich überall, obgleich dem Namen nach selbst Geistlicher, als deren ärgster Feind, plünderte die Kirchen, ließ in Münster die silbernen Apostel vermünzen, denn Christus habe gesagt: „gehet hin in

1) Lotichius I, 367, 483.

2) Aubery Mém. 196. Es ward aber auch viel über Christian zugelogen, z. B. er lasse sich von nackten Mädchen bedienen, gebe sie dann seinen Leuten preis und lasse sie zuletzt ersäufen. Malingre Hist. des troubles de France II, 206.

3) Th. eur. 548, 630. Senkenberg IV, 96.

alle Welt!" und setzte auf seine Thaler die Inschrift: Gottes Freund und der Pfaffen Feind! Auch waren bei seinem Heere Brandmeister [1]), die das Anzünden der Dörfer und Städte kunstmäßig betrieben. — So arg, sprachen die Befreundeten, sind die Verhältnisse, so arg versäumen die Kaiser, Fürsten und Stände ihre Pflichten, daß nur Männer wie Christian und Mansfeld, heldenmüthig sich opfernd, die Freiheit des Reichs und die Religion erretten können; sie bekunden, riefen ihre Gegner, nicht sowohl die Auflösung aller Ordnung, als sie dieselbe frech herbeiführen, alle Gesetze mit Füßen treten und nicht sich, sondern Leben und Gut Unschuldiger opfern [2]) um ihrem Ehrgeize, ihrer Habsucht zu fröhnen und die gerechten Strafen von ihrem Haupte abzuhalten.

Nachdem Mansfeld Geldanerbietungen für die völlige Räumung Böhmens ausgeschlagen hatte [3]), ward ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt und er gerieth in solche Noth, daß er mit den Seinen nach der Oberpfalz entweichen mußte. Hier von neuem bedrängt, knüpfte er mit Tilly Unterhandlungen an,

---

1) Th. eur. 631.

2) Florus 67.

3) Th. eur. 469. Khevenh. 1292. Lotich. I, 230. Belli Lorb. 497.

entwich aber dann unerwartet in der Nacht [1]) und eilte, Nürnberg vorüber, nach der Rheinpfalz, um da den Krieg mit verstärkter Macht zu führen. „Mansfelds Heer (so lautet eine gleichzeitige Nachricht) beging bei Nürnberg mancherlei Ausschweifungen; aber das ihm nachsetzende baiersche Heer unter Tilly, hat mit Plündern, Ausdreschen des Getreides, Niederstechen des Viehes u. s. w. übler gehauset als Mansfeld der ein Feind gewesen, die Bauern mit Schlägen übel behandelt [2]) daß fast alle entlaufen müssen, unangesehn jene mit etlichen hundert Wagen voll Brot, Fleisch, Wein und Bier sind versehn worden."

Anfangs war das Kriegsglück dem Mansfelder so günstig, daß selbst Pfalzgraf Friedrich aus den Niederlanden herbeieilte, aber den 6ten Mai ward sein neuer Vertheidiger Markgraf Georg Friedrich von Baden Durlach bei Wimpfen durch Tilly und Cordova, hierauf Mansfeld bei Darmstadt und am 20sten Junius Christian von Braunschweig durch Tilly bei Höchst völlig geschlagen [3]); Pfalzgraf Friedrich kehrte nach den Niederlanden zurück und entließ, in der

---

1) Wassenb. Flor. 56 sagt: Mansfeld habe Geld genommen und nachher den Bund gebrochen.

2) Murr. Beiträge 11, 13.

3) Khevenh. 1730. Londorp a. publ. I, 1045. Bellus 672 Spanheim Mém. 219.

Hoffnung dies werde die Aussöhnung mit Ferdinand erleichtern, am 13ten Julius Mansfeld und Christian seiner Dienste. Beide boten sie hierauf dem Kaiser an, sofern er nur gewisse ihnen zustehende Forderungen übernähme; oder sie wollten, wenn er darauf nicht eingehe, den Reichsboden verlassen sobald er ihnen Verzeihung und Aufhebung der Acht zusichere. Thöricht versäumte man es diese gefährlichen Männer zu beruhigen oder zu gewinnen [1]), weshalb sie ihre Heere, welche abzulohnen sie außer Stande waren, erst nach dem Elsaß, dann auf französisches Gebiet führten. Christian, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, gab zuerst das unselige Beispiel ein armes Heer lediglich durch Raub und auf Kosten der Landeseinwohner zu erhalten [2]); und über das Schicksal welches Freunde und Feinde dem Elsasse zugezogen, heißt es bei einem andern [3]): „diese edle und fruchtbare Landschaft ist durch Brand und Verwüstung aller Art in solches Elend gestürzt, in Staub und Asche gelegt, daß man zwischen Hagenau und Zabern auf dreizehn Meilen keinen Landmann, und in den etwa nicht verbrannten aber wüsten Dörfern kaum einige Stücke verhunger-

1) Th. eur. 642, 663.

2) Pappus 25.

3) Lond. bell. sexenn. II, 563.

tes Vieh antrifft, welch unermeßliches Elend mit Worten gar nicht geschildert werden kann."

Ludwig XIII erschrak ob der Ankunft jener Gäste, und fürchtete ihre Vereinigung mit den Huguenotten. Nach einigen, des Zeitgewinns halber angeknüpften Unterhandlungen über ihre Aufnahme in seine Dienste, wurden sie zurück und gegen die niederländische Gränze gedrängt. Bei Fleury schlugen sie sich am 28sten August durch die Spanier unter Cordova durch, wobei Christian höchst tapfer fechtend einen Arm verlor [1]), statt dessen er später einen eisernen, so kunstreich gefertigten trug, daß er ihn bewegen und mit der Hand (so erzählt man) alles greifen konnte. Mansfeld, mit Christian nicht immer einig, verbrannte Wagen und Gepäck, ließ Kanonen zurück, litt manchmal mit den Seinen auf den raschen Zügen (da alle Einwohner vor ihnen flüchteten) den bittersten Hunger, langte endlich mit Christian bei Breda an und trat in niederländische Dienste.

Unterdeß hatte Herzog Max die Oberpfalz, Tilly Heidelberg (den 20sten September) und Mannheim

1) Siri Mém. V, 408. Th. eur. 666. Gramont Mém. 533. Aitzema 110. Richel. Mém. II, 219. le Vassor II, 488. Fontenai Mém. L, 543. Malingre Hist. de la Rebellion de France II, 385, 405. Mercure franç. zu 1622, S. 710. — Avrigny I, 156 setzt die Schlacht auf den 29sten August.

(den 2ten November) erobert [1]). Die herrliche Bibliothek, welche sich in jener Stadt befand, schenkte Maximilian auf das Vorwort des Nuntius Carafa, undeutsch und unwissend zugleich, dem Papste [2]); doch wurden viele Bücher verloren, verderbt, oder um Spottpreise verkauft.

So endete die erste Hälfte des böhmischen Krieges mit dem Wiedergewinn aller dem Hause Oesterreich zugehörigen Länder, die zweite mit der Eroberung aller angestammten Besitzungen des Pfalzgrafen. Mansfelds und Christians von Braunschweig Entlassung [3]) welche, so hieß es, den Friedensunterhandlungen vorhergehn müsse und sie fördern werde, hatte ihm nur geschadet, nicht genützt; und neue Verhandlungen, durch welche man hatte Zeit gewinnen, sowie England und Dänemark beruhigen wollen, schlossen in Brüssel damit, daß Ferdinand erklärte: die Sache müsse auf einem Reichstage berathen und geendet werden. Eine solche Theilnahme hätte der Kaiser wohl umgangen, wenn er nicht noch andere Dinge bezweckt oder seine Entscheidung dem Herzoge von Baiern voll-

---

1) Belli Lorb. 573, 678, 687. Khevenh. 1734 — 1736. Schmidt IX, 226.

2) Lotichius I, 320. Carafa 150. Manches kam nach Wien. Spanheim 262.

3) Spanh. 221.

kommen sichernd erschienen wäre. Bevor jedoch dieser Reichstag in Regensburg begann, erließ der Kaiser am 24sten Oktober 1622 eine Verfügung, wonach aller nichtkatholische Gottesdienst erst in Prag [1]), dann in ganz Böhmen verboten und alle protestantischen Kirchengüter eingezogen wurden. Viele kaiserliche Räthe, die Churfürsten, selbst die Spanier hielten dies Verfahren für unzeitig und bedenklich; aber katholische Eiferer, besonders die Jesuiten behaupteten: Recht und Pflicht geböten dasselbe und die Macht reiche vollkommen hin, es gegen alle Widersprüche durchzusetzen. Diese legte insbesondere der Churfürst von Sachsen sehr lebhaft ein und schrieb dem Kaiser: die ergriffenen Maaßregeln verletzen alle Rechte und Urkunden, stehn in keinem Zusammenhange mit dem böhmischen Aufruhr, (welcher nicht von der Geistlichkeit, sondern vom Adel ausging) sind keine weltliche, sondern eine geistliche Strafe und treffen unschuldige, immerdar getreue Unterthanen. Oder warum sollen schuldige Katholiken anders und gelinder gestraft werden, als schuldige Protestanten, und was hilft eine Amnestie bei so unzähligen, grundlosen Ausnahmen [2])? Eure kaiserliche Majestät haben mir in einem eigenen Handbriefe vom 6ten Junius 1620 versprochen, die Luthe-

1) Khevenh. 1653 — 1657. Bellus 682.

2) Belli 695. Plasec. 859.

raner nicht anders zu behandeln als die Katholiken und versichert, der Krieg bezwecke nur die Wiedererwerbung der Länder, solle aber keineswegs zum Nachtheile der Religion gereichen. Daher bin ich erst parteilos geblieben, habe dann Eure kaiserliche Majestät kräftig unterstützt, und hiefür Dank und strenge Erfüllung des Zugesagten erwartet; auf dem itzt betretenen Wege wird aber statt des nahen Friedens nur neues grösseres Unheil entstehen [1]. — Auch der sächsische Oberhofprediger Hoe schrieb dem Statthalter Fürsten Lichtenstein über die Nachtheile gewaltsamer Maaßregeln und fügte hinzu: die Calvinisten haben nur allzuwahr geweissagt, wenn der Kaiser obsiege werde es den Lutheranern viel übler ergehen, als unter ihrer Herrschaft. Dies alles wird jedoch weder dem Kaiser, noch seinem Hause zum Frieden gereichen. — Lichtenstein nahm hierauf nicht die geringste Rücksicht, schloß die Kirchen und verjagte die Prediger. Des Kaisers Antwort an den Churfürsten vom 21sten November 1622 erörtert die Frage, ob das Verfahren gerecht und klug sey, nirgends genügend und geht nach langem Hin- und Herreden im Wesentlichen darauf hinaus: weil die Böhmen ohne allen Grund Aufruhr begannen, alle friedlichen Vorschläge verwarfen und durch Kriegsgewalt bezwungen wurden, sind alle ihre

1) Th. eur. 657. Londorp acta publ. I, 1049.

Rechte und Freiheiten von Rechts wegen verloren, und die mitschuldigen Geistlichen der Lutheraner und Calvinisten zu bestrafen. — Diese Ansicht, welche von keiner väterlichen Versöhnung zwischen Herrscher und Volk wissen wollte, Schuldige und Unschuldige ungesichtet zusammenwarf, und alles Recht nach der Macht des Schwertes abmaß, hieß den Eiferern folgerecht, großartig, gottgefällig!

Am 24sten November 1622 hielt Kaiser Ferdinand mit einem ungeheuern Gefolge seinen Einzug in Regensburg. Zu jenem gehörten (es bezeichnet die Sitten der Zeit) unter andern zwei Leibärzte [1]), 7 Beichtväter und Kapellane, Kammerdiener, Kammerheizer, Kammerthürhüter, Kammertrabanten, Kammerzwerge, Jodelnarren, Küchenschreiber, Mundköche, Einkaufer, Zuschroter, Kellerschreiber, Kellerdiener, Kellerpindter, Silberdiener, Lichtkämmerer, Meisterköche, Pastetenköche, Gemüseköche, Fischmeister, Brotmeister, Unterköche, Mundjungen, Marktträger, Küchenthürhüter, Kuchenträger, Zusetzer, Küchenjungen, Küchenkehrer, Küchenwäscher, Futterschneider, Stiefelwichser u. s. w.; ferner ein Kapellmeister, 3 Organisten, 3 Bassisten, 7 Tenoristen, 5 Altisten, 3 Diskantisten, 24 Instrumentisten, 12 Kapellknaben, ein Calcant u. s. w.

---

1) Khevenh. 1627.

In dem Reichstage hatte der Kaiser nur diejenigen berufen, die er ihrer Wichtigkeit halber nicht übergehn durfte [1]), oder deren Bereitwilligkeit er sicher zu seyn glaubte: nämlich die Churfürsten, den Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, die Herzöge von Baiern, Pommern und Braunschweig-Wolfenbüttel und den Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Nachdem sich die Meisten in Person und für die weltlichen Churfürsten Abgeordnete eingefunden hatten, eröffnete der Kaiser den Reichstag am 7ten Januar 1623. Sein Antrag begann mit einer umständlichen Erzählung der böhmischen Unruhen, so wie des ganzen Kriegs und schloß mit der Erklärung: man könne den Pfalzgrafen nach solcher Untreue nicht wieder in den Rath der Churfürsten aufnehmen, vielmehr habe er die Churwürde und einen großen Theil der, Kaiser und Reich anheimgefallenen Besitzungen desselben, dem Herzoge von Baiern wegen seiner großen Verdienste aus kaiserlicher Machtvollkommenheit übertragen, und es sey jetzo nur die, bisher ausgesetzte feierliche Belehnung vorzunehmen. Die andern Punkte des kaiserlichen Antrags betrafen Kriegshülfe wider die Türken und die abgefallenen, das Reich verletzenden Holländer, Abstellung der Beschwerden über

1) Th. eur. 712. Londorp a. p. 1062. Khevenh. 4. Senkenberg IV, 187.

Rechtspflege, Münzverwirrungen u. s. w. So wichtig diese Gegenstände auch waren, richtete sich doch alle Theilnahme auf die pfälzische Angelegenheit. Am 30sten Januar antworteten die Churfürsten und Stände [1]: die Acht hat Friedrich verdient weil er sich nicht warnen ließ, doch wäre es (zur Abhaltung mancher Einreden und Vorwürfe) wünschenswerth gewesen, wenn der Kaiser gewisse Formen beobachtet und die Vorschriften seiner Wahlkapitulation berücksichtigt hätte. Was nun die weiter zu ergreifenden Maaßregeln anbetrifft, so sind uns allerhand Bedenken entstanden, die wir unterthänig vorlegen wollen.

Erstens, erscheint es höchst nothwendig daß Böhmen, woher alles Uebel ausgegangen ist, völlig beruhigt, die angestellte Reformirung unterwegs gelassen, der Unterthanen Gemüther wieder gewonnen und also die Furcht und das, geringe Liebe gegen die ordentliche Obrigkeit erweckende Mißtrauen, ganz aus dem Wege geräumt werde. Bei anderem Verfahren muß Ungeduld und Verzweiflung neue Aufstände herbeiführen.

Zweitens erfreuen sich die Bekenner der augsburger Confession keiner Amnestie, wenn man sie erbärmlicher Weise ins Elend gejagt, und zugleich Ehre

1) Lotichius I, 355. Londorp I, 1067. Belli Lorb. 720. Piasec. 363.

und Gewissen verletzt. Besser, wenn der Kaiser eine wahrhaft allgemeine Verzeihung angekündigt hätte; sonst der erwünschte Friede und werthe Einigkeit im Geringsten nicht zu hoffen sind, sondern im Gegentheil eine gänzliche Trennung, und mit äußerstem Ruin und Verheerung übereinstimmende Wüstenei und Einöde zu befürchten ist. Obgleich

Drittens, der Kaiser überflüssige Ursach hat auf den Pfalzgrafen (dessen Vergehn wir nicht im Geringsten billigen) zu zürnen, wäre es nichtsdestoweniger eine lobenswürdige Sache, wenn er angeborne Gnade und Barmherzigkeit der Schärfe Rechtens vorzöge und den Pfalzgrafen, nach vorhergegangener Unterwerfung, Abbitte und Entsagung wieder zu Gnaden aufnähme und ihm, im Betracht daß er genug gestraft worden, das Seine wieder erstattete. Er war durch Jugend und üble Rathgeber verführt und wird sich nach so bittern Erfahrungen künftig zu hüten wissen, wenn man ihm aber alles abschlägt und nur das bloße Leben läßt, überall neue Unruhe zu stiften suchen. Durch diese Unruhen muß das ganze Reich leiden und mit stetem Kriege angefochten bleiben; wobei überdies die wichtige Frage entsteht: ob man (zur Erhöhung der Klagen und Fehden) die unschuldigen Kinder und Verwandten Friedrichs übergehen darf. Noch läßt sich alles mit leichten Mitteln in einen sichern Friedstand bringen; wird dies itzt versäumt so

giebt man jegliches der Gefahr eines ungewissen Ausgangs und dem wankelmüthigen Glücke preis.

Pfalzgraf Friedrich ließ zu gleicher Zeit seine Rechte und seine Neigung zu einem billigen Vergleiche, der Herzog Wolfgang von Neuburg nebst andern Seitenverwandten aber darthun [1]), wie ungerecht und dem Herkommen zuwider es seyn würde, die Strafe auf ganz Unschuldige auszudehnen.

Der Kaiser antwortete am 9ten Februar: die Zeitläufte hätten nähere Verhandlungen mit den Churfürsten über die Aechtung des Pfalzgrafen verhindert, und solle das Geschehene demselben nicht zum Präjudiz und Nachtheil gereichen [2]). Gegen die Uebertragung der Churwürde an Baiern werde hoffentlich niemand etwas einwenden; doch wolle der Kaiser (wenn sich Alle im Uebrigen seiner Ansicht fügten) ihnen, sowie den Königen von England und Dänemark zu Gefallen, den Vorbitten einigermaßen Platz geben und milder verfahren. Die Churwürde sey, durch Verrath und Krieg, dem Kaiser ganz und ohne Rücksicht auf Kinder und Verwandten anheim gefallen, auch müsse der Pfalzgraf (der obenein durch Mansfeld wieder Fehde erhebe und keine Reue zeige) doch mehr gestraft werden als durch bloßen Kriegsschaden

1) Theatr. eur. 793.

2) Ib. 716. Bellus 725.

und Landverwüstung, welche den, im Rechte sich befindenden Kaiser, in gleich grossem Maaße getroffen hätten. Die Religionsangelegenheiten Böhmens gehörten nicht hieher, und den Religionsfrieden wolle der Kaiser auch sonst nicht verletzen.

Diesen Darstellungen und Gründen fügten Freunde Ferdinands und Maximilians [1]) hinzu: der Pfalzgraf ist unglücklich durch eigene Schuld, durch Verachtung des weisen Rathes aller Geneigten und Abgeneigten. Gnade gegen Halsstarrige erhöht nur das Uebel, und wie lange soll man denn auf Unterwerfung warten und einen Churfürsten entbehren? Johann Friedrich von Sachsen war viel weniger schuldig, hatte viel mehr Gründe, Veranlassungen und Aufforderungen zu seiner Handlungsweise, und verlor dennoch die Churwürde. Sie kehre itzt von Pfalz zu Baiern, welche dieselbe immer für sich verlangte, zurück, wie es das alte Recht und das Verdienst Maximilians, im Gegensatz der Verbrechen Friedrichs fordert. So erspart man den Ersatz der Kriegskosten, erhält vier katholische Churstimmen, ein katholisches Reichsvikariat und den Beifall aller katholischen Stände und Mächte.

Nächst diesen Gründen wirkte auf den Churfürsten von Mainz der Wunsch die Bergstraße zu erhal-

1) Adlzreiter 123. Senkenberg IV, 209.

ten, auf den von Trier die Aussicht Philippsburgs Schleifung durchzusetzen [1]), und der von Köln war ja der Bruder Herzog Maximilians. So blieben nur Sachsen und Brandenburg im Widerspruche, rechtfertigten ihr Außenbleiben vom Reichstage und fügten, nach verstärkter Wiederholung der schon berührten Gründe [2]), mit großer Lebhaftigkeit hinzu: Ohne Böhmens Beruhigung und Duldung des augsburgischen Bekenntnisses wird nie sicherer Friede im Reiche herrschen. Bleiben die Protestanten in jenem Lande ohne Religion, so werden sie ruchlos; verlassen sie dieselbe gezwungen, so werden sie Heuchler: mit beidem kann weder dem Kaiser noch Andern gedient seyn. Unsere Einreden beruhen nicht auf persönlichen und ungenügenden Gründen, sie beruhen auf Natur, Billigkeit, Reichsgesetze und Wahlkapitulation. Diese sagt Absatz 25: „wir sollen und wollen auch die Churfürsten, Fürsten u. s. w. nicht vergewaltigen, solches auch nicht schaffen, noch Andern zu thun erlauben; sondern wo wir, oder jemand anders eine Forderung hätten, es zum Verhör und gebührlichem Rechte kommen lassen, ohne Raub, Fehde und Krieg." — Und Absatz 26 heißt es: „wir wollen und sollen Keinen ohne Ursach, oder unverhört ächten, sondern or-

1) Spanheim 244.

2) Bellus 346. Khevenh. 77. Senkenberg IV, 215—238.

dentlichen Prozeß nach den Reichsgesetzen, insbesondere nach der Kammergerichtsordnung wider ihn einleiten." Hienach muß der Kaiser verfahren und die Beistimmung der Stände einholen, sonst wäre jeder polnische Edelmann besser daran wie ein deutscher Fürst. In diesem Sinne handelte Karl V wider Johann Friedrich der ihm Lehn und Pflicht aufgekündigt hatte, während der Pfalzgraf als deutscher Fürst nichts verschuldete. Oder warum hat man nicht vom Verbrechen beleidigter Majestat gesprochen, als Eigennützige Rudolf II aus Böhmen vertrieben. Wenn Karl V bei Uebertragung der Churwürde auf die nächsten Verwandten Rücksicht nahm, wie darf Ferdinand sie übergehn? Selbst die Infantinn in Brüssel spricht sich für die Begnadigung aus, und Baiern würde wohl thun, wenn es den Bitten für Friedrich beiträte und nach manchem erlangten Siege den größten davontrüge, indem es sich selbst besiegt. Jtzt kann der Kaiser mit größter Ehre Frieden schließen, bei wechselndem Kriegsglück dürfte dies vielleicht nicht immer in seiner Macht stehen.

In gleichem Sinne sprachen Friedrichs Freunde [1]): der Kaiser kann nicht in seiner eigenen Sache entscheiden, nicht statt der Churfürsten und Reichsstände, seine Räthe zu Richtern setzen. Die An-

1) Spanheim 174, 247, 253.

nahme einer Krone nach Wahl aller Stände ist weder unerhört, noch rechtswidrig, und das Benehmen des Erzherzogs Matthias wider Kaiser Rudolf II viel sträflicher. Aber erst nach der unglücklichen Schlacht bei Prag sind jene Ansichten aufgefunden, jene Behauptungen ausgesprochen worden, und wenn der Kaiser einst dem englischen Gesandten Digby antwortete: er könne den Pfalzgrafen nicht ohne Reichsberathungen zu Gnaden aufnehmen, warum darf er ihn denn allein verdammen? Warum dem Markgrafen von Anspach, dem Fürsten von Anhalt und Anderen Verzeihung ertheilen, und ihn allein ausnehmen? Wenigstens sprechen dafür keine Rechtsgründe, sondern nur Eigennutz, und wenn der unbeschränktere Karl V die ihn schwer beleidigenden Fürsten nicht aller Besitzthümer beraubte, so ist Ferdinand durch die neuen Gesetze über Rechtsgang, Berathungen u. s. w. zu weit größerer Mäßigung und Milde verpflichtet.

Auf den Widerspruch der ohnmächtigen Freunde Friedrichs und des Churfürsten von Sachsen, der für einen Mann ohne Geist und Kraft galt, nahm Keiner Rücksicht: unerwarteter und störender war es für den Kaiser und den Herzog von Baiern [1]), als Spanien sich bestimmt gegen die Uebertragung der Churwürde an diesen erklärte. Einige nahmen an, es sey

1) Cancell. hispanica 97.

den Spaniern mit diesem Widerspruche gar kein Ernst gewesen, Andere, er sey lediglich aus niedrigem Eigennutze hervorgegangen. Beides ist irrig: denn wenn sie auch wünschten, daß ein Theil der von ihnen besetzten Pfalz ihnen verbleiben und dadurch eine engere Verbindung ihrer zerstreuten Landschaften entstehn möchte, fühlten sie doch auch das Gewicht anderer politischer Gründe und machten sie geltend. Max nämlich hatte sich an Frankreich gewandt und dessen Beistimmung zu seiner Vergrößerung theils aus religiösen Gründen erhalten [1], theils, weil es der Hoffnung lebte, an dem Churfürsten einen mächtigen Verbündeten wider Oesterreich zu finden. Spanien dagegen hielt aus demselben Grunde, und weil es damals noch in freundschaftlichen Verhältnissen mit Jakob I stand, des Herzogs Vergrößerung für unbillig, gefährlich und nachtheilig, und rieth dem Kaiser aufs Bestimmteste [2]: er solle in Regensburg alle nur denkbaren Mittel für Herstellung der Ruhe anwenden, die Churwürde wegen zu besorgender Weitläufigkeiten nicht an Baiern übertragen, ja den Pfalzgrafen herstellen, sobald man nur dadurch alle Keime weitern Unfriedens vernichten könne. Richtig fühlten die Spanier daß sie ihre

1) Siri Mémor. V, 409.

2) Pappus 28. Khevenh. 1785, 1789. Spanheim 239. Senkenberg IV, 208.

Kräfte nicht in Deutschland verschwenden, sondern dessen Beruhigung auf alle Weise betreiben müßten, um für das ihnen Wichtigere, die Bezwingung der vereinigten Niederlande freie Hände zu bekommen.

Der Kaiser, hiedurch in große Verlegenheit gesetzt (denn er mußte Baiern wo nicht mit pfälzischen, dann mit eigenen Landschaften entschädigen) befragte seinen Beichtvater, den Jesuiten Becanus welcher jedoch, nur die Schwierigkeit einer Wiederherstellung Friedrichs hervorhebend, bemerkte [1]): wie solle man Baiern und die Uebrigen zufrieden stellen, welche bereits an der Beute Theil genommen? Wie dürfe man den Calvinismus in der Pfalz neben der allein wahren Kirche dulden, und den Schein erwecken alle diese Wohlthaten oder Bewilligungen gingen von Spanien aus? — Gleichzeitig schalt der päpstliche Abgeordnete, Kardinal Caraffa, über Anmaaßung und Eigensinn des spanischen Gesandten Grafen Ognate [2]) und schickte, nur eigennützige Bestimmungsgründe voraussetzend, einen Pater Hyacinth nach Spanien um den König anders zu stimmen. Für denselben Zweck schrieb sogar der Kaiser einen Brief [3]) an den einflußreichen spanischen Minister Zuniga, des Inhalts: in diesem Augenblicke

1) Khevenh. 97, 106.

2) Cancell. hispan. 65, 93, 98.

3) Ib. 49, 78.

ist der Pfalzgraf erdrückt und verjagt, es wäre thöricht wenn man ihn freiwillig wieder stärken und auf Dankbarkeit rechnen wollte. Man muß, so lautet die höchste Regel, seine Feinde dahin bringen daß sie nicht schaden können; alles andere erscheint unsicher, gebrechlich, und wer zu viel hofft und vertraut, wird zuletzt verachtet. Reizt doch Friedrich noch immer die Türken und Bethlen Gabor auf, und was würden diese nicht verlangen wenn man jenem so viel bewilligte? Dem Herzoge von Baiern ist die Churwürde und Entschädigung versprochen, er hat beides verdient und man darf eine so günstige Gelegenheit Oesterreichs Freunde zu verstärken, keineswegs vorübergehn lassen. Erst wenn die Wurzeln des Uebels in Deutschland ausgerottet sind und eine vierte katholische Churstimme aufgestellt ist, kann man die Niederlande bezwingen und dort alles nach Gutdünken durchsetzen. Sachsen darf, in der Erinnerung an Moritz nicht viel einwenden und wird, wenn die Sache abgemacht ist, nebst den sächsischen Herzogen um so weniger deshalb Fehde erheben, da es die Calvinisten nicht minder haßt als die Katholiken. Auch hält jene Sekte nichts was für ihre Religionsansicht unternommen wird, für unrecht, betrügerisch oder verbrecherisch; sie läßt sich weder durch Furcht vor bösem Leumund, noch durch Heiligkeit der Eide in ihren Bahnen aufhalten.

Ehe noch Spanien seine frühere Ansicht aufge-

geben hatte, beschloß der Kaiser, nach Bestimmung der meisten Churfürsten, den Herzog von Baiern mit der pfälzischen Chur zu belehnen [1]). Der Graf Ognate, welcher diesen (zum Anstoß des päpstlichen Nepoten Ludovisi und der eifrigen Katholiken) in Regensburg gar nicht besucht und sich auf die Seite der Protestanten gestellt hatte, widersprach nochmals, im Namen seines Königs und der Infantinn Isabelle als Inhaberinn der Niederlande, eifrigst jener Maaßregel [2]): denn sie werde zu ewigem Kriege führen, den katholischen Mächten schaden und Oesterreich (weil Spanien seine Heere in den Niederlanden brauche) allein den Protestanten gegenüber auf dem Kampfplatze bleiben. Deßungeachtet übertrug Kaiser Ferdinand am 25sten Februar aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Chur dem Herzoge von Baiern [3]) und fügte zu einstweiliger Beruhigung hinzu: „unpräjudicirlich was den Kindern und Verwandten gebühren möge, welche prätendirte Rechte und Gerechtsame mit allerehesten Möglichkeit in Güte, oder vor uns mit Zuziehung des churfürstlichen Collegii vermittelst

1) Londorp acta publ. I, 1081.

2) Khevenh. 67.

3) Dumont V, 2, Urk. 236. Piasec. 361. Belli Lorb. 736.

eines schleunigen Prozesses rechtlich erörtert und ausgetragen werden sollen."

Als der Papst vom Geschehenen Nachricht erhielt, ließ er vor Freuden ein Tedeum singen [1]); der Churfürst von Sachsen hingegen schrieb an Mainz, unter Wiederholung bisheriger Klagen: es werde daraus ein ewiger Krieg hervorgehn. Sobald indeß Kaiser Ferdinand beruhigende Schreiben an ihn erließ und ihm den 23sten Junius wirklich durch eine feierliche Urkunde die Oberlausitz als Pfand für die Kriegskosten bis zur Abtragung von Kapital und Zinsen überwies [2]), verschwand sein Eifer und auf den vereinzelten Widerspruch Brandenburgs nahm keiner die geringste Rücksicht. — So war den Böhmen, den Unirten, den Protestanten Alles mißglückt, und während kaum Einzelne auf eine Besserung der Verhältnisse zu hoffen wagten, fürchteten die Meisten argen Mißbrauch der neu gewonnenen Uebermacht.

---

1) Spanheim 248. Londorp acta publ. I, 1084.

2) Dumont V, 2, Urk. 247. Th. eur. 758. Pappus 28. Khevenh. 11.

Vierter Abschnitt.

Von der Belehnung Herzog Maximilians von Baiern mit der pfälzischen Churwürde, bis zur Abdankung Wallensteins und dem Ende des regensburger Reichstags.

(1628—1630.)

Aus zwei Hauptursachen ging die Fortsetzung des unseligen Krieges hervor: erstens daraus, daß die Protestanten in allen österreichischen und baierschen Ländern, ganz dem Religionsfrieden zuwider, mit neuer Wuth verfolgt wurden, worüber wir weiter unten im Zusammenhange berichten wollen; zweitens daraus, daß Herzog Max die Oberpfalz erhielt, der größte Theil der Niederpfalz in spanischen Händen blieb [1]), dem vertriebenen Friedrich und seinen Kindern aber auch gar keine Abfindung, nicht einmal zur Lebensfristung bewilligt wurde. Während die Spanier, den Reichsgesetzen zuwider, in jenen Landschaften große Steuern auflegten und der Kaiser einzelne Stücke verschiedenen Personen zu Lehn gab, griffen andere

1) Bougeart I, 153.

eigenmächtig nach der leichten Beute, und veräußerten das Gewonnene so schnell als möglich [1]) um künftigen Ansprüchen zu entgehn und die Herstellung der ersten Eigenthümer zu erschweren.

Durch eine doppelte Reihe von Unterhandlungen suchte der Pfalzgraf das wieder zu gewinnen [2]), was er durch die Waffen verloren hatte: die erste ging von England, die zweite von Dänemark aus. König Jakob hoffte um so mehr, er werde alles auf mildem Wege durch Spanien erhalten [3]), da er für seinen Sohn um eine Infantinn geworben und Baiern sich an Frankreich angeschlossen hatte. Neue Plane (z. B. Friedrichs Sohn solle eine Tochter des Kaisers, oder eine Nichte des Churfürsten von Baiern heirathen, in Wien oder München erzogen werden, Friedrich nur für seine Person entsagen u. s. w.) dienten nur die Entscheidung zu verzögern; und als endlich Spanien (nach dem Abbrechen jener Heirathsverhandlungen) erklärte: es habe des Pfalzgrafen Herstellung nicht versprochen, sondern dafür nur beim Kaiser gute Dienste angeboten, mußte Jakob einsehn daß er getäuscht worden war oder sich selbst getäuscht

1) Spanheim 302. Rusdorf Mémoir. I, 73.

2) Türkischen Beistand habe Friedrich immer abgelehnt, sagt Spanheim 207.

3) Khevenh. 94. Rusdorf I, 77, 136, 139.

hatte. Des Pfalzgrafen Freunde trieben den König itzt zu ernstlichern Beschlüssen: er aber antwortete mit thränenden Augen: wollt ihr mich auf meine alten Tage in einen Krieg mit Spanien verwickeln [1])? Gleichzeitig machte der französische Gesandte dem Herrn von Rusdorf, Friedrichs Abgeordneten, bemerklich: dessen Herstellung werde nie durch Spanien und eben so wenig durch Krieg zu Stande kommen, deshalb sey eine Aussöhnung mit dem Churfürsten von Baiern bei weitem das Rathsamste. Seiner vollkommenen Sicherung halber, wünschte sie auch dieser, und sein geheimer Unterhändler, der sehr gewandte Kapuziner Franzesko della Rota, stellte (Februar 1624) in London vor [2]): es ist weit ehrenvoller für den Pfalzgrafen, sich mit seinem Vetter zu vergleichen, als durch längere Abwesenheit seine Sache ganz zu verderben und auf elende Weise von der Gnade Fremder zu leben, welche ohne Ausnahme eigennützige Nebenzwecke verfolgen. Alle Vermittler erschweren nur die Sache, während Baiern die Aussöhnung ernstlich will, der Papst gleiche Wünsche hegt, der Kaiser einwilligen wird und Spanien einwilligen muß. Das Sichere sollte der Pfalzgraf dem Ungewissen vorziehn und bedenken, daß wenn man diese Sache nicht vergleicht,

1) Rusdorf I, 147.

2) I, 196, 207.

ein größerer, längerer, blutigerer Krieg über Europa einbrechen, den Pfalzgrafen verhaßt machen, schwerlich aber zu größerem Vortheil desselben endigen wird. — So richtig dies alles Vielen erschien, scheiterte doch der Plan, weil Friedrich eine unbedingte Herstellung ohne allen Verlust forderte, und man ihn andererseits für seine Person zu einer völligen Entsagung zwingen wollte [1]). Im Junius 1624 erkannte Sachsen den Churfürsten von Baiern auf Lebenszeit (jedoch unbeschadet der Rechte des pfälzischen Hauses) an, und noch mehr befestigten ihn die Ereignisse des mittlerweile von neuem ausgebrochenen Krieges.

Der Graf von Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig waren aus den Niederlanden wieder nach Deutschland gezogen, und mit beiden knüpfte Tilly, während des Junius 1623 im Auftrage des Kaisers und des Churfürsten von Baiern Unterhandlungen an [2]). Lange konnte man sich über den Umfang der Verzeihung, das Entlassen der Mannschaft u. dgl. nicht einigen; doch wollten Ferdinand und Max zuletzt unbedingte Verzeihung (nur nicht Inländern die Rückkehr in ihre Heimath) bewilligen, und Christian sein Heer binnen drei Tagen aus dem niedersäch-

1) Khevenh. 437. Th. eur. 820. Senkenberg IV, 355.

2) Th. eur. 739, 745. Khevenh. 182. Bellus 760—769. Röses Bernhard I, 58.

sischen Kreise, ja ganz vom Reichsboden hinwegführen, es abdanken oder fremde Dienste nehmen, sofern nur Tilly mit seinem Heere auch Niedersachsen verlasse. Diesem war aber mit einem Vorschlage, der ihn zur Unthätigkeit verwies, gar nicht gedient [1]), er wünschte mehr den Krieg als den Frieden und schlug, nachdem die Unterhandlung wohl nicht ohne seine Veranlassung abgebrochen worden, am sechsten August 1623 den Herzog völlig bei Steinfurt, oder Stadlo. Dies sey, so sprachen Viele, die gerechte Strafe dafür, daß Christian, selbst ein Pfaffe, sich aller Pfaffen Feind nenne, und eine Fahne führe mit der Inschrift: Alles für Gott und für Sie! nämlich die Pfalzgräfinn Elisabeth [2]). Diese Menschen (so lautet ein Schreiben bei Khevenhiller) denen die gebenedeite Jungfrau Maria ein Dorn im Auge, und sie denselben Namen und Bildniß in keiner Fahne, Kirche oder Zimmer leiden mögen, nehmen sich kein Gewissen einen sterblichen Madensack, Gott dem Allmächtigen in ihren Unternehmungen al pari und an die Seite zu setzen. — Auch Mansfeld ward allmälig aus allen seinen Stellungen vertrieben und begab sich endlich im April 1624 nach London, wo ihn das

---

1) Londorp acta publ. 1110. Florus 74.

2) Khevenh. 195.

Volk mit größten Ehren [1]), wie einen König oder Heiland empfing. Nur Jakob I nahm innerlich Anstoß an einem Manne der wider seinen Kaiser kämpfte, und wollte [2]), obgleich er schon mit Spanien zerfallen war, keinen entscheidenden Schritt thun, bevor sich Frankreich und Savoyen erklärt hätten. Mansfeld erwiederte: ihm liege ob, Allen kühn voran zu gehn, und brachte es dahin daß Jakob ihn unter gewissen Bedingungen zu seinem Feldherrn ernannte und große Summen versprach, wofür er 10,000 Fußgänger und 2000 Reiter werben und stellen sollte. Nachdem die Mannschaft aber großentheils beisammen war, erhob der König neue Schwierigkeiten, das Geld blieb aus [3]), die Holländer zeigten sich den Landenden abgeneigt und Krankheit, Mangel an Lebensmitteln, Argwohn, Ausschweifungen, Unordnung aller Art wirkten neben und durcheinander zur Auflösung des Heeres. Neue Hoffnungen faßte man, als unter Einwirkung Mansfelds am achten August 1624 ein großer Bund zwischen England, Frankreich, Savoyen, Venedig, Graubündten und Holland wider Oesterreich

---

1) Belli Lorb. 792. Heldenbuch 50. Lotichius I, 398. Rusdorf I, 281, 289, 379.

2) Osborne Mém. I, 295

3) Siri Mém. V, 575, 681. Wilson History of Jacob 282. Florus 72.

und Spanien zu Stande kam, und das Verlöbniß des Prinzen Karl von England mit der französischen Prinzessinn Henriette, die freundschaftlichen Verhältnisse der beiden erstgenannten Mächte bekräftigte [1]). Allein aus vielen Gründen blieb diese scheinbar übermächtige Verbindung, fast ohne alle Wirksamkeit, während für Oesterreich eine ernstere Gefahr von Niedersachsen und Dänemark her entstand.

König Christian IV hatte seinen Schwager Friedrich V, wie Einige behaupten, nie als König von Böhmen anerkannt, oder, wie Alle zugeben, doch nicht unterstützt. Seine Niederlage ging indeß ihm, und die sich daran reihende Verfolgung allen Protestanten dieser Gegenden zu Herzen, und es ward 1621 eine Versammlung in Segeberg gehalten, wo außer Christian und Friedrich, mehre niedersächsische Fürsten in Person, so wie englische, schwedische, holländische und brandenburgische Gesandte erschienen, und über die zu ergreifenden Maaßregeln rathschlagten. Im Laufe des Aprils und Mais kamen Bündnisse zwischen England, Holland und Dänemark zu Stande [2]), auch wurden im letzten Reiche Steuern für etwanige außer-

1) Belli Lorb. 813. Pappus 33. Th. eur. 814. Khevenh. 472. Cobbet parliam. History II, 67.

2) Slange Geschichte Christians IV, II, 165 — 171. Th. eur. 494.

ordentliche Bedürfnisse bewilligt. Christian erklärte: er werde nichts Feindseliges wider den Kaiser unternehmen, jedoch, wenn es nöthig seyn sollte, die Religion vertheidigen; und der allgemeine Beschluß lautete: man wolle Mannschaft zum Schutze Niedersachsens und zur Unterstützung Oberdeutschlands zusammenbringen. Aber die versprochenen Hülfsgelder fremder Mächte blieben aus, und anstatt vorwärts zu treiben verwies Jakob I dem Könige von Dänemark [1]): er sey zu heftig und eilig, und erschwere hiedurch den Frieden. Bei diesen, dem Kaiser nicht unbekannt bleibenden Verhältnissen, erging aus Wien auf dringende Vorstellungen nur die Antwort: der Pfalzgraf habe den Frieden gebrochen und die Acht verdient. Wenn bei Uebung der kaiserlichen Pflichten einige unschuldige Reichsstände zufällig gelitten, so thue ihm dies leid; Alle aber ermahne er, Friede zu halten, Rüstungen einzustellen, und mit fremden Mächten keine Bündnisse zu schließen. Diesen Rath, theils aus Furcht, theils aus Mangel an Einigkeit und Macht befolgend, blieb man ruhig, bis die Uebertragung der Churwürde an Baiern und die heftigern Religionsverfolgungen alle Gemüther wiederum aufreizten und Jakob, nach dem Zerfallen mit Spanien,

---

1) Nyerup Charakteristik af Kong Christian IV, 63. Rusdorf I, 353.

ernstlich Hülfe und zwar nicht bloß bei Dänemark, sondern auch bei Schweden suchte.

Gustav Adolf hatte bereits um diese Zeit großes Ansehn gewonnen und die deutschen Angelegenheiten aufmerksam verfolgt [1]). Sein Kanzler Oxenstierna, welcher in engem Briefwechsel mit Ludwig Camerarius stand [2]), sparte kein Geld um von allen Seiten her die genausten Nachrichten über die öffentlichen Angelegenheiten zu erhalten, und durch seine Bemühungen wurden unangenehme Streitigkeiten mit Dänemark im Frühlinge 1624 beigelegt. Aber der Argwohn, daß sich diese Macht vielleicht mit den offenen Feinden Schwedens, mit den Polen verbinden werde, dauerte in dem Augenblicke noch fort, wo der Plan hervortrat Christian IV und Gustav Adolf sollten für dieselben Zwecke in Deutschland wirksam werden. Der brandenburgische Gesandte von Bellin, welcher im Herbste 1624 beide Könige hiezu aufforderte, erhielt vom ersten die Antwort: bei der Unbeständigkeit der vorgeschlagenen Verbündeten setze er seine Länder einer zu großen Gefahr aus [3]); und Gustav Adolf forderte, es sollten erst mehre deutsche Fürsten sich für die Sache erklären, Geld aufbringen,

1) Rusdorf I, 424—449.

2) Moser patriot. Archiv V, 30—51.

3) Ebend. V, 58, 97.

und Sicherheit herbeischaffen daß er nicht unterdeß anders woher angegriffen werde. Nach weitern Verhandlungen erklärte er im Februar 1625: ich habe nichts gegen die Unternehmung, aber das wie, womit und auf welche Weise muß vorher nachgewiesen werden. Denn wer Großes ohne große Mittel beginnt, giebt Alles dem Zufalle preis und findet sich zuletzt betrogen. Ich leiste schon bedeutende Hülfe, wenn ich die Polen abhalte den Kaiser zu unterstützen; will man mich aber wider jene und die Dänen sichern, wollen die Verbündeten ein Heer stellen und es unterhalten, so erbiete ich mich zu denselben Anstrengungen, jedoch dergestalt, daß mir der Oberbefehl des Ganzen bleibt und Keiner allein für sich Frieden schließen darf.

König Jakob fand die, mittlerweile von Christian IV gemachten Vorschläge, gemäßigter und ausführbarer; sie waren indeß andererseits auch ungenügender und kleinlicher [1]). Deshalb, und weil der König von Dänemark erklärte, er wolle keineswegs die Sache allein auf sich nehmen und Schweden von so löblichem Vorhaben abwenden, geschah durch die Niederländer der Antrag: man solle zwei Heere, eins unter dänischem und eins unter schwedischem Oberbefehle bilden, Steuern und Hülfsmittel theilen und

1) Rusdorf I, 516. Moser V, 112, 115, 138, 140, 197. Mauvillon Hist. de Gustave Adolfe II, 135.

keinen einseitigen Frieden schließen. Gustav Adolf hatte hiegegen im Allgemeinen nichts zu erinnern, da ihm aber der Zweck des Krieges ferner, die Gefahr von Polen her näher lag, so wollte er sich nicht vordrängen und äußerte [1]): ich kann mich ohne Bedingungen, welche die Möglichkeit und Hoffnung eines gewissen Erfolgs begründen, in die Sache nicht einmischen. Unter jenen Bedingungen war die erste und wichtigste, daß man ihn da wo er lande und von wo aus er den Krieg erhebe, einen sichern Hafen und Platz einräume; also Bremen wenn er an der Weser, oder Wismar wenn er an der Elbe, oder Stettin wenn er an der Oder, oder Pillau wenn er von Preußen aus vorrücken solle. Hierüber entstanden Zögerungen von Seiten Englands und der deutschen Fürsten, weshalb Oxenstierna am 10ten Junius schrieb: auf englische Hülfe kann man nicht rechnen, die französische wird nur unter unerträglichen Bedingungen zugesichert; die deutschen Fürsten schwanken, die Polen drohen: mithin ist es klar, daß Schweden in diesem Jahre nichts mehr unternehmen kann [2]). Doch erklärte Gustav Adolf, er wolle Dänemark in seinen Planen nicht hindern, ja es unterstützen wenn die

1) Moser V, 211—216, 230—231; VI, 10—17, 21, 28.

2) Moser V, 158, 162. Slange II, 245.

Noth stiege und ihm irgend Mittel zu Gebote stän- den. Den 30sten Junius landete er mit seinem Heere an der Düna und eroberte Liefland binnen zwei Mo- naten; am 6ten August schrieb Oxenstierna weissagend: wer den deutschen Krieg nach andern Grundsätzen als die wir vorschlugen beginnt, wird den Gefahren nicht entfliehen, die Freunde in dem Augenblicke preis ge- ben wo ihnen Beistand am nöthigsten ist und Kosten und Ruhm einbüßen [1]), worüber (wenn wir am Le- ben bleiben) binnen Jahresfrist mehr wird zu schrei- ben seyn.

Christian IV dem nicht, wie seinem Nebenbuh- ler, ein anderer Schauplatz des Ruhmes eröffnet war, hielt es für Pflicht den Aufforderungen Englands, Hollands, Brandenburgs gemäß, für die Rettung der protestantischen Freiheit zu wirken [2]); auch mochte er dem Könige von Schweden nicht die erste Stelle ein- räumen, und hegte die Hoffnung für seine Söhne deutsche Bisthümer zu gewinnen. Am 25sten März 1625 ward Christian in Lauenburg zum niedersächsi- schen Kreisobersten erwählt und ein Bund geschlossen, dem allmälig die meisten Stände dieses Kreises bei- traten. Obgleich er nicht wider die Gesetze des Reichs sondern nur zum Schutz, besonders gegen die Kriegs-

---

1) Moser VI, 30, 63.

2) Mallet VII, 37. Slange II, 253.

gewalt Tillys gerichtet war, verwarf ihn der Kaiser gleichwie jene Wahl und fügte seinem Schreiben hier Versprechungen, dort Drohungen hinzu. Beide verloren aber ihre Wirksamkeit und die Rüstungen der Verbündeten dauerten fort, weil Tilly bereits das Härteste wider die Unschuldigen übte, oder ausüben ließ. Seine Leute, erzählt der kaiserlich gesinnte Graf Khevenhiller [1]), fingen an sehr wild und tyrannisch zu hausen, denn sie nicht allein mit Plündern und Brennen sehr großen Schaden thaten, sondern auch etlichen evangelischen Predigern Hände und Füße abhaueten, andern Nasen und Ohren, wie auch etlichen Weibern die Brüste abschnitten und sonst viel barbarische Thaten verübten, also daß es Türken und Tataren kaum ärger machen können. — Und an einer andern Stelle sagt er: die Völker, welche aus dem Reiche nach Brabant kamen, besonders die Kroaten, hauseten sehr barbarisch, haben Kisten und Kasten aufgeschlagen, die Leute schrecklich gepeinigt und gemartert, weder geistliche noch weltliche Standespersonen verschont, Orte verbrannt und Felder schändlich verderbt [2]). Zu Boeßbek (alles in Freundes Land) haben, unter andern schrecklichen Unthaten, etliche Kroaten einem Weibe ihr Kind aus den Ar-

1) Khevenh. 793, 808.

2) Khevenh. 915.

men reißen wollen um es lebendig zu braten, auf daß sie geflüchtet Geld und Gut herbeischaffen sollte. Weil sie es aber festgehalten, haben sie ihr die Finger abgehauen und ihrem Manne die Gurgel abgeschnitten.

Solch Benehmen erschuf Feinde, statt sie zu vernichten. Die aus den österreichischen Staaten in großer Zahl Vertriebenen einigten sich und nahmen eine drohende Stellung an [1]), der rastlose Mansfeld hatte mit englischer Hülfe ein neues Heer zusammengebracht und der Kardinal Richelieu, in dessen feste Hand um diese Zeit die Herrschaft Frankreichs kam, ließ durch den Churfürsten von Mainz im September 1625 erklären: Ludwig XIII werde niemals zugeben, daß sein Reich fast ringsum (am Rhein, der Pfalz, im Veltlin) von den Spaniern eingeschlossen werde; nur wenn diese die Unterpfalz räumten, wolle er sich nicht in die deutschen Angelegenheiten mischen [2]). Richelieus Absicht ging dahin: durch Unparteilichkeit das Zutrauen aller deutschen Stände zu gewinnen, die vertriebenen Fürsten ganz oder zum Theil herzustellen, Baiern dennoch auf seine Seite zu ziehen und Oesterreich und Spanien zum Frieden zu zwingen. Alle

1) Liborius Vulturnus Händel zwischen Tilly und Dänemark.

2) Khevenh. 761. Richel. Mém. III, 184, 188.

diese Dinge setzten den Kaiser um so mehr in Besorgniß, da seine Länder schon sehr erschöpft waren und das einzig vorhandene Heer nebst dessen Feldherrn Tilly, mehr von Baiern und der Liga als von ihm abhing. In dieser Noth, wo die kaiserlichen Räthe verzweifelten wie sie auch nur geringe Mannschaft aufbringen sollten, erklärte Albrecht von Wallenstein: nicht 20,000, wohl aber 50,000 wolle er herbeischaffen! In dieser ersten Aeußerung liegt seine Natur, und die Natur des folgenden Krieges vor Augen; auch sagt Khevenhiller [1]): „wo er hinkommen, hat er so viel Contribution gezogen, daß er nicht allein das Kriegsvolk versammelt, sondern auch sich und die Seinigen reich gemacht und also der Erste gewesen, der diesen modum Krieg zu führen, ohne Entgeld des Herrn Beutel gefunden."

Zwischen den niedersächsischen Ständen und den beiden Feldherren Tilly und Wallenstein, kam es nunmehr zu umständlichen Verhandlungen. Jene klagten daß Tilly sie ungereizt überzogen, die Weser überschritten, in Hameln, Minden, Braunschweig und andern Orten arge Ausschweifungen geduldet und bei Allen, insbesondere auch bei den Dänen, die größte Besorgniß erweckt habe [2]). Doch erklärten sie am

1) Khevenh. 802.

2) Belli Lorb. 939. Khev. 837.

12ten November 1625: wenn Tilly Niedersachsen verlasse, allen Schaden ersetze und Bürgschaft leiste daß niemand an weltlichen und geistlichen Rechten beschwert werde, wolle der Kreis das Kriegsvolk entlassen und auch den König von Dänemark dazu vermögen. Tilly antwortete: er sey erst nach Niedersachsen gekommen, als dazu hinreichender Grund vorhanden gewesen und habe nichts gegen den Religionsfrieden gethan [1]). Wenn der Kreis mit Entwaffnung des Kriegsvolks den Anfang mache, alle fernern Werbungen einstelle, Mansfeld vertreibe, keinem Feinde den Durchzug verstatte und die Kriegskosten ersetze, sollten die kaiserlichen Heere abgeführt und der Kirchen- und Reichsfrieden gehalten werden. Nach langem Hin- und herhandeln, abnehmen und zusetzen, lautete der am 25sten Februar 1626 von den Ständen gemachte Vorschlag [2]):

„Erstens, die Heere werden gleichzeitig und in gleichen Abtheilungen entlassen; denn ob wir auch in kaiserliche Majestät kein Mißtrauen setzen, ist doch bei den hohen Officieren keine Parition oder Vollziehung.

Zweitens, wir wollen gegen den Kaiser und Reich

---

1) Adlzreiter 188. Londorp acta publ. I, 1186, 1253.

2) Bell. 943. Th. eur. 909. Khevenh. 864, 875. Lotich. 441. Schmidt IX, 270.

nichts Feindliches vornehmen, sondern in dessen Devotion verbleiben, den Mansfeld fortschaffen und bei etwanigen Verbindungen uns in den Schranken der Reichsgrundgesetze halten. Dagegen wird das kaiserliche Heer den Kreis verlassen, alles in Beschlag Genommene herausgegeben, die kirchliche und weltliche Freiheit unverletzt erhalten, etwaniger Streit in friedlichem Wege beseitigt, und Liga wie Gegenliga aufgelöset."

Tilly wies diese Vorschläge mit der Erklärung zurück: er könne über Abdankung seines Heeres, Auflösung der Liga, religiöse und politische Rechte nichts entscheiden; sondern nur einen Kriegsvertrag schließen, — der dann freilich keinen einzigen Grund des ganzen Streites gehoben, wohl aber die Stände entwaffnet hätte. In ihrem letzten Schreiben vom 8ten März klagen diese laut: daß Tilly und Wallenstein überall mit Strafvollziehungen angefangen und, nachdem sie sich schon früher auf die genannten Punkte eingelassen hätten, itzt Mangel an Vollmacht vorschützten, um ihre Abneigung wider jeden billigen Frieden zu verdecken.

So begann der Krieg leider von neuem, aber nicht zum Vortheile der Protestanten. Wallenstein schlug den Grafen Mansfeld am 25sten April bei der dessauer Brücke und verfolgte ihn über Frankfurt

und Schlesien bis Ungern [1]). Im Begriff durch Bosnien nach Venedig zu gehn, um auch hier wider das Haus Oesterreich zu wirken, erkrankte er Ende Novembers in Rakau, zwischen Zara und Spalatro [2]). Es für unwürdig haltend dem nahen Tode unmännlich zu erliegen, ließ er sich sein bestes Kleid anziehen und gab stehend, in den Armen zweier seiner Officiere, den Geist auf. Schon fünf Monate früher, den 26sten Junius, erlag sein Genosse und Nebenbuhler [3]), der erst 27jährige Christian von Braunschweig, einer schweren Krankheit. Beider Männer Geschichte zeigt gleichmäßig die Größe ihrer Anlagen und die Auflösung der Zeit, welche eine solche Anwendung derselben möglich, oder gar nöthig machte. Auf jeden Fall war ihr Tod für den Kaiser ein sehr großer Gewinn. Denn zu den bereits angegebenen Kriegsgefahren gesellte sich in diesem Jahre ein großer Bauernaufstand in Oesterreich, herbeigeführt durch den argen Druck welchen die Baiern in dem ihnen pfandweise überlassenen Antheile ausübten [4]), und durch

1) Bell. 947. Th. eur. 929, 972. Khevenh. 1234. Richel. Mém. III, 197.

2) Andere schreiben Ratona, Raccan, Wrakowitz. Lotich. I, 484. Senkenberg IV, 470. Sirot Mém. I, 89.

3) Bell. 953. Aitzema I, 500.

4) Bell. II, 44. Pappus 47. Lotich. I, 458.

die Verfolgung der Protestanten, welche katholische Eiferer überall für pflichtmäßig hielten. König Christian IV und die niedersächsischen Stände hofften hiedurch Luft zu bekommen, als andere Ereignisse ungünstiger Art diese Hoffnung mehr denn zu Boden schlugen. Die Holländer mit welchen im December 1625 ein neues Bündniß geschlossen worden [1]), leisteten kaum mittelbare Hülfe, die Engländer sandten das versprochene Geld nicht (weshalb viele unbezahlte Söldner davonliefen), König Christian ward durch einen Fall mit dem Pferde eine Zeit lang außer Thätigkeit gesetzt, Landgraf Moritz von Hessen durch Tilly zu einem lästigen Vertrage gezwungen, und Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig im entscheidenden Augenblicke vermocht dem Bunde zu entsagen und auf die Seite des Kaisers zu treten [2]).

Unter solchen Verhältnissen erreichte Tilly das protestantische Heer am 27sten August 1626 bei Lutter am Barenberge. Ob es gleich durch starke Märsche und Mangel an Lebensmitteln ermattet [3]) und schwä-

---

1) Slange II, 269. Rusdorf I., 618, 665. Richel. III, 198, 232.

2) Spittler Geschichte von Hannover II, 430.

3) Th. eur. 932. Caraffa 263. Florus 108. Aitzema I, 552. Adlzreiter 149. Londorp act. publ. II, 1312.

cher als die ligistische war, stellte es doch König Christian in Schlachtordnung und begann den Kampf. Schon drang er mit seinen Dänen muthig bis zu dem Geschütze Tillys und viele Baiern wurden getödtet; da gerieth er in ungünstigere Oertlichkeit und das Kriegsglück wandte sich von ihm [1]). Aber erst nachdem er die Seinigen dreimal wieder in den Kampf geführt und alle Pflichten eines tapfern Feldherrn preiswürdig erfüllt hatte, mußte er die Wahlstatt räumen und verlor, nach Angabe der Sieger, an 4000 Todte und Gefangene [2]), während sie ihren Verlust nur auf 200 schätzten und höhere Wahrzeichen darin fanden, daß sie die Lutheraner bei Lutter und am Jahrestage der Kaiserwahl Ferdinands geschlagen hätten.

Entscheidend ward der Sieg aber nur dadurch, daß sich ein sächsischer Kreisstand nach dem andern mit dem Kaiser verglich, und der anfangs mit Eifer waffnende und wirkende König von Dänemark fast allein auf dem Schauplatze blieb. Furcht, Ungehorsam, Sorglosigkeit, Unwissenheit, Treulosigkeit [3]) (sagt ein Berichtserstatter) brachen überall hervor, und Christian verlor zuletzt auf allen Punkten, weil er seine Kräfte

---

1) Praecipitavit in loca iniquiora. Camer. epist. in Mosers Archiv VI, 93, 105.

2) Bell. II, 7. Khevenh. 1268. Lotich. I, 455.

3) Rusdorf II, 426, 429.

zu sehr zerstreut hatte. Innerhalb Deutschland trat dem Kaiser und der Liga niemand mehr entgegen, und es schien nur von ihnen abzuhängen wie weit sie den König von Dänemark in seine Erbstaaten verfolgen wollten. Auf jeden Fall würde Deutschland einen billigen Frieden mit höchstem Danke angenommen, ja sich einem harten geduldig unterworfen haben. Damit war aber den Feldherren, Befehlshabern und Söldnern gleich wenig gedient. Wallenstein und Tilly, überall eifersüchtig und argwöhnisch wider einander, schienen nur darin einig zu seyn Menschen und Güter als eine, schlechthin ihrer Willkür preisgegebene Beute zu betrachten. Pappus, ein kostnitzer Stiftsherr, welcher den unseligen Krieg mit Verstand und Gemüth beschrieben hat, sagt in Beziehung auf Wallenstein und dessen Heer [1]): ganz Deutschland ist ob der Bezahlung des Soldes zum Verkauf ausgestellt, und Sieger wie Besiegte, Freunde wie Feinde sind den Kriegern preisgegeben, damit sie nach Willkür erst nehmen, dann rauben, dann mit Foltern erpressen. Genug des Uebermuths findet sich bei ihnen wenn er auch keinen Lohn trägt, itzt wurden dafür gleichsam

1) Pappus 59. Aehnliches in Murrs Beiträgen 30, 36. Auch die Dänen hauseten, z. B. in der Mark Brandenburg, sehr arg und machten sich dadurch verhaßt. Cosmars Graf Schwarzenberg 47.

Preise ausgesetzt; denn nichts was Gewinn brachte galt mehr für unerlaubt, und die Feldherren und Vorgesetzten, die da zügeln sollten, gingen mit schlechtem Beispiele voran. Sie lebten auf eine so verschwenderische Weise daß selbst wahre Fürsten dadurch in Dürftigkeit versunken wären; und doch wollten jene trotz der wilden Vergeudung auch noch haben und besitzen, nicht bloß reich seyn, sondern auch bleiben. Indem sie alle Kriegssteuern und das Beste aus der Beute für sich hinwegnahmen, ließen sie den Söldnern bloß das übrig, was sich noch mit Gewalt erpressen ließ. So fing man an selbst das Leben der Einwohner den Söldnern als Sold anzuweisen, und mit Golde mußte man sich von den neuen Martern loskaufen, die Grausamkeit und Habsucht erfanden. Daher täglich neue Vorwände, neue Namen für die Frevel und (ein Hauptzeichen von Kriegselend) jene Schaffner, Commissarien, welche Schicksal, Gut und Leben Aller in ihrer Hand hatten, Soldaten und Einwohner gleichmäßig plünderten und betrogen, und gegen den allgemeinen Haß gesichert blieben, indem sie erklärten: das, was der gemeinste Raub war, gehöre zum Dienste des Kaisers, zum Wohle des Vaterlandes und zum allgemeinen Besten.

So schnell war die Mannszucht, welche Wallenstein im ersten Augenblicke für sich selbst als nützlich und nothwendig erkannt hatte, entwichen; sehn wir

itzt wie der Kaiser und seine Vertrauten in Beziehung auf Religion und Gesetzgebung wirkten und die gewonnene Uebermacht benutzten. An der Spitze seiner Beamten stand der Fürst Eggenberg, früher ein sehr schöner Mann, dann durch Gicht und Podagra arg mitgenommen. Man rühmt seine Fähigkeiten, Beredsamkeit, Scharfsinn; doch war es nur ein Staatsmann aus der italienischen Schule Machiavells, und bigotter Religionseifer galt ihm für die Religion selbst [1]). Fast noch grösseren Einfluß übte der jesuitische Beichtvater Lämmermann. Er hat (sagt ein wohlunterrichteter Schriftsteller) des Kaiser Herz ganz in seinen Händen; seine Rathschläge in geistlichen und weltlichen Dingen überwiegen alle andern [2]), an ihn wird alles und jedes gesandt und gewiesen; wer ihn zum Vorsprecher hat, führt am kaiserlichen Hofe sicher seine Angelegenheiten zum Ziele. Er und der Kardinal Caraffa, der Fürst Eggenberg und der Baron Wartenberg leiteten die Verfolgungen, welche in ununterbrochen steigendem Maaße seit 1623 die Protestanten in allen österreichischen Landschaften trafen. Zuvörderst wurden alle Büchersammlungen durchsucht, die angeblich ketzerischen Werke (auch die Bibeln) weggenommen, jesuitische Kollegien in Iglau,

---

1) Status regimin. Ferdin. I, 74.

2) 42, 71.

Znaim und andern Orten gestiftet [1]) und dem Orden die Universität Wien ganz überantwortet. Hierauf entfernte man allmälig alle protestantischen Beamten und Vormünder, verbot Erziehung der Kinder außer Landes und gemischte Ehen. Kein Protestant erhielt das Bürgerrecht mehr, keiner ward bei Handwerkern und Künstlern in die Lehre genommen, keiner durfte ein Testament machen. Am neunten September 1624 erging der Befehl [2]): alle protestantischen Prediger und Schullehrer sollten binnen acht Tagen abdanken und, bei Strafe an Leib, Gut und Leben, das Land verlassen. Endlich hieß es: wer bis Ostern 1626 nicht katholisch ist, muß auswandern! Alle Bitten, Vorstellungen, Bezugnahme auf Recht, Versprechungen, Urkunden, Majestätsbriefe und Religionsfrieden blieben ohne Erfolg [3]); allein aus Böhmen wanderten über 30,000 Familien (darunter 500 edle Geschlechter) aus, viele bettelarm, andere in ihren Gütern dadurch gefährdet, daß sie diese nur an Katholiken verkaufen durften, oder daß sie gar eingezogen wurden. Verzweiflung führte endlich zu furchtbaren Aufständen, die mit entsetzlicher Härte bestraft wur-

1) Khevenh. 1621, 490. Caraffa 176—178, 232, 235.

2) Bellus 849, 926. Lotichius I, 403. Decreta bei Caraffa 75, 79.

3) Histor. persecutionum 284. Woltmann 249.

den; und doch sagt Khevenhiller freudig und zufrieden [1]): alles sey dergestalt eingeleitet, daß kein Mensch mit anderem Zwange als — der Emigration zu der katholischen Religion angewiesen worden!

Aehnlicher Weise verfuhren die Spanier und Baiern in der Pfalz [2]), ja Max vernichtete sogar alle Rechte der Stände in den ihm zugewiesenen Theilen und nahm keine Rücksicht auf die Behauptung [3]): sie hätten, indem sie ihren Landesherrn Friedrich V beigestanden, nichts gethan als was treuen Unterthanen zieme. Auch hier mußten, als der Katholicismus mit Gewalt durchgesetzt wurde, Tausende auswandern, und die von allen Seiten herbeigezogenen und bereicherten Mönche und Jesuiten konnten den Verlust nicht ersetzen, das Land nicht wieder emporbringen.

Am 31sten Julius 1627, dem Tage des Ignatius Loyola, erging ein neues Gesetz für Böhmen, des Inhalts: der kaiserlichen Schuldigkeit gemäß und der Unterthanen Heil und Seligkeit halber, wofür Ferdinand Gott Rechenschaft ablegen muß, werden Geschäftsträger ernannt, welche alles Ernstes sorgen, daß jeder augenscheinlich zur katholischen Religion zu-

1) Khevenh. 496, 509, 770, 1111, 1472; Florus 138.

2) Struve pfälzische Kirchenhistorie 557—562.

3) Zschokke III, 243, 247, 251.

rückkehre [1]). Widerspenstige räumen binnen sechs Monaten das Land, und verkaufen oder überlassen ihre Güter an Katholiken. — Später verkürzte man diese Fristen (um alle Auswanderung unmöglich zu machen) auf 14 Tage und erzwang die Bekehrung durch Mittel aller Art, z. B. durch Einlagerung von Soldaten. Der Handel zwischen Steiermark, Kärnthen, Krain und Ungern ward verboten, damit aus diesem Lande keine Protestanten herüberkämen. Deren Kinder wurden ihren Verwandten mit Gewalt weggenommen und bei Katholiken untergebracht [2]), protestantischen Wittwen aber untersagt ihre Männer zu beerben. Taufen, trauen und begraben fand für Protestanten nicht mehr statt, ja man strafte jemand, weil er seinem Sohne den Namen Friedrich gegeben hatte. Wer verborgene lutherische Geistliche angab, erhielt Belohnungen: sie sollten gebunden nach Wien geliefert, an Ketten geschmiedet und zum Festungsbau verurtheilt werden [3]). In einem andern Befehle heißt es: die

---

1) Khevenh. 1483. Dumont V, 2. Urk. 278. Bell. II, 89.

2) Khevenh. 498 zu 1633. Decreta bei Caraffa 96, 112, 115. Historia Persecutionum 197, 306, 317, 373, 408. Mannert Geschichte von Baiern II, 170.

3) Waldau Geschichte der Protestanten in Oesterreich II, 303.

Prediger welche sich in Kärnthen und Krain noch blicken lassen, sollen als Kundschafter, Empörer und Verbrecher ohne Gnade und Verzug an den ersten besten Baum aufgehängt werden [1]). In der That erlitten viele die äußersten Mißhandlungen, sie wurden, laut einigen Berichten, geprügelt, gefoltert, selbst umgebracht.

Der Kardinal Clesel (welcher 1627 alle Besitzungen zurückerhielt und früher auch ein Eiferer war) erklärte itzt: diese Bekehrungsweise sey zu scharf, es gehe dabei Geld und Gut, Liebe und Treue der Unterthanen verloren, und dennoch gewinne man die Seelen nicht, weil die Ausgewanderten und ihre Nachkommen immerdar protestantisch blieben [2]). Besser die Leute ruhig und nur ohne öffentlichen Gottesdienst im Lande lassen, so würden dereinst alle Kinder katholisch und es finde in keiner Art Verlust statt. Viele andere Katholiken zürnten dem Kardinal Caraffa ob jener Maaßregeln, nannten ihn Friedensstörer und weissagten es werde daraus das größte Unheil entstehen. Dennoch beharrte der stolze Priester auf seiner verwerflichen Bahn und rechnet es sich zum Ruhme daß er den Kaiser, welcher mehre Male darüber in Sorgen gerathen sey, immer wieder vorwärts zu

1) Riccius 151. Caraffa 287. Hist. Persec. 172.

2) Khevenh. 1481.

treiben verstanden habe [1]). Und doch muß derselbe Kardinal Caraffa bekennen: so viel Anstrengungen, Sorgen und Beschwerden hätten fast gar keine Frucht getragen, und beinahe jeder wäre halsstarrig seinem Glauben treu geblieben; — was freilich damit zusammenhing daß man statt der protestantischen Geistlichen, beim Mangel katholischer Priester, entweder gar keine, oder unwissende und sittenlose Personen anstellte [2]).

Gleichzeitig fehlte es auch den katholischen Bewohnern Böhmens nicht an Gründen zu mancherlei Klage [3]). Die Herabsetzung der Münze z. B. auf ein Zehntel des alten Werths, führte zu Verwirrung, Verlust und Betrug; bei Bestätigung der Staatsrechte ward der Majestätsbrief ausdrücklich verworfen und Böhmen für ein Erbreich erklärt, so lange noch männliche oder weibliche Sprossen des österreichischen Hauses vorhanden wären.

Aber nicht bloß in des Kaisers Erbstaaten, sondern auch in allen übrigen Theilen Deutschlands zeigten sich die Folgen des Sieges bei Lutter. Protestantische Stände mußten jenem und nicht minder seinen Feldherren große Steuern zahlen, vorzugsweise die Einlagerung über-

---

1) Caraffa 137, 289.

2) Hist. Persecut. 192.

3) Ibid. 166. Dumont V, 2, Urk. 282. Schmidt IX, 224.

nehmen, sich Rechtssprüche über die Rückgabe geistlicher Güter gefallen lassen [1]); ja in mehreren Landschaften, z. B. in Jülich und Berg [2]), führte man den Katholicismus nach böhmischer Art gewaltsam ein und vom Religionsfrieden war nicht mehr die Rede.

Im August 1627 bot Kaiser Ferdinand dem Pfalzgrafen Friedrich die Aussöhnung an [3]), wenn er Abbitte leiste, sich seiner Gnade unterwerfe, den Herzog von Baiern als Churfürsten anerkenne, die Pfalz katholisch lasse und die Kriegskosten bezahle. Friedrich wollte sich die erste und, mit geringen Nebenbedingungen, auch die zweite Forderung gefallen lassen; an der Unmöglichkeit die letzte zu erfüllen, scheiterte jedoch nothwendig die, nur zum Scheine veranlaßte Unterhandlung. Churfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, der einzige welcher bis jetzt noch der Erhebung Maximilians von Baiern widersprochen hatte, mußte ihn (wie es hieß dem Kaiser zu Ehren und dem Frieden zum Besten) am 22sten Mai 1627 anerkennen [4]) und es für Gewinn halten, daß er hinzusetzen durfte: es geschehe unbeschadet der Reichsgesetze, der Wahl-

1) Caraffa 269. Lotichius I, 508. Adlzreiter 160.

2) Khevenh. 182.

3) Rusdorf II, 404. Lotich. I, 512. Adlzreiter 154.

4) Senkenberg IV, 539.

kapitulation, sowie der Rechte des Pfalzgrafen, seiner Kinder und Verwandten; auch wolle er nichts zum Behaupten jener Uebertragung der Churwürde thun. Dies hielt jedoch den Kaiser nicht ab im Mai des folgenden Jahres die, erst nur persönliche, Belehnung Maximilians auf seine und seines Vaters Wilhelm männliche Nachkommen auszudehnen und für die Räumung Oesterreichs ob der Ens, ihm die Oberpfalz und einen Theil der Niederpfalz zu überweisen. Schon im Jahre 1623 berechnete Maximilian dem Kaiser dreizehn Millionen Kriegskosten und zwei Millionen Zinsen, welche Ferdinand so wenig als Pfalzgraf Friedrich bezahlen konnte. Zeither war indeß Maximilian zweifelhaft gewesen, ob ein österreichisches oder pfälzisches Pfand ihm sicherer verbliebe; itzt ließ er sich auf Kosten seines Vetters befriedigen [1]), ohne für den Fall eines Wechsels der Verhältnisse seinen Ansprüchen an Oesterreich ganz zu entsagen. Während er dies seinerseits für die klügste Wendung hielt, meinte der Kaiser er sey noch schlauer: denn er bezahle mit fremdem Gute, erhalte das seine zurück und kette Maximilian für immer an seine Partei.

Wenn diese Umstellung der Rechte und des Besitzstandes im Hause der Wittelsbacher schon unge-

---

1) Adlzreiter 167. Mannert Gesch. von Baiern II, 162. Schmidt IX, 297.

meines Aufsehn machte, so war das Erstaunen und die Bestürzung noch weit größer als man vernahm daß, nach Verjagung eines uralten Geschlechts, ein böhmischer Edelmann in die Reihe deutscher Fürsten eintreten solle. Albert von Waldstein oder Wallenstein ward geboren in Prag den 14ten September 1583 und bezog, nachdem er auf der Schule zu Goldberg den ersten Unterricht genossen, die Universität Altorf. Hier gerieth er in mehre Händel und ward zuletzt weggewiesen [1]), weil er ohne irgend genügenden Grund seinen Burschen grausam mißhandelt hatte. Im Jahre 1606 bereiste er Holland, England, Frankreich, Italien und lag in Padua unter Anderem lange der Sterndeuterei ob, welche in späteren Lebensverhältnissen nicht selten seine Entschlüsse da bestimmte, wo er unbefangen den Einsichten seines Geistes und den Fügungen Gottes hätte vertrauen sollen. Auch den Umstand, daß er als Edelknabe am Hofe des Markgrafen von Burgau aus einem Fenster hinabstürzte ohne Schaden zu nehmen, betrachtete er als einen höhern Fingerzeig, er sey zu großen Dingen bestimmt [2]) und trat deshalb, den protestantischen Glauben verlassend, zum katholischen über. Nicht ohne

1) Wagenseil exercitat. 204. Historisch diplomatisches Magazin I, 223. Murr Beiträge 127, 300 – 306.

2) Herchenhahn Leben Wallensteins I, 6.

Hinsicht auf weltliche Mittel und Zwecke heirathete er eine alte, sehr reiche Wittwe aus dem Geschlechte der Wickow [1]), die aber seine Gesundheit fast zu Grunde richtete, indem sie ihn durch einen Liebestrank fester an sich zu ketten suchte. In mehren Feldzügen gegen die Venetianer unter Ferdinand, gegen die Ungern unter Thurn zeichnete er sich sehr aus, erweckte des Kaisers Aufmerksamkeit und erwarb die Freundschaft des, bei diesem viel geltenden Grafen Harrach in so hohem Grade, daß er (nachdem Wallensteins erste Gemahlinn gestorben war) ihm seine Tochter zur Ehe gab. Vergebens suchten ihn die Böhmen auf ihre Seite zu ziehn [2]), er führte ein Regiment in der Schlacht auf dem weißen Berge und ward nachher Befehlshaber in Prag. Sein, durch zwei ungemein reiche Frauen schon sehr großes Vermögen erhöhte er außerordentlich, indem er gar viel eingezogene Güter für Spottpreise kaufte und sie oben-

1) Galeazzo Priorato vita di Walst. 9, 18. Bougeant I, 176.

2) In einem Briefe vom 12ten Mai 1619 aus Prag heißt es: le Comte de Walstein qui s'est enfui avec une somme considerable d'argent, et à taché de débaucher la gendarmerie du Comté, a été déclaré publiquement poltron et larron. Carleton Mémoir. III, 93. Ist diese Nachricht gegründet und von welchem Wallenstein ist die Rede?

ein mit der damaligen Nothmünze bezahlte [1]), die ⅞ Kupfer und nur ⅛ Silber enthielt, nachmals aber zum Verderben der Empfänger und Inhaber verrufen ward. Durch diese mehr als fürstlichen Mittel unterstützt brachte er, als ihm der Kaiser zum ersten Male den Oberbefehl anvertraute, ein großes Heer zusammen, wußte aber auf Deutschlands Kosten bald die Auslagen so zu ersetzen, daß sein Hof nachmals (während er sich einfach kleidete und mäßig lebte) alle fürstlichen, ja manche königlichen seiner Zeit übertraf [2]). Reichsgrafen und Barone dienten ihm als Kammerherrn, 6000 Pferde standen in seinen Ställen, einige Millionen baares Geld lagen in seinem Schatze, und doch hatte er über zehn Millionen verschenkt. Er sprach wenig und war immer ernst, denn Herablassung vernichte das Ansehn und löse den nothwendig strengen Gehorsam auf. Gemäßigte, zufriedene Gemüther hielt er für schwach; nur das Kühne, Ungezähmte machte auf ihn Eindruck, Verwegenheit schien ihm oft die Weisheit zu ersetzen [3]) und den Ehrgeiz nannte er die Leuchte, welche allen großen Handlungen voraufgehe. Um der Religion willen liebte und haßte er niemand und die, damals

1) Siri Mém. VIII, 54. Richel. Mém. VIII, 102.

2) Riccius 547. Gualdo 133.

3) Pappus 41. Gualdo Prior. 29, 67, 167—169, 218.

für so ungemein wichtig gehaltenen, Verschiedenheiten der Bekenntnisse waren ihm gleichgültig. Auf Empfehlungen und Vorbitten nahm er selten Rücksicht, aber jeder Tapfere fand bei ihm günstige Aufnahme, und mit großem Scharfsinn wußte er Personen und Dinge zu beurtheilen und zu benutzen [1]), sofern sterndeutender Aberglaube ihn nicht irre führte. Seine Belohnungen und Strafen überstiegen oft das richtige Maaß, dort um anzureizen, hier um abzuschrecken. Wenn er aber einen Bedienten hängen ließ, weil er ihn zu früh weckte, und Edelleute vom Heere schimpflich wegjagte, weil sie ohne Stiefeln erschienen; so offenbart sich darin nur die rohe Leidenschaft eines eigenliebigen Gemüths, weshalb der Herzog von Grammont (seine Feldherrneigenschaften sonst anerkennend) von ihm sagt [2]): er war stolz und anmaaßend über alle Begriffe, schnell zum Zorne, unversöhnlich im Hasse, grausam in der Rache. Wallenstein setzte etwas darin sich auffallend, überraschend, geheimnißvoll zu benehmen, als habe sein Thun überall höheren Grund und Bedeutung; er wollte in jeglichem außerordentlich seyn: ein so erkünstelter, gemachter Vorsatz führt jedoch kaum in die Vorhöfe, vielweniger in das Allerheiligste der wahren Größe. Was bei Heinrich IV, Wilhelm von

1) Gualdo 167.

2) Grammont Mém. I, 15. Burgus 279.

Oranien und Wallensteins größerem Gegner, Gustav Adolf, aus dem unerschöpflichen Reichthum ihres Geistes und Herzens, wie ein klarer unversieglicher Quell hervorbricht, mit sich fortreißt, an sie kettet; ist ganz etwas anderes als das Eindruckmachen durch vereinzelte Mittel, als die lieblose Kraft, welche alles nur für selbstsüchtige Zwecke benutzt und eine Welt in Trümmern schlägt um in der Wüste sich einsam einen Thron zu erbauen.

Schon im Jahre 1623 hatte der Kaiser Wallenstein zum Herzoge von Friedland erhoben [1]; itzt erklärten seine Freunde: solche Belohnung sey für unermeßliche, unschätzbare Dienste viel zu gering. Um die Größe kaiserlicher Macht und Dankbarkeit zu zeigen und für immer von Aufruhr und Widersetzlichkeit abzuschrecken, solle Ferdinand seinem siegreichen Feldherrn das Land der abtrünnigen Herzöge von Mecklenburg überlassen. Diesem Vorschlage stellten Andere die erheblichsten Gründe gegenüber und sprachen: wenn wir auch die Frage umgehn wollen, ob Wallenstein wirklich im Kriege soviel als irgend möglich für den Kaiser gethan, und nicht vielmehr in Schlesien, Ungern und bei Verfolgung Mansfelds andere Rücksichten genommen, ob er also große Belohnungen verdient hat; kann doch die vorgeschlagene schlechthin nicht

1) Khevenh. 141 zu 1623; 1630 zu 1627.

für angemessen gelten. Denn die Herzöge von Mecklenburg gehören zu einem alten, mit vielen hohen Häusern verwandten Geschlechte, haben nicht mehr gefehlt als manche Andere und sind in der allgemein ertheilten Verzeihung mit begriffen. Sie itzt ungehört verdammen und alle Verwandte, Berechtigte und Mitbelehnte bei Seite schieben, wäre nicht bloß ungerecht, sondern würde auch Sachsen und Brandenburg beleidigen, Gustav Adolf (ihren Verwandten) zur Theilnahme an dem deutschen Kriege aufreizen, und allerwärts neue Unruhen und Gefahren herbeiziehen. Ueberdies hat sich Wallenstein verlauten lassen [1]: „man bedürfe keiner Churfürsten und Fürsten mehr, es solle wie in Spanien und Frankreich nur ein König seyn;" was, gleichwie sein Benehmen überhaupt, alle Stände unlustig, irre und kleinmüthig macht und den Vorwurf erzeugt, der Kaiser habe ihm mehr Macht verliehen, als die Wahlkapitulation erlaubt. In Wahrheit ist es auch unverständig einen Diener zu solcher Unabhängigkeit zu verhelfen, und wenn man jeden Feldherrn so belohnen wollte, würde bald das ganze römische Reich nicht dazu genügen.

Diesen Einreden gegenüber vergrößerten Wallensteins Freunde die Schuld der Herzöge, nannten seine Dankbarkeit gränzenlos und meinten: von den ohn-

---

1) Khev. 62—67, 703, 713, zu 1628.

mächtigen deutschen Fürsten, dem geschlagenen Könige von Dänemark und dem in Polen beschäftigten Gustav Adolf sey gar nichts zu besorgen. Gleichzeitig machte Wallenstein [1]), um Widersprüche der Liga abzulenken, den Vorschlag: man solle dem Grafen Tilly für allerhand Ansprüche das Fürstenthum Kalenberg geben; und der Herzog von Braunschweig mußte froh seyn, daß dieser sich vorläufig mit einigen Aemtern begnügte [2]). Vor allem aber wirkten einige Geistliche für Wallensteins Plane, denn er hatte ihnen die Herstellung der Kirchengüter und die Gründung neuer Stifter und Klöster in den ihm zufallenden Ländern versprochen. So belehnte dann der Kaiser ihn und seine Erben am ersten April 1628 mit Mecklenburg, wie es hieß zur Belohnung für geleistete Dienste und um sich des Landes besser zu versichern, endlich als Schadensersatz bis der große Aufwand Wallensteins völlig erstattet sey [3]). Auf Widersprüche, Rechtfertigungen und flehentliche Bitten der Herzöge und der Stände ward keine Rücksicht genommen; die letzten mußten huldigen, und wer nicht erschien, oder nach

1) Khevenh. 771. Senkenberg V, 63.

2) Um diese Zeit erhielt Wallenstein auch Sagan. Adlzreit. 169.

3) Dumont V, 2. Urk. 301. Th. eur. 1055. Meyern Londorp cont. II, 811; IV, 14.

Stralsund oder zu Gustav Adolf flüchtete, ward geächtet und sein Besitzthum in Beschlag genommen [1]).

Die Erhebung Wallensteins zu einem deutschen Herzoge änderte sein Verhältniß in manchen wesentlichen Punkten. Einerseits konnte er nur als kaiserlicher Oberfeldherr über die Gränzen Mecklenburgs hinausgreifen und in Wahrheit mehr Länder beherrschen; andererseits war ihm als Herzog ein unbedingtes Uebergewicht des Kaisers nicht mehr willkommen und die Nothwendigkeit einleuchtend, seine eigene Macht zu vergrößern, oder die Gunst mancher Nachbarn zu gewinnen. Diese doppelte Richtung erklärt sein weiteres Benehmen, insbesondere gegen Stralsund und Dänemark. Auf die Weigerung jener Stadt, Mannschaft einzunehmen, kam es zu einem Vertrage, wonach sie für die Befreiung 30,000 Thaler zahlen und den sogenannten Dänholm unter der Bedingung räumen solle [2]), daß daselbst keine neuen Schanzen angelegt würden. Als sich der Herzog nach Empfang des Geldes hieran nicht kehrte und die Stadt ringsum einschloß, besetzten die Stralsunder den Dänholm von

1) Landsberg 36, 38.

2) Neubur Gesch. des 30jährigen Krieges. Lotich. I, 559. Andere Forderungen an die Stadt, Atlas, Sammt, Seide, Gallaunen, Livreetuch, Boy u. s. w. zu liefern. Wallenst. Briefe I, 203. Zober 120.

neuem, trafen unter ihrem tüchtigem Bürgermeister Steinwig die ernstesten Vertheidigungsmaaßregeln und suchten Hülfe und Vermittelung in Brandenburg, Pommern, Lübeck, Dänemark und Schweden [1]), ja beim Kaiser selbst. Die beiden ersten Fürsten bemühten sich einen Vergleich zu bewirken, aber Wallensteins Forderungen waren so hart, daß man sie verwarf. Desto mehr Hoffnung schöpfte die Stadt, als ihre Abgeordneten am 10ten Junius 1628 ein kaiserliches Schreiben an Wallenstein zurückbrachten: er solle Stralsund mit Einlagerung verschonen und alles in Güte beilegen. Statt sich daran zu kehren, sprach er im höchsten Zorne: und wenn schon diese Festung mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, müßte sie doch herunter. Drohungen dieser Art erhöhten nur die Standhaftigkeit der Bürger, auch erhielten sie Geld aus Hamburg und Lübeck und schlossen (nachdem Dänemark anfangs einige Mannschaft geschickt hatte) den 25sten Junius mit Gustav Adolf einen Vertrag [2]), wonach sie sich auf 20 Jahre, jedoch unbeschadet der Reichsverbindung und der Reichspflichten, in seinen Schutz begaben. Sechshundert Schweden, welche die Stadt besoldete, kamen nach

1) Khevenh. 186, 197, 205.

2) Khevenh. 230. Th. eur. 1065. Neubur 158 und Vorrede 7.

Stralsund, jedoch nur zur Vertheidigung nicht zum Angriff, sofern dieser nicht nothwendig aus jener folge.

Die allergrößten Anstrengungen Wallensteins scheiterten an der bewunderswerthen Tapferkeit der Vertheidiger, mehre Stürme wurden abgeschlagen, und nachdem die Kaiserlichen durch das Schwert [1]), Hunger und Krankheiten 10,800 Fußgänger und 1200 Reiter bei der Belagerung verloren hatten, mußten sie diese am 24sten Julius (3ten August neuen Styls) 1628 aufheben. Wallenstein, meinten Viele, habe bei dem ganzen Unternehmen mehr an sich und die Vergrößerung seines Herzogthums, als an den kaiserlichen Dienst gedacht. Brandenburg und Pommern waren beleidigt, Schweden aufgereizt und verletzt, und den Hanseaten in der Mißhandlung einer verbündeten Stadt eine Weisung gegeben, was sie, selbst gegen den Willen des Kaisers, von einem kaiserlichen Feldherrn zu besorgen hätten. Stralsunds Widerstand ward als ein großartiges Vorbild, als eine heldenmüthige Aufopferung betrachtet; trat doch zu so vielem Leiden, selbst nach Aufheben der Belagerung, noch ein entsetzlicher Verlust hinzu: 300 Frauen, die sich nach Schweden geflüchtet hatten, ertranken sämmtlich auf der Rückfahrt [2])!

---

1) Khevenh. 205.

2) Neubur, die letzte Seite, desgl. Zober.

Gleichzeitig mit der Belagerung Stralsunds dauerte der Krieg gegen Dänemark fort. Der Kaiser ließ den Hanseaten vorstellen: sie sollten sich mit seiner Hülfe von dem Alleinhandel der Engländer und dem Sundzolle der Dänen befreien [1]; aber sie wollten aus zureichenden Gründen weder auf Krieg eingehn, noch Rüstungen in ihren Häfen gestatten, noch Besatzungen einnehmen. Ob nun gleich diese Weigerungen dem Könige von Dänemark mittelbaren Vortheil brachten, er im Bunde mit England, Holland und Schweden war und seine Flotte das Meer beherrschte, verlor er doch allmählig gegen Tilly und Wallenstein ganz Schleswig und Holstein, und Ferdinand forderte von dem Entmuthigten, Holstein, Schleswig, Ditmarsen, Jütland (dies angeblich für Sachsen, um es wegen anderer Eingriffe zu beruhigen), ferner die Bezahlung der Kriegskosten und die Sperrung des Sundes für Oesterreichs Feinde [2]). Mehre Gründe trafen aber allmählig zusammen, diese Forderungen herabzustimmen. Erstens dachte Christian, bei der Unmöglichkeit

1) Piasec. 398.

2) Khevenh. 210. Richel. Mém. IV, 428; V, 110. Wallenstein hätte gern die Schweden mit in den Krieg gegen Dänemark verwickelt (Briefe I, 145), oder den Kaiser zum König von Dänemark erwählen lassen. (I, 162, 168).

sie zu bewilligen, auf den hartnäckigsten Widerstand; zweitens ersuchten die Churfürsten den Kaiser einen billigen Frieden zu schließen [1]); drittens wünschten ihn Ferdinand und der König von Spanien ihrer italienischen Fehden halber; endlich beförderte ihn Wallenstein, weil sein Heer sehr zusammengeschmolzen und keine Flotte zur Hand war, weil er den König von Dänemark ganz von den Herzogen von Mecklenburg trennen [2]) und auf jeden Fall diesen Krieg beenden wollte, bevor etwa von Schweden eine neue Gefahr hereinbräche. Nach langen Verhandlungen (von denen schwedische Gesandten auf Wallensteins Betrieb und gegen den Willen der übrigen Bevollmächtigten unhöflich ausgeschlossen wurden) kam am 6ten Junius 1629 in Lübeck der Friede mit Dänemark zu Stande [3]). Vermöge desselben entsagte der König allen deutschen Bündnissen, wodurch auch Mecklenburg preis gegeben war, sowie allen Ansprüchen auf deutsche Stifter und dem Amte eines niedersächsischen Kreisobersten; verlor dagegen nichts von seinen angestammten Ländern.

Deutschland schien itzt nach allen Seiten hin unterjocht und dem Kaiser freie Hand gegeben für den italienischen Krieg, welcher über die Frage ent-

1) Geschichte der Ligue 234.

2) Pappus 62. Schmidt IX, 306.

3) Florus 238.

stand: wer nach dem Tode des kinderlosen Herzog Vincenz II von Mantua (er starb im December 1627) das nächste Recht auf sein Erbe habe. Wir werden von diesem Kriege, in welchem Frankreich auf Richelieus Betrieb nicht ohne gegründete Veranlassung eine Hauptrolle übernahm, umständlicher in der französischen Geschichte sprechen und bemerken hier nur, daß Wallensteins und Tillys Widerspruch gegen denselben, sich nicht sowohl auf die Rechtmäßigkeit als auf die Rathsamkeit bezog [1]), durch den Einfluß des spanischen Gesandten aber unberücksichtigt blieb. Im Mai 1629 zogen 20,000 Mann unter Colalto, Gallas, Altringer und Andere nach der Lombardei hinab, und brachten diesem gesegneten Lande sogleich im vollem Maaße alle Gräuel und Frevel des Krieges. Erzherzog Leopold, des Kaisers eigener Bruder, schrieb ihm deshalb [2]): „Kaiserliche Majestät können nicht glauben wie das Volk im Durchzuge hauset. Ohne Schaden mag es nicht abgehn, aber brennen, die Weiber schänden, die Leute todt schlagen, Ohren und Nasen abschneiden, Fenster und Oefen einschlagen, anderer Martern und Freveleien zu geschweigen, das abzustellen ist den Officieren gar wohl möglich. Aber freilich, manche von diesen welche noch vor kurzem

1) Richel. Mém. V, 377, 414. Histor. Taschenb. I, 104.
2) Khevenh. 786.

schlecht einherzogen, haben aus der armen Leute Schweiß und Blut ihre Beutel gespickt, und einzelne, (nicht von Feinden, sondern meist von Freunden und guten Katholiken) drei bis viermalhunderttausend Gulden expreßt." — Bei der Eroberung Mantuas am 18ten Julius 1630 verübten die Sieger so entsetzliche Gräuel aller Art [1]), daß der Name der Deutschen und insbesondere der Oesterreicher allen zum Abscheu, und selbst der Papst ihnen feind wurde.

Wenn nun schon Frevel der Menge mit Recht auch denen zur Last gelegt werden, welche die Pflicht haben sie zu verhindern, so muß Uebermuth in den höchsten Kreisen, wo Mäßigung und Weisheit herrschen soll, als noch unheilbringender und verderblicher bezeichnet werden. Erst trat Oesterreich nur auf wider offene Feinde, wandte sich hiernächst gegen Verdächtige, drückte dann Parteilose, und verletzte endlich rücksichtlos selbst treue Freunde [2]). Daher die Mißhandlungen Brandenburgs und Pommerns, die schroffen Entscheidungen über hessische und braunschweigsche

1) Detestatio nominis Germanici. Adlzreit. 214. Th. eur. 99. Senkenberg V, 213. Vassor Hist. de Louis XIII, III, 473. Die frevelnden Sieger wurden großentheils von der Pest ergriffen und kamen um. Sirot Mém. I, 170, 174.

2) Richel. Mém. V, 121.

Streitigkeiten, das Benehmen hinsichtlich mehrer Bischofswahlen —, und zu allem gab meist die Religion wie den Vorwand, so die angebliche Rechtfertigung. Insbesondere wurden die Klagen wider die Protestanten täglich lauter und heftiger: sie haben, (so sprach man) gegen den klaren Buchstaben und Sinn des Religionsfriedens, seit dem passauer Vertrage eingezogen die Erzbisthümer Magdeburg, Bremen und Riga, die Bisthümer Merseburg, Meißen, Brandenburg, Naumburg, Havelberg, Lebus, Schleswig, Camin, Schwerin, Ratzeburg, Lübeck, Halberstadt, Verden, Osnabrück und Minden [1]), ferner viele Abteien, Stifter und Klöster. Recht und Pflicht gebieten jetzt, in Zeiten der Ueberlegenheit das zurückzufordern und zurückzunehmen, was bisher nur aus Furcht und Ohnmacht in gottlosen Händen gelassen ward. In diesem Sinne vernichtete der Papst die Wahl eines Prinzen von Dänemark für Bremen, sowie die eines Prinzen von Sachsen für Magdeburg, und der Kaiser fügte außer den angedeuteten Gründen hinzu [2]): ihm gebühre das Land für die Kosten, welche er zum Schutze desselben habe verwenden müs-

1) Adami de pace westphalica 10. Khevenh. 430. Adlzreit. 184.

2) Decreta bei Caraffa 28. Th. eur. 1082. Khevenh. 530.

sen. Der Churfürst von Sachsen zürnte hierüber sehr und erklärte, geschehene Wahlen ließen sich keineswegs vernichten; aber ohne Rücksicht auf seine und Anderer Widersprüche, wurden Bremen, Magdeburg und Halberstadt an Leopold, den Sohn des Kaisers, übertragen [1]), obgleich derselbe bereits Bischof von Passau und Straßburg, und Abt von Hirschfeld war. Die Vereinigung so vieler Kirchenstaaten in der Hand Oesterreichs erschien selbst manchen katholischen Fürsten sehr bedenklich, dennoch baten die Eifrigern [2]), besonders die geistlichen Churfürsten schon 1627 den Kaiser um ein Gesetz über die Rückgabe aller, von den Protestanten seit 1552 eingezogenen Güter und Lämmermann behauptete gleich andern Jesuiten: nur auf diese Weise könne man die Liga entschädigen und alle Katholiken an Oesterreich ketten [3]). Nicht minder war der päpstliche Nuntius unermüdlich, kirchliche und politische Gründe dafür aufzustellen. Doch wurden keineswegs Alle dadurch geschreckt oder geblendet, sondern Graf Colalto z. B. gab darüber am 14ten December 1628 ein Gutachten ab, worin er sagte: „meines Erachtens ist das Edikt zwar gut, aber darauf

1) Adlzreit. 190. Mauvillon vie de Gustave Ad. II, 270.

2) Besonders trieben Mainz und Köln. Feuquieres Mém. I, 141.

3) Schmidt IX, 289.

zu exequiren lasse ich Euer Majestät selbst erwägen, ob nicht große Widerwärtigkeit, ja gar ein Religionskrieg sich daraus erregen könne. Denn niemand wird sagen daß solches, wie das Edikt lautet, von ihm sey entzogen worden, sondern werden viel Exceptirens dawider einwenden. Da man nun aber darauf excepirte [1]), würde jedermann beklagen: man hätte, ohne geurtelte und genugsame Ursachen, sie desjenigen was sie vor dem passauer Vertrage gehabt, entsetzt und es ihnen mit Gewalt entzogen. Da sie doch allezeit erbötig gewesen, was beweislich oder ihnen mit Recht nicht gebührt, oder sie wider den Religionsfrieden nach dem passauer Vertrage an sich gebracht, wieder zu erstatten: daß also im Reiche leicht ein Religionskrieg entstehen möchte." — Gutachten dieser Art wurden aber durch Baierns listige Rathschläge entkräftet [2]): man möge erst beitreiben was nach dem Religionsfrieden genommen worden, hernach bleibe es unbenommen auch das Frühere einzuziehen. Die Calvinisten solle man nicht nennen, aber das Gesetz so fassen, daß sie dadurch verdammt würden.

Ob nun gleich alle protestantischen Stände, ja selbst die Mehrheit der Katholiken diesem Plane widersprachen, erließ der Kaiser dennoch am 6ten März 1629

1) Khevenh. 184.

2) Adami 13. Senkenberg V, 2—3.

das sogenannte Restitutionsedikt [1]), welches mehr als alle bisher erzählten einzelnen Maaßregeln dahin wirkte, den unseligen Krieg noch um zwanzig Jahre zu verlängern. Es setzte im Wesentlichen fest:

Erstens: geistliche Stifter, Kirchen, Klöster u. s. w. dürfen, wenn sie auch dem Kaiser und Reiche nicht unmittelbar unterworfen sind, doch nie von protestantischen Obrigkeiten eingezogen, oder zu andern Zwecken verwandt, oder Protestanten eingeräumt werden. Die Auslegung, daß nach dem Religionsfrieden nur reichsunmittelbare Stände unangetastet bleiben sollen, ist irrig.

Zweitens: die Protestanten haben die Bestimmungen über den geistlichen Vorbehalt häufig verletzt, der Kaiser ist aber um so mehr verpflichtet streng auf dessen Vollziehung zu halten, da sie sich dem Ausspruche Ferdinands I unterworfen haben, und ungeachtet ihrer Einreden nie andere Beschlüsse gefaßt worden sind.

Drittens: nach dem Religionsfrieden darf keinesweges jeder Unterthan frei ein Bekenntniß erwählen, sondern die Obrigkeit entscheidet über die Religion des Landes und nur das Wegziehen ist jenen aus Billigkeit nachgelassen worden. Dies ist um so klarer, da

1) Lehmann de pace religiosa III, 1282. Khevenh. 438. Th. eur. 10.

auch protestantische Obrigkeiten sich für berechtigt halten die Katholiken fortzuschicken. Zu den Obrigkeiten und Ständen hat man, nach langem Berathen und Streiten, Reichsstädte und Reichsritterschaft, aber nicht geringere Personen gezählt.

Viertens: alle die sich nicht zur augsburgischen Confession bekennen, sind vom Religionsfrieden ausgeschlossen.

Fünftens: hienach soll jeder sich achten, das Kammergericht sprechen, und alles widerrechtlich in Besitz Genommene herausgegeben werden.

Gegen dies Edikt erhoben alle Protestanten die lautesten Klagen: es sey weder als Urtheil, noch als Gesetz in gehöriger Form berathen, entworfen, erlassen [1]). Der Kaiser dürfe den Religionsfrieden nicht eigenmächtig deuten, den von den Protestanten immerdar verworfenen geistlichen Vorbehalt nicht als unbedingte Vorschrift geltend machen, nicht jede weitere Entwickelung hemmen und am wenigsten, statt die allein erlaubten gütlichen Mittel anzuwenden, mit gewaltsamer Vollziehung den Anfang machen. Ohne irdisches Gut könne die neue Kirche nicht bestehen und es sey ungegründet, daß alle Stiftungen lediglich nur für die katholische Form gälten. Das Reformationsrecht der Protestanten in Hinsicht auf mittelbare Stif-

---

1) Th. eur. 134 zu 1630.

ter und Güter lasse sich nicht läugnen, und die Calvinisten, welche als Reichsstände anerkannt worden, dürfe der Kaiser nicht eigenmächtig verdammen und vom Religionsfrieden ausschließen.

Am ausführlichsten erklärte sich der Churfürst von Sachsen den 28sten April 1629, zum Theil aus den angeführten Gründen wider das Restitutionsedikt [1]. Ich trete, fuhr er fort, nicht gegen kaiserliche Rechte, Ansehn und Ruf auf, sondern für des kaiserlichen Hauses Hoheit und Würde, nach meinem Gewissen, für aller evangelischen Stände Wohlfahrt und in der Ueberzeugung, daß dies alles dem Kaiser mehr Schaden, als den Geistlichen Vortheil bringen wird. Keineswegs sind die Sachen so klar wie man vorgiebt; lang streitige Punkte des Religionsfriedens aber, während des Kriegs, einseitig und ohne Gehör, durch ein lediglich vom Kaiser ausgehendes Gesetz zu entscheiden, ist schlechthin unerhört und rechtswidrig. Auch haben der Kaiser und die Churfürsten, als ich jenem in seiner Noth wider die aufrührerischen Böhmen beistehn sollte, feierlich versprochen: es solle nie von einer Rückgabe der eingezogenen geistlichen Güter, oder von Verletzung der Religionsfreiheit die Rede seyn. Das Mittel ist schädlicher als die Krankheit, überscharf, voller Schwierigkeiten und Gefahren. Zu spät wird

1) Khevenh. 463.

der Kaiser es inne werden, wie übel es die mit ihm und seinem hohen Hause meinen, welche zu solchem Aeußersten Rath und That, Anlaß und Vorschub geben. Es wird entstehen größere Erbitterung, Widerwille, Zerrüttung und endliche Auflösung des römischen Reiches zu großem Frohlocken der fremden, feindlichen Mächte.

Der Kaiser antwortete: es sey von keinem neuen Gesetze, sondern nur von Anwendung eines alten die Rede, worüber er allein anordnen dürfe. Etwanige Zweifel habe man oft und genugsam erörtert, und politische Rücksicht auf mögliche Folgen, oder die Bemerkung, das Mittel sey ärger als das Uebel und dergleichen, hätten kein Gewicht vor dem kaiserlichen Eide, Gerechtigkeit streng zu handhaben: — doch machte man dem Churfürsten mit höflichen Worten Hoffnung, das Gesetz solle für Sachsen gar nicht zur Anwendung kommen; was denn doch entweder ungerecht gewesen wäre, oder lediglich auf politischen Rücksichten beruht hätte. — Anstatt nun bei Vollziehung eines so harten Gesetzes (wie es schon die Klugheit erforderte) Milde und Mäßigung zu zeigen, lautete die Anweisung für die vom Kaiser dazu beauftragten Personen sehr streng. Auf Verjährung z. B., Kauftitel, Berufung an den Reichstag, oder Anhängigkeit der Sache vor den Reichsgerichten ward keine Rücksicht genommen, jeder Widersetzliche mit Kriegsvolk

zum Gehorsam gezwungen [1]) und von ihm außer den herauszugebenden Gütern, auch noch der Werth aller davon gezogenen Früchte beigetrieben. In den kaiserlichen Erblanden mußte der protestantische Adel, hauptsächlich auf Betrieb der Jesuiten, trotz der einleuchtenden Gegengründe des Rechts, der Billigkeit und des Nutzens, katholisch werden oder auswandern; „derohalben (sagt Khevenhiller) die Vornehmsten und Reichsten wegzogen und die Länder an Adel, Geld und Credit arm ließen [2]).“ Wer protestantische Bücher las, Fasten oder andere Gebräuche verabsäumte, ward an Leib und Gut gestraft; wer zu protestantischem Gottesdienst auswärts ging, oder protestantische Prediger beherbergte, zum Lande hinausgejagt und aller seiner Güter beraubt. Ja die protestantischen Mütter, welche man zur Auswanderung zwang, sollten ihre Kinder zurücklassen damit sie katholisch erzogen würden [3]).

Ganz ähnlich verfuhren die kaiserlichen Beauftragten (besonders ihr nichtswürdiges, von Allen angeklagtes Haupt, Rudolf von Ossa) in anderen Län-

---

1) Londorp acta publ. IV, 1. Lotichius I, 623. Khevenh. 471.

2) Khevenh. V, 309, 528.

3) Khevenh. 550.

dern [1]): sie stellten den protestantischen Gottesdienst auch da ein, wo er, laut des Religionsfriedens unbezweifelt gehalten werden durfte, nahmen alle protestantischen Bücher, Bibeln, Kathechismen u. s. w. hinweg, ließen (um mehr zu schrecken) sogleich aller Orten Galgen errichten, und fügten zu den Grausamkeiten und dem Eigennutze noch Spott und Hohn. So antwortete der Vorsitzer des kaiserlichen Gerichts, Graf Fürstenberg [2]), auf die Klagen des brandenburgischen Kanzler Fritsch: man muß die Gelegenheit vorn bei den Haaren ergreifen, hinten ist sie kahl; und ein Anderer sagte: wenn die Protestanten achtzig Jahre im Besitz waren, so ist es billig daß die Katholiken jetzt eben so lange an die Reihe kommen. In Niedersachsen verlangte man Güter zurück, die das Haus Braunschweig über hundert Jahre besaß [3]), oder für gewisse Auslagen nach kaiserlichem Befehle erhalten hatte, oder was mehre Male von den Kaisern und zuletzt selbst von Ferdinand zu Lehn gegeben, ja was vom Papste schon vor der Reformation überwiesen worden. Besonders hart verfuhren die Beauftragten (um die Protestanten recht empfindlich zu verletzen)

1) Pappus 66. Khevenh. 505, 511 u. s. w.

2) Forstner de comit. Ratisbon. 32. Epist. in le Brets Magazin III, 630.

3) Spittler Hannover I, 462.

mit Augsburg [1]), verjagten wider Sinn und Buchstaben des Religionsfriedens die protestantischen Prediger und alle die nicht sogleich katholisch werden wollten. Die Stadt sank durch diese Auswanderungen, ungeheure Steuern und Tyranneien aller Art von der glänzendsten Höhe so hinab, daß sie sich nie wieder ganz hat erholen können. Lämmermann der Beichvater aber freute sich seines Werks, nannte sich stolz einen Fiskal Gottes und trieb immer wieder vorwärts, wenn man in Wien über die letzten Folgen solcher Maaßregeln bange ward [2]).

Von diesen kirchlichen Restitutionen fanden die Uebermächtigen und Uebermüthigen leicht einen Weg zu Strafen wegen politischer Vergehen. Wer unter Mansfeld, Baden, Braunschweig gedient, den Pfalzgrafen irgend unterstützt, dem Kaiser sich irgend abgeneigt bewiesen hatte, dessen Güter wurden eingezogen; die noch lebenden Aeltern mußten das Erbtheil für schuldig erklärter Kinder herausgeben [3]), ja wenn die Schuldigen bereits todt waren, verloren schuldlose Nachkommen und Erben alles Besitzthum, oder von Haus und Hof vertriebenen Wittwen gab man, gleich-

1) Th. eur. 28. Pufend. 22. Stetten II, 2, 25, 26, 42, 49, 161.

2) Spanheim 296.

3) Th. eur. 212.

sam zum Spott, zwanzig Gulden Zehrung auf den Weg. Die Klagen über diese unermeßlichen Güter-einziehungen stiegen aufs höchste, einzelne kaiserliche Beauftragte wurden von den Beeinträchtigten selbst erschlagen: im Ganzen aber bereicherten sich Feldherren, Officiere, Räthe, Schreiber, und auch Wallenstein wird als ein williger Vollzieher jener Verfügungen genannt [1]). Nachdem diese Harpyen des Hofes und Heeres [2]) (sagt ein Augenzeuge) erst in Böhmen, Mähren, Oesterreich alles mit ihren Berührungen verunreinigt, und unter dem Vorwande religiöser und politischer Vergehn, Unzählige geplündert und vertrieben hatten, drangen sie, ihre scheuslichen Schnäbel und Klauen schärfend, hervor, um auch des deutschen Reiches Schätze in ungesättigter Gier zu verschlingen.

Ueber die Beute, besonders die kirchliche, geriethen aber, wie es zu gehen pflegt, die Sieger in Streit. Selten wurden die ursprünglichen Eigenthümer wieder in Besitz gesetzt, vielmehr Unzähliges den Jesuiten geschenkt und Forderungen anderer Stifter, Orden und Klöster mit der Bemerkung zurückgewiesen: die Mönche hätten dem Christenthume wenig genützt [3]), die Klöster wären einmal erloschen, und Ver-

1) Pufend. 21. Adlzreit. 191.

2) Forstner de comit. Ratisbon. 29, 30.

3) Wolf II, 144.

gebung des itzt Gewonnenen hänge vom Papst oder vom Kaiser ab, dem ohnehin das Meiste für die Kriegskosten zugefallen sey. Daß dieser die größern Bisthümer an seine Familie zu bringen suchte, mißfiel, wie gesagt, selbst katholischen Fürsten und Prälaten, und die Liga, welche für ihren geleisteten Beistand gar viel zu bekommen gehofft [1]), sah sich unangenehm getäuscht. Vielleicht erklärte Baiern deswegen insgeheim: das Bundesheer solle dem Kaiser wider Frankreich nicht zu Gebote stehn [2]).

Die kaiserliche Macht erschien jedoch in diesem Augenblicke so überwiegend groß, daß Viele in Wien meinten: nach Bezwingung der Protestanten, müßten auch die Katholiken gehorchen [3]) und (nach den Worten des spanischen Gesandten, Grafen Ognate) den deutschen Bischöfen die langen Röcke verschnitten werden. Reichs- und Chur-Tage, welche die Kraft kaiserlicher Herrschaft nur minderten, sollte man so viel als möglich vermeiden, auch wäre schon zu viel ohne diese geschehen, als daß man Angelegenheiten zu ihrer Berathung und Entscheidung bringen dürfte. Andere hingegen sprachen: Haß und Argwohn ist durch das bisherige Benehmen so hoch gestiegen,

---

1) Mannert II, 166.

2) Richel. Mém. IV, 425.

3) Forstners Briefe in le Brets Magazin.

die Gefahr von fremden Mächten her so drohend und der Plan, des Kaisers Sohne die römische Königskrone zu verschaffen, so wichtig, daß man sich schlechterdings höflich benehmen, die Gemüther beschwichtigen und einen Reichstag berufen muß. Ferdinand, welcher durch denselben eher zu gewinnen hoffte, als zu verlieren fürchtete, entschied für die letzte Ansicht und berief die Stände nach Regensburg.

Am 7ten Junius 1630 hielt er seinen feierlichen Einzug in diese Stadt. Die Churfürsten von Mainz, Trier, Köln und Baiern waren gegenwärtig, wogegen die von Sachsen und Brandenburg nur Gesandte schickten [1]), theils weil Krieg, theils Mißvergnügen über das Restitutionsedikt sie abhielt. Ferdinands Schreiben: wofern sie nicht erscheinen würden, wolle er vor Gott und der Welt wegen künftigen Unheils und Elends entschuldigt seyn, änderten so wenig ihre, als Sachsens unterm 13ten Mai 1630 nochmals laut ausgesprochenen Klagen [2]), seine Beschlüsse. Bei Eröffnung des Reichstags erzählte der Kaiser den Gang der Ereignisse seit 1618, versicherte allen seine Friedensliebe, klagte über gescheiterte Friedensbemühungen und ersuchte endlich die Churfürsten und Stände: sie möchten die richtigsten und besten Friedensmittel auf-

1) Burgus 40. Khevenh. 1016.

2) Londorp acta publ. IV, 37.

finden, den Pfalzgrafen züchtigen, den rebellischen Holländern widerstehn, und die schwedischen und italienischen Angelegenheiten ordnen. Bevor hierauf eine amtliche Antwort erfolgte, erschienen lebhafte Gegenbemerkungen im Druck, ungefähr des Inhalts: neben dem, nur ganz allgemein ausgedrückten Friedenswunsche, geht nichts her als Drohen, Strafen und Kriegen. Das Reich soll Oesterreichs Oberherrschaft gründen und seine Privatstreitigkeiten ausfechten; denn Schweden und Dänen, Niederländer, Italiener und Franzosen haben Streit nicht mit Deutschland, sondern nur mit dem Kaiser, dessen Ehrsucht der einzige Kriegsgrund ist. Alles was sich für die anfängliche Vertheidigung sagen ließ, ist längst verschwunden, und Nothwehr in offenen Angriff übergegangen. Sollen aber die Stände Oesterreich aller Orten helfen, so müssen sie auch über Aushebungen, Steuern, Rechtsgang, Strafen, Führung aller Reichsangelegenheiten, gehört und ihr Gutachten berücksichtigt werden, was fast nirgends, so z. B. nicht bei der Sache des Pfalzgrafen, den kirchlichen Gesetzen u. s. w. geschehn ist, vor deren billiger Beendung und Abfassung kein Frieden im Reiche seyn wird. Mehr Einfluß als Stände und Räthe, haben die Jesuiten [1]) Lämmermann und

1) Khevenh. 1125.

Weingärtner, und von den Pflichten welche die Wahlkapitulation auflegt, ist gar nicht mehr die Rede.

So die offenen Gegner, während die feineren, geheimeren, (zu denen Khevenhiller gewiß Baiern und Frankreich rechnete) die Aufrechthaltung des Restitutionsedikts theils aus Eigennutz wünschten [1]), theils um den Kaiser mit allen Protestanten zu verfeinden. Auch behandelte Ferdinand dasselbe, ohne Rücksicht auf alle Einreden, als eine ganz abgemachte Sache, worüber gar nicht zu berathen und zu verhandeln sey [2]). Eine Vorstellung der Churfürsten enthielt deshalb vor Allem Klagen über Werbungen, Erpressungen, Hochmuth der kaiserlichen Feldherren; man möge das gute Vernehmen zu den fremden Mächten herstellen, die Herzoge von Mecklenburg, den Pfalzgrafen und so viele Vertriebene wo nicht ganz, doch zum Theil wieder in den verlornen Besitz setzen und die Gemüther beruhigen [3]). „Denn, (so heißt es weiter) der Dienst und die Ehre Gottes ist fast allenthalben nicht nur aus der Kirche, sondern auch aus den Augen und Herzen der Leute entwichen; dagegen haben Schande und Laster, so bei den alten frommen Deutschen nicht

1) Khevenh. 427, 1041.

2) Theat. eur. 213. Forstner comit. 31, 32.

3) Londorp Acta publ. IV, 53 — 59.

einmal bekannt gewesen, überhand genommen. Die Jugend ist in einem ruchlosen und verdammlichen Wesen, bös erzogen, und steht daher die liebe Nachkommenschaft in nicht geringer Gefahr. In dem Zeitlichen ist die löbliche und herrliche Harmonie des Oberhaupts und der Glieder dermaaß zerrüttet und aus seiner Ordnung gebracht, daß von dem uralten Glanze, so männiglichs Verwunderung und Schrecken dabei erschienen, wenig mehr als der bloße Name übrig."

Eine höflich beruhigende und einzelnes versprechende Antwort des Kaisers, führte so wenig weiter als nochmalige Schreiben der Churfürsten; wohl aber traten die gegenseitigen Zwecke deutlich ans Licht: nämlich Ferdinands, seinem Sohne die Königskrone zu verschaffen, und der Stände, die Entfernung Wallensteins und die Verringerung der kaiserlichen Heere durchzusetzen. Alle wollten übrigens (nach lauter Versicherung) den Frieden, aber die Protestanten mit Herstellung des vorigen und Sicherung des neuen Besitzstandes; die Katholiken nach Herausgabe der geistlichen Güter, Baiern mit Vorbehalt der gewonnenen Länder und der Churwürde, der Kaiser endlich ohne der allgemeinen Besteuerung, dem Heere und der höchsten Gewalt zu entsagen.

Um des jüngern Ferdinand Königswahl durchzutreiben, ging der, sonst so stolze Fürst Eggenberg

selbst zu den Churfürsten und ihren Gesandten [1]); aber Sachsen wollte sich vor Aufhebung des Restitutionsedikts und andern kirchlichen Beschränkungen auf nichts einlassen, Brandenburg drang auf die Rückgabe Mecklenburgs an die Herzoge, seine Verwandte; und zuletzt erklärten alle Churfürsten: der Zweck der Königswahl wäre vorher weder gebührend ausgesprochen, noch dieselbe hinreichend begründet worden, auch müßte sie in Frankfurt vorgenommen und jeder Schein der Uebereilung oder Gewalt vermieden werden. Hiezu kam daß Richelieus Abgesandter, der Kapuziner Joseph, geschickt dagegen wirkte, weshalb der Kaiser, als er seinen Plan scheitern sah, gesagt haben soll: der Pater habe sechs Churhüte in seine Kapuze gesteckt [2]). Gewiß hätte sich alles günstiger gewendet wenn Ferdinand den Vorschlag befolgt hätte, welchen der Kardinal Richelieu dem Fürsten Eggenberg zuschreibt [3]). Dieser wollte (bei steigender Verlegenheit) das Restitutionsedikt aufheben, den desfalsigen Haß auf die katholischen Churfürsten werfen, die Protestanten beruhigen, die Schweden abschrecken u. s. w. Allein der Kaiser blieb, obgleich die Feh-

1) Richel. Mém. VI, 285, 360. Forstner epist. l. c. Khev. 1145.

2) Le véritable Père Joseph. 317. Vassor III, 500.

3) Richel. Mém. VI, 360.

den in Italien noch nicht beseitigt waren und die Verhältnisse zu Schweden täglich bedenklicher wurden, auf dem zeither betretenen Wege.

Andererseits erhöhten sich die gerechten Klagen über Wallenstein und die Zuchtlosigkeit der Heere. Brandenburg, Pommern, Sachsen, Schwaben, Würtemberg, Hessen, Nürnberg und Andere mehr, überboten sich in Beschreibung des gräßlichen Zustandes und häuften einzelne, leider nicht zu bezweifelnde Beispiele und Erweise. Wallenstein [1]), (so heißt es in diesen Beschwerden) ein unruhiger, wilder Mann, hat ohne Befragung der Stände und wider die Gesetze einen ganz unumschränkten Oberbefehl in allen Theilen des Reichs erhalten und übt diese Macht als sey er, der bloße Edelmann, Herr der Fürsten und diese seine zinspflichtigen Diener. Nach Willkür wirbt er Mannschaft, lagert sie ein, schreibt Steuern aus, und bereichert sich und seine Anhänger auf nichtswürdige Weise. Von Recht, Gesetz, Ständen, bürgerlicher Obrigkeit, landesherrlicher Mitwirkung, Berathen und Beschließen ist nirgends mehr die Rede, und scheinbare Untersuchungen wider die Frevel, erhöhen nur den

---

2) Vir inquies et ferox. Ejus asperitas Suecicum bellum maturavit; justiusque fecit. Riccius 173, 191. Londorp contin. III, 164.

Zorn der Frevler [1]). Auf die gerechtesten Klagen über Erpressungen und unerträgliche Lasten, geben die Beamten spöttisch zur Antwort: der Kaiser wolle lieber daß seine Unterthanen arm, denn daß sie Rebellen seyen [2]); als ob der Gipfel des Elends nicht eben allem Gehorsam ein Ende mache und Aufruhr herbeiführe. Dem Herzoge von Würtemberg erwiederte man auf die Klage, daß 8000 Soldaten seine Länder seit langer Zeit zu Grunde richteten: sie würden so lange da bleiben, bis das Restitutionsedikt befolgt sey. Als sich die Bürger von Stargard über harten Druck beschwerten, befahl Conti: man solle sie bis aufs Hemde ausziehen [3]), damit sie rechten Grund zu Klagen hätten. Magistråte, die in Pommern nicht so viel zahlen konnten als man verlangte, wurden mit Prügeln zu den Fenstern hinausgetrieben, oder in enge furchtbar überheizte Zimmer ohne Speise und Trank eingesperrt, um von ihnen größere Bewilligungen zu erpressen. „Man entwaffnet (so lautet eine Stelle der langen pommerschen Klagschrift) die Unterthanen, schont weder Kirchen noch Gräber, beraubt den Herzog aller

1) Th. eur. 1061.

2) Forstner comit. 21. Pfanner 57. Piasec. 410, 417. Th. eur. 121.

3) Khevenh. 1052, 1063. Zober Geschichte von Stralsund 18.

Einnahmen, so daß er aus den ganzen Landeseinkünften keine fürstliche Tafel mehr halten kann [1]), wogegen jeder Rittmeister in seinem Quartiere mehr als fürstlich lebt, und noch große Summen hinwegsendet. Ferner verfahren die Soldaten tyrannischer und barbarischer Weise wider die armen Leute mit Schänden und Nothzüchtigen der Weiber und Jungfrauen, worunter auch sogar, mehr denn viehischer Weise, die todten Körper nicht verschont bleiben. Imgleichen wird mit Prügeln, Brennen und Plündern vorgeschritten, durch Entziehung nothdürftiger Lebensmittel die Bekümmerten in Leibes- und Seelengefahr gestürzt, oder gezwungen sich mit unnatürlichen Speisen, als Trâbern, Knospen von den Bäumen und Gras, auch ihrer eigenen Kinder und der Leichen Fleisch zu ersättigen. — Ackerwerkzeuge, Hausgeräth, Gebäude (so heißt es an einer andern Stelle) werden muthwillig zerschlagen, oder wie zu einem Lustfeuer verbrannt und bei dem Rauben und Plündern neuerfundene Martern angewandt, z. B.: die Hände mit härenen Stricken zusammengedreht, oder brennende Lunten darauf gesetzt [2]). Jungfrauen sind, um der Entehrung zu entgehen, aus den Fenstern gesprungen, alte kranke

1) Khevenh. 1048. Klagen des Churfürsten von Brandenburg. Cosmars Schwarzenberg 101.

2) Khevenh. 1061. Pufend. 21.

Mägde und Weiber bis zum Tode mißbraucht und die Leichen von den Hunden gefressen worden! So wird das Vaterland seit Jahren, obgleich keine Veranlassung, keine Ursach, kein Feind vorhanden ist, auf das Entsetzlichste zu Grunde gerichtet und keines Rechts, keines Mitleids, keiner Milde, ja nicht einmal daran gedacht, daß aus der höchsten Erbitterung endlich ein Wechsel des Glücks und der Sturz der Uebermüthigen hervorgehen könne. Und dies Alles geschieht unter der Führung, unter den Augen dessen, den man den größten Feldherrn, den christlichsten Vorkämpfer nennt, Wallensteins, welcher aber nicht wie jener heidnische Titus dem menschlichen Geschlechte zu Liebe und Freude, sondern zu Haß und Abscheu erschienen ist [1])!"

Vorstellungen von solcher Kraft und Wahrheit, unterstützt durch die eigene Erfahrung jedes Einzelnen, konnten nicht ohne Wirkung bleiben. Alle Stände, insbesondere die Churfürsten drangen auf Wallensteins Entfernung und auf Verminderung der Heere, und wenn auch Maximilian von Baiern nebst einigen andern, sowie der einwirkende Kardinal Richelieu, die Schwächung des Kaisers mitbezweckten, wurden doch die Meisten vorzugsweise von dem Gefühle für Recht und Ordnung angetrieben. Indeß fehlte es auch nicht

1) **Odium ac nausea generis humani. Pufend. 23.**

an Widersprechenden, welche äußerten: was man dem Feldherrn und den Heeren zur Last legt, liegt in der unabweislichen, unbezwinglichen Natur der Verhältnisse. Nur für das Recht und die Kirche führt der Kaiser Krieg in Deutschland und Italien, und die Klagenden sind selbst Schuld, wie an dem Ursprunge, so an der Verlängerung ihrer Leiden. Die Kriegsmacht in dem Augenblicke zu verringern, wo sich im Norden, Süden und Westen neue Ungewitter zusammenziehen, wäre sehr thöricht; es wäre undankbar, unverständig, ja gefährlich, den treusten Diener, den geschicktesten Feldherrn, mit einem Worte den schlechthin unersetzlichen Wallenstein zu entlassen. Könnte er nicht, wenn man ihn wider Vernunft, Billigkeit und Verdienst behandelt und an der Ehre kränkt, die mehr gilt als das Leben, als ein ohnehin zorniger Herr, Rache suchen, sich den Feinden Ferdinands zugesellen und das Kriegsvolk, welches mehr auf den Wink seiner Augen als auf anderer Gesetze und Befehle sieht, mit sich hinüberziehen? Einzelne Unbilden geschehn bei jedem Heere und können dem höchsten Feldherrn um so weniger zur Last gelegt werden, da er sie zu hindern und zu bestrafen sucht [1]); daß

1) Daß Wallenstein alles Ernstes, Willkür und Zuchtlosigkeit untersagte und bestrafte, hat keinen Zweifel; aber eben so wenig, daß er im Einzelnen diese Ord-

aber im Allgemeinen Druck und Klagen so groß sind rührt daher, daß Wallenstein ein Heer in Deutschland hielt, ein zweites nach Polen und ein drittes nach Italien senden sollte, vom Hofe aber weder Geld noch irgend ein Mittel empfing, Werbung, Bekleidung, Unterhalt und dergleichen zu bestreiten. Wie anders als auf Kosten der Länder ließ sich denn bei diesen Verhältnissen der Krieg führen, und geht nicht die Klage der Churfürsten im Wesentlichen keineswegs gegen den Herzog, sondern gegen den Kaiser? Weil sie aber diesen nicht unmittelbar anzugreifen wagen, setzen sie sich den Schwächern zum Ziel, werden aber zuletzt ohne Zweifel den Kaiser selbst treffen.

Ungeachtet dieser Darstellungen beharrten die Churfürsten und selbst einige Räthe Ferdinands bei ihrem Plane [1]; so daß (nach Khevenhillers Worten) „dieser endlich ungern und ohne Gutheißen, mit Protestation an allem hieraus entstehenden Unheil vor Gott und der Welt entschuldigt zu seyn, in die Abdankung Wallensteins gewilligt.“ Jetzt blieb noch die schwere Frage übrig: wie man diesen herben Beschluß

---

nung wollte, um die größern und allgemeinern Forderungen desto sicherer und schärfer durchzusetzen. Wallensteins Briefe I, 136, 158, 304. — Zober Geschichte von Stralsund 29, 98.

1) Khevenh. 1132.

dem stolzen übermächtigen Manne beibringen, und wie er ihn aufnehmen werde. Ein Wunder ists, sprachen Viele, daß der Kaiser den Churfürsten, ein noch größeres wenn der Herzog dem Kaiser gehorcht [1]). Zwei Männer, welche Wallenstein zeither am meisten schätzte, der Hofkanzler Graf Wartenberg und der Geheimerath Freiherr von Questenberg, wurden nach Memmingen abgesandt [2]) um ihn zur Niederlegung seiner Würden mit allen glimpflichen und guten Gründen zu bewegen, nebenbei aber der kaiserlichen Gnade zu versichern. Sie waren in großer Sorge wie sie die Sache am besten angreifen und führen sollten, fanden aber Wallenstein bereits unterrichtet und gegen ihre Erwartung sehr ruhig. Statt etwaniger Klagen und Widersprüche las er ihnen eine Schrift vor, worin seine, des Kaisers und des Churfürsten von Baiern Nativität gestellt war, und fügte hinzu: „ihr Herrn, aus den Sternen könnt ihr selbst sehen, daß ich euren Auftrag gewußt und daß des Churfürsten von Baiern Spiritus, des Kaisers seinen beherrscht. Daher kann ich diesem keine Schuld geben, nur thut es mir weh daß er sich meiner so wenig angenommen hat; doch will ich Gehorsam leisten.“ In einem besondern Schreiben bat er: der Kaiser möge ihn bei seinen Ländern und Leuten

---

1) Forstner Comit. Ratisb. 23.

2) Khevenh. 1133.

schützen und seinen Feinden weiter kein Gehör geben, oder ihnen Glauben beimessen [1]). — Ferdinand, so sprach er zu andern, ist von schlechten Rathgebern im gefährlichsten Zeitpunkte hintergangen, mit mir und meinem Heere wird ihm der rechte Arm abgeschnitten und seinen Feinden überall der Eingang eröffnet. Der Kardinal Richelieu, welcher durch den Pater Joseph lebhaft für Wallensteins Entfernung wirken ließ, theilte diese Ansicht [2]), hatte aber die kaiserlichen Räthe damit beruhigt, daß man den Herzog nach einigen Monaten wieder anstellen könne, und diesem vorgestellt, daß man ihn bald werde zurückholen müssen.

Auf jenes Gesuch Wallensteins seine Länder betreffend, äußerten die Churfürsten: in kaiserlichen Erblanden belegene Güter könne Ferdinand ihm lassen, aber der Reichsglieder und Fürstenthümer müßten sie sich annehmen, und wenn Mecklenburg nach den Reichsgesetzen nicht des Verbrechens beleidigter Majestät schuldig befunden würde, müsse Wallenstein das Land räumen. Sollte dieser die Churfürsten mit unter dem Namen seiner Feinde haben bezeichnen wollen [3]), so läugneten

---

1) Nach Riccius 191, 196, schrieb er dies dem Kaiser.

2) Le veritable pere Joseph 312. Succincte narration 292. Richelieu testament politique I, 27.

3) Khevenh. 1136. Th. eur. 199.

sie dieses keineswegs, sondern forderten vielmehr, daß er ungerecht Genommenes und Erpreßtes herausgebe und die Sachen wieder gut mache. Jetzt kam Ferdinand auf den Gedanken: die Mecklenburger sollten den Churfürsten von Sachsen bezahlen und dieser die Lausitz für Wallenstein herausgeben; aber alle widersprachen laut [1]), so daß dieser für jetzt im Besitze Mecklenburgs blieb und die Herzoge vom Kaiser in den Weg Rechtens verwiesen wurden.

Nachdem der gehaßte und gefürchtete Feldherr beseitigt war, traten andere Forderungen doppelt lebhaft hervor, so z. B.: das kaiserliche Heer solle vermindert, für Ordnung und Sold besser gesorgt, ohne ständische Beistimmung kein Krieg erhoben und keine Steuer ausgeschrieben werden. Der Kaiser bewilligte nach manchem Zweifel die erste Forderung, theils weil er die übrigen dadurch zu beseitigen hoffte, theils weil es an allen Mitteln fehlte die bisherige Zahl der Söldner auf die Dauer zu unterhalten [2]). 39,000 Kaiserliche und 30,000 Ligisten, alte, geübte, auserwählte Krieger, schienen auch mehr als hinlänglich allen etwa hervorbrechenden Feinden die Spitze zu bie-

---

1) Th. eur. 211. Adlzreit. 210. Wallenstein hielt den Besitz von österreichischen Erblanden für unsicher. Riehel. V, 414.

2) Adlzreit. 212. Pufend. 23.

ten. Ob jene beiden Hauptabtheilungen der Kriegsmacht einem Feldherrn unterzuordnen, oder von zweien zu befehligen wären; darüber gingen die Meinungen sehr auseinander, und während Einige das ganze Heer dem Churfürsten von Baiern übergeben wollten, bemerkten Andere: er sey schon itzt unbeliebt, hart, übermächtig, parteiisch [1]), verlange dieselben Vorrechte wie Wallenstein und wolle das Heer nur zum Besten des Reichs und nach der Meinung der Churfürsten, das heiße zuletzt nach seiner Willkür gebrauchen. Nie müsse der Kaiser, zu eigener Gefahr, einem Reichsstande und obenein aus dem, Oesterreich so oft feindlichen Hause der Wittelsbacher, dergestalt erheben. Besser die Liga, gleich der Union, abschaffen oder das Heer jener angemessen dem Kaiser unterordnen; denn wer Beutel und Schwert habe, sey Herr oder werde es. — Gern hätte Ferdinand diese Vorschläge angenommen, aber die Liga erklärte auf Maximilians Betrieb rund heraus: sie wolle ihr Heer für sich behalten und werde kein besetztes Land räumen, bevor sie wegen der Kriegskosten befriedigt oder gesichert sey [2]). Ein neuer Vorschlag: Ferdinands Sohn, den König von Ungern, an die Spitze zu stellen, mißfiel

1) Th. eur. 209. Richel. VI, 283.

2) Geschichte der Liga 276. Khevenh. 1145. Eichhorn Rechtsgesch. IV, §. 518.

den Churfürsten und so kam es denn endlich dahin, daß Tilly Anführer des ligistischen und kaiserlichen Heeres ward und Baierns Einfluß überwiegend blieb.

Die Beschlüsse Wallenstein zu entfernen und die Heere zu vermindern, hatten in ganz Deutschland allgemeine Freude verursacht, bald aber schieden sich Ansichten und Gesinnungen von Neuem. Ein Theil fand sich am Ziele: denn jeder Rebell sey bestraft, zur Unterdrückung neuer nicht zu besorgender Gefahren eine hinreichende Macht beisammen, das Uebergewicht gebührend auf Seiten des Kaisers und der katholischen Stände, und für die Religion mehr gewonnen als man vor zwölf Jahren, bei den wilden Ausbrüchen der Calvinisten, je hätte hoffen dürfen. Andere Katholiken freuten sich dieses Gewinns, meinten aber: durch jene Beschlüsse über Wallenstein und das Heer sey im Wesentlichen nichts gewonnen [1]), es gehe unter Tilly und seinen, oft unter sich uneinigen Mitfeldherrn nicht besser zu, und das Doppelheer des Kaisers und der Liga falle den übrigen, dem Bunde nicht einverleibten Ständen, nach wie vor auf arge Weise zur Last [2]). — Die meisten Protestanten sprachen: Alles, selbst die Hoffnung ist verloren. Denn während des Kaisers Feinde erschöpft, verschuldet, nur

1) Carve itiner. 78.

2) Gesch. der Liga 278.

auf sich bedacht, untereinander als Lutheraner und Calvinisten thöricht zerfallen, oder gegen alle Religion gleichgültig sind; darf er, in der Fülle unbesiegter Macht, Reichsfürsten wie Diener seines Hofes behandeln [1]), deren Daseyn nur von Laune und Willkür abhängt, und zu dem weltlichen Sultanat gesellt sich geistliche Verfolgungssucht der hochmüthigsten und grausamsten Art. Wer soll (nachdem mit dem Verluste bürgerlicher und kirchlicher Freiheit, aller Edelsinn, alle Kraft entwichen ist) wohl Widerstand versuchen? Ueber wen würde man sich vereinigen, wen nicht beargwöhnen, beneiden, preis geben. Oder welchen Fremden könnte man herbeirufen, daß er wie ein Herkules oder Amadis großmüthig die Welt durchziehe und sie befreie. Frankreich ist eifrig katholisch, Dänemark geschlagen, Schweden zu entfernt und von den Dänen beneidet, England mit sich selbst beschäftigt, Holland zu vorsichtig, die Türken übergefährlich oder nach Persien hingewendet.

Diesen Hoffnungslosen traten Andere, wenn auch die Minderzahl, gegenüber und sprachen: die kaiserlichen Heere sind bunt zusammengesetzt [2]), ohne Einheit des Vaterlandes und der Religion, zuchtlos und

1) Forstner epist. in le Bret IV, 290.

2) Heeresabtheilungen wurden sogar von Protestanten befehligt. Gesch. der Liga 223.

in der letzten Zeit durch Genuß und Lässigkeit erschlafft, Spanien nur ein Schatten früherer Macht, die Liga dem Kaiser abhold und die Macht der Protestanten mehr durch den äußersten Zwang niedergehalten, denn gebrochen und vernichtet. Unbillige Befehle, ungerechte Anklagen, eigennützige Gütereinziehungen, Willkür der Söldner, Geiz der Anführer, Hohn der kaiserlichen Beauftragten, unerschwingliche Lasten und Abgaben, Verjagung der alten Fürsten, Hochmuth und Anmaaßung der neuen, all diese die Menschen zu Boden drückenden Uebel müssen (indem sie über alles ertragbare Maaß hinaus steigen) zur Verzweiflung führen, welche Kraft, Muth und Willen wieder hervorruft und belebt. An Sachsen und der Hanse findet sich in Deutschland noch ein Kern ungebrochener Macht, Frankreichs Eifersucht auf Oesterreich zeigt sich täglich deutlicher, und seit Jahren wächst der Ruhm Gustav Adolfs, dieses nordischen Sternes, der Allen vorleuchten und Bahn machen wird für Freiheit, Frieden und Glück!

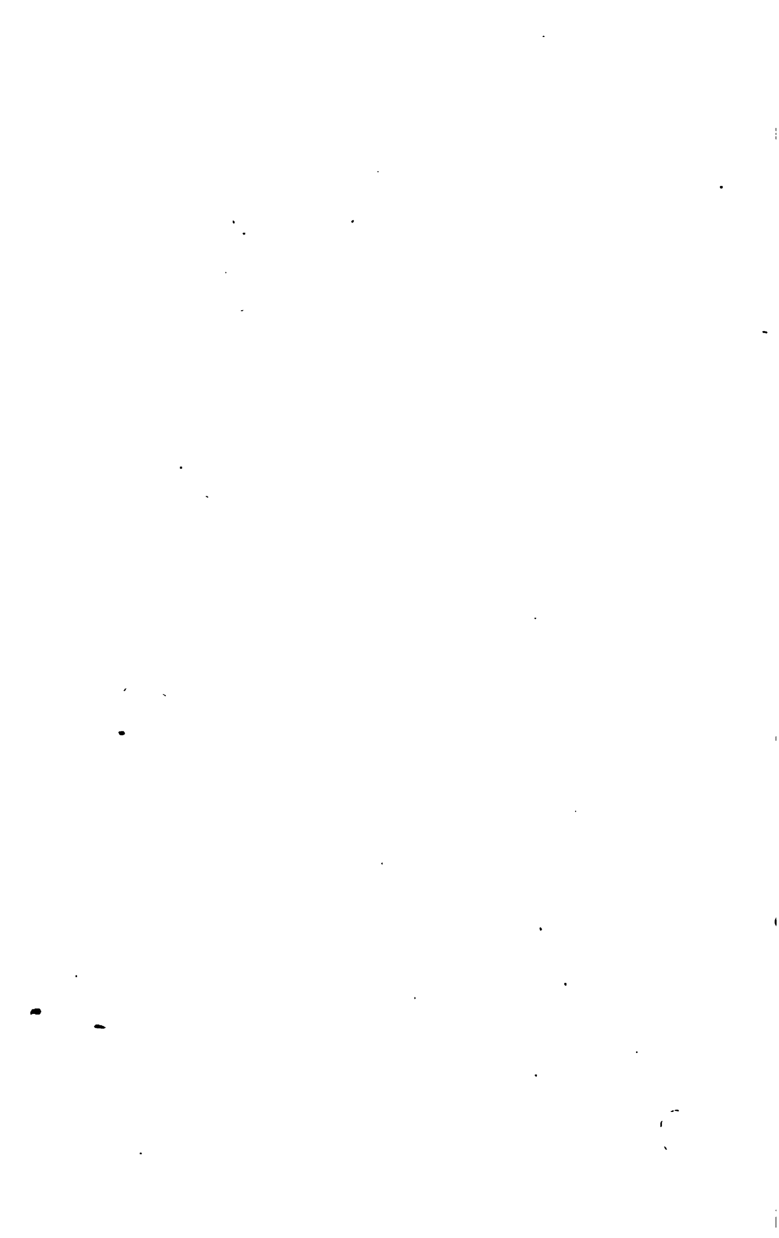
II.

Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit.

Eine Skizze.

Von

Johannes Voigt.



Es gibt im ganzen Gebiete der Geschichte kaum eine Zeit, die in Erweckung und Regsamkeit neuer Geisteskraft für die Schöpfung und Verwirklichung einer neuen Welt von Gedanken und Meinungen so anziehend und groß dastände als die erste Hälfte des Jahrhunderts, in welchem das neue Licht des Evangeliums wieder hell zu leuchten anfing; aber es gab auch keine Zeit, in welcher der Geist gegen den Geist, Kraft gegen Kraft, und Meinungen gegen Gedanken in so heftigem Kampfe lagen, und die Welt der Ideen und geistigen Bestrebungen durch die Außenwelt und die Gemeinheit des Lebens in aller Hinsicht mit solcher Gewalt beschränkt, niedergehalten und gedrückt wurde. Es soll hier nicht die Aufgabe gelten, zu zeigen, wie die Macht der Waffen unter Königen und Fürsten den Bau des alten Lebens aufrecht zu erhalten in Bewegung trat, oder wie der durch ein Jahrtausend befestigte und geheiligte alte Glaube durch

die Machtgebote und Satzungen der Kirche gestützt und gerettet werden mußte, um der siegreichen Kraft der neuen Gedankenwelt nicht völlig zu unterliegen, sondern es soll hier unser Ziel sein, den Leser in die stilleren Wirkungskreise der Gelehrtenwelt jener Zeit einzuführen, um an einigen Erscheinungen des Gelehrtenwesens zu zeigen, von welchen geringen und mangelhaften Ursprüngen die Schöpfung der neuen geistigen Welt begonnen, mit welchen Hemmungen und Hindernissen im ersten Wiederaufleben der Wissenschaft um Luther's und Melanchthon's Zeiten gekämpft werden mußte, wie wenig hie und da das äußere Leben dem neuerwachten geistigen Bestreben zu seinem schnellen und frischen Aufsluge entgegenbot, und wie selten nur da oder dort ein freundlicher Stern erschien, der die neuausgeworfene Saat zu ihrem Gedeihen erleuchtete und erwärmte; daneben aber auch, wie mächtig die Liebe den jugendlichen Geist in dem Kampfe mit den Hemmungen und Hindernissen stärkte, mit welchem feurigen Eifer die Kraft, die neu belebt erwachte, in allen Kreisen des Wissens und Erkennens auf neue Schöpfungen und Bestrebungen verwendet ward, und auf welche Weise die Schranken niedergeworfen und die Last erleichtert werden mußte, die das gemeine Leben mit seinen Nöthen und Bedürfnissen dem Geiste in seinem Streben nach Wahrheit und Erkenntniß entgegenlegte.

Das Leben und Treiben der Gelehrten jener Zeit, vom Anfange der Reformation bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, war von dem der heutigen Zeit in aller Hinsicht sehr verschieden, sowol in dem Geiste und Charakter ihres Wirkens und Strebens, als in den Verhältnissen ihrer Stellung zum Staate. Die allgemein religiöse und theologische Richtung der ganzen Zeit beherrschte und durchdrang alle Wissenschaften, die eine mehr, die andere minder; Alles war von dem Sturme aufgeregt, der, von Wittenberg ausgegangen, die ganze abendländische Welt in Bewegung setzte, und wenn auch nicht alle Gelehrten an dem großen Kampfe der Lehrmeinungen selbst mit Antheil nahmen, so blieb doch keiner gleichgültig und parteilos in der Sache der Kirche und des Evangeliums, und schon diese lebendige Theilnahme zog von selbst jeden Gelehrten mit seiner Wissenschaft in die ganze Richtung der Zeit hinein. So glaubte Erasmus Reinhold zu Wittenberg, einer der ersten Mathematiker dieser Zeit, die Mathematik nicht höher stellen zu können, als wenn er sie als „eine Zier der christlichen Lehre und Kirche" empfahl, und die Astronomie ward zu einer Wissenschaft, deren letzter Zweck die Anbetung Gottes sei. Die Geschichte war schon im ganzen Mittelalter in dieser Ansicht geschrieben worden, und sie lag ihr als schönstes Ziel auch jetzt noch vor.

Sehen wir zuerst auf das Treiben und Wirken der Gelehrten in den eigentlichen Wohnsitzen der Wissenschaften, auf den Universitäten, hin, so war auch hier damals Vieles anders als zu unserer Zeit, und man täuscht sich sehr, wenn man das Bild unserer Hochschulen auf die Universitäten jenes Jahrhunderts überträgt. Die Schule und die Universität waren noch keineswegs so, wie jetzt, von einander geschieden, sondern die letztere schloß noch meist das Gymnasium mit in sich. Auf den älteren und selbst auch noch auf den meisten um die Mitte dieses Jahrhunderts gestifteten Universitäten bestanden neben den eigentlichen akademischen Collegien, worin die höheren Wissenschaften gelehrt wurden, sogenannte kleine Collegien oder Pädagogien, in welchen solchen jungen Leuten, die noch nicht die gehörigen Vorkenntnisse besaßen, Unterricht in den Elementen der lateinischen Sprache ertheilt und einige alte Autoren zur Anwendung der Vorträge über Grammatik gelesen wurden. So trug z. B. in Jena ein Lehrer, der akademische Pädagog genannt, den jungen Studirenden (pueris) Grammatik vor und brachte die grammatischen Regeln dann bei der Lecture von Cicero's Briefen und den Komödien des Terenz in weitere Anwendung; jede Woche ließ er zur Ausübung der gegebenen Regeln ein lateinisches Exercitium machen und verfuhr auf die nämliche Weise auch in der griechischen Sprache.

Wie jedoch der Lehrer selbst mit unter die Zahl der Professoren gerechnet wurde, so galten auch diese jungen Studirenden, Jungen oder auch Knaben genannt, völlig als Studenten und wurden in die Gesammtzahl der Studenten einer Universität mit eingerechnet.

Erst nach solcher Vorbereitung nahm der junge Studirende Antheil an dem Vortrage der eigentlichen Facultätswissenschaften. Aber auch hier war der Kreis der Lehrgegenstände auf den meisten Universitäten noch sehr beschränkt. In der blühendsten Zeit Wittenbergs, als die beiden Heroen der theologischen Gelehrtenwelt, Luther und Melanchthon, von dort aus Alles überstrahlten, wurden in der theologischen Facultät nur Vorträge über Dogmatik und Exegese des alten und neuen Testaments gehalten; ebenso in Jena und auf andern deutschen Hochschulen. Von Vorlesungen über Kirchengeschichte oder die praktischen Theile der Theologie ist noch keine Spur vorhanden. Eben so mangelhaft waren die Vorlesungen in der juristischen Facultät, denn sie erstreckten sich nur auf die Institutionen, den Codex, „die besten und vornehmsten Titel und Leges, die in welschen und andern Universitäten ordinarie gelesen und repetirt werden“, die Pandecten und auf die Decretalien des canonischen Rechts. In der Medizin fand man es hinreichend, die Bücher des Hippokrates und Galen und lateinische Uebersetzungen der Araber Rhazes und

Avicenna zu lesen, an diese Lecture die gemachten Erfahrungen anzuknüpfen, einen Vortrag über Anatomie zu halten, die nöthigen Belehrungen über die Unterscheidung und Heilarten der gewöhnlichen Krankheiten und einige Hinweisungen auf die Heilmittellehre zu geben. Den Einfluß der Wirksamkeit der philosophischen Facultät (die man auch die Facultät der Artisten nannte) auf die übrigen Wissenschaften setzte man hie und da sehr hoch an. So sagt der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen in seiner neuen Fundationsurkunde der Universität Wittenberg: „Nachdem die Facultät der Artisten der Ursprung und Stamm ist und den Anfang gibt zu allen andern Facultäten und Künsten, denen auch der größere Hauff der Studenten anhängt und folgt, und damit die Jugend und die Schüler so in denselben Künsten und Artibus desto baß und reichlicher mit allerlei Lectionen in Sprachen und Künsten versorget und versehen seyen, — so wollen und ordnen wir u. s. w.“ Dessenungeachtet waren doch auch in dieser Facultät die Lehrgegenstände nichts weniger als irgend vollständig. Das meiste Gewicht legte man auf die hebräische, griechische und lateinische Sprache, die ausschließlich nur gelehrt wurden. Man las im Griechischen Xenophon, Plutarch, Theognis und Euripides; im Lateinischen Cäsar und zur Uebung in der lateinischen Verskunst Virgil's Aeneide. Nächst den Spra-

chen wurden Dialektik, Rhetorik und Moralphiloso- phie, die beiden erstern täglich gelesen. Der Vortrag der Mathematik knüpfte sich in der Regel an Euklid's Elemente, oder er wurde auf einige allgemeine Belehrungen über Astronomie angewendet. Aus dem Kreise der gesammten Naturwissenschaften wurde nur über Physik gelesen und hie und da, z. B. in Jena, auch nur das Allgemeine dieser Wissenschaft beim Vortrage ausgewählt. An Vorlesungen über Geschichte wurde in Wittenberg noch nicht gedacht, und wenn auf manchen Universitäten, als Marburg, Strasburg, Jena u. a., auch Lehrstühle für geschichtliche Vorträge errichtet waren oder Vorlesungen über Geschichte gehalten wurden, so waren diese doch unglaublich mangelhaft und dürftig. So las in Jena der Professor der Moralphilosophie zugleich auch über Geschichte nach Sleidan's Compendium von den vier Monarchien mit gelegentlicher Anweisung für die Zuhörer, wie Melanchthon's Chronikon oder andere fürs Leben nützliche geschichtliche Bücher im Privatstudium zu lesen seien.

Dies war ungefähr der ganze Kreis alles Dessen, was auf den meisten Universitäten vorgetragen wurde. Daneben aber wurde ungemein viel auf Disputationen und Declamationen sowol der Professoren als der Studirenden gehalten. So war es seit dem Jahre 1536 in Wittenberg gesetzlich: „In den drei hohen

Facultäten soll alle Vierteljahr einmal disputirt werden, und ob sich gleich von wegen vorfallender Promotionen dazwischen Disputationen zutragen, so sollen doch diese nicht gerechnet werden. Jeder besoldete Lector soll, wenn ihn die Ordnung trifft, eine solche Disputation zu halten verpflichtet sein, und für seine Mühe und Fleiß soll er auf das Mahl seiner gehaltenen Disputation zwei Gulden, der Respondent einen Gulden erhalten, und einem jeden Arguenten oder Opponenten, wo sein Fleiß gespürt wird, sollen alsbald nach gehaltener Disputation fünf Groschen gegeben werden. In Artibus (d. h. in der philosophischen Facultät) soll Sonnabends, und zwar am ersten eine Disputation, und am andern eine Declamation, und also für und für wechselsweise gehalten werden, und sollen alle Magistri, Professores und andere, so in der Facultät sind, zu disputiren schuldig sein. Die Rhetores, der gräcus Lector und der Lector Terentii sollen die Declamationen bestellen und nach einander soll einer im Jahr einmal declamiren. Ein jeder Präsident soll von seiner Disputation fünf, der Respondent vier und jeder Opponent zwei Groschen, jeder Declamant auch fünf Groschen haben. Wer von den Professoren, wenn die Ordnung ihn trifft, nicht disputirt oder declamirt, der soll, so oft er daran säumig, neben Privirung des Zuganges, um einen halben Gulden gestraft und ihm an seinem Solde abge-

zogen werden." Ueberdies waren die beiden Professoren der Dialektik und Rhetorik verpflichtet, außer ihren Vorlesungen jede Woche noch zwei Declamationen zu halten.

Jedem Docenten war der Gegenstand seiner Vorlesungen genau vorgeschrieben und angewiesen, und es war ihm nicht erlaubt, eine Vorlesung über einen andern Zweig seiner Wissenschaft anzukündigen. Es las also z. B. in der theologischen Facultät der erste Professor beständig Exegese über die Epistel Pauli an die Römer, über die Epistel an die Galater und über das Evangelium Johannis, der zweite Professor fortwährend Exegese über die Genesis, die Psalmen, Esaias u. s. w. Ebenso mußte in der medizinischen Facultät der erste Professor seine Vorlesungen auf die nützlichsten Bücher des Hippokrates und Galen, der zweite die seinigen auf die Bücher des Rhazes und Avicenna beschränken. Auch die Stunden der Vorlesungen waren jedem vorgeschrieben, und es stand keinem frei, von den einmal „festgesetzten Lesezeiten" im geringsten abzuweichen. Gewöhnlich wurden in den drei obern Facultäten nur an den vier Wochentagen die wichtigsten Vorlesungen gehalten; Mittwochs und Sonnabends lasen nur die Professoren der philosophischen Facultät, deren Vorlesungen täglich fielen. Die Zahl der wöchentlichen Vorlesungen, zu welchen die Professoren amtlich verpflichtet waren, war gering.

Die zwei ersten theologischen Professoren lasen wöchentlich vier Stunden, die andern nur zwei Stunden; in der juristischen Facultät waren jedem vier Stunden vorgeschrieben; ebenso in der philosophischen Facultät, wo jedoch einige Vorlesungen täglich gehalten werden mußten. Dies betraf indessen, wie es scheint, nur die öffentlichen Vorlesungen, denn um Privatvorträge kümmerte sich der Staat nicht weiter, und es blieb in Rücksicht dieser Alles der Willkür des Docenten überlassen. Sie waren eine reine Privatsache, die der Docent mit seinen Zuhörern abmachte.

Die Zahl der Professoren in den einzelnen Facultäten war im Ganzen eben so gering, als die Lehrgegenstände sich nur auf wenige Zweige beschränkten. In Wittenberg hatte die theologische Facultät bei ihrer Gründung nur zwei Docenten; ein dritter und der Pfarrer der Schloßkirche kamen erst später noch hinzu; im J. 1561 zählte man jedoch schon sechs theologische Docenten. Die juristische Facultät bestand anfänglich ebenfalls nur aus zwei, und nachmals erst aus vier Docenten; die medizinische ursprünglich nur aus einem, dann einige Zeit aus zwei und seit 1536 aus drei Professoren. Die philosophische Facultät bildeten der Professor der hebräischen, der der griechischen Sprache, der der Poetik, und der Professor des Terenz und der Grammatik, ferner zwei Professoren

der Mathematik, die beiden Professoren der Dialektik und Rhetorik, der der Physik, der der Moralphilosophie und der Pädagog; also zusammen elf Lehrer. Demnach bestand im J. 1536 das ganze Lehrerpersonale in Wittenberg aus zwei und zwanzig, im J. 1561 aus vier und zwanzig Docenten, obgleich schon früher im J. 1507 an vierzig akademische Lehrer dort Vorlesungen gehalten hatten. Jena war im J. 1564 noch schwächer besetzt; es hatte drei Professoren in jeder der drei obern Facultäten und sieben in der philosophischen Facultät, also nur sechzehn Docenten im Ganzen. Bei der Stiftung der Universität Königsberg wurde der Entwurf auf nur dreizehn Professoren, nämlich zwei Theologen, zwei Juristen, zwei Mediciner, einen Mathematiker, einen Poeten, einen Philosophen und vier Artisten gemacht.

Die Frequenz der Universitäten war sehr verschieden und hing oft blos von dem Rufe eines großen Gelehrten ab. So war es vorzüglich Erasmus von Roterdam, der im J. 1521 nach Löwen eine Zahl von mehr als 3000 Studirenden gezogen hatte. Die Frequenz von Wittenberg stieg im J. 1549 bis auf 1000 Studenten, bald darauf bis auf 2000, nahm aber gegen das Jahr 1557, als Melanchthon sich auf dem Colloquium zu Worms befand und an seinen Vorlesungen überhaupt sehr gehindert wurde, so bedeutend ab, daß seine Collegen ihn dringend ersuch-

ten, er möge so bald als möglich nach Wittenberg zurückkommen, denn der dritte Theil der Studirenden habe sich schon verloren, und bleibe er noch länger abwesend, so werde eine völlige Leere und Einöde in Wittenberg die Folge sein. Bald darauf war indessen die berühmte Hochschule wieder so zahlreich besucht, daß man im J. 1561 gegen dritthalbtausend Studirende zählte. In den blühendsten Zeiten Wittenbergs belief sich die Zahl der jährlich Inscribirten auf vier-, fünf- bis siebenhundert, in einem Semester des J. 1562 wurden 272 Studenten inscribirt, und es betrug die ganze Anzahl derer, die von der Gründung der Universität im J. 1502 bis zum J. 1677, also in 175 Jahren dort studirt hatten, nicht weniger als 75,528 [1]). Ungleich geringer war die Frequenz auf andern Universitäten Deutschlands. So hatte Jena durch die ärgerlichen Händel der Flacianer und Striegelianer so viel verloren, daß im Jahre 1564 die Zahl der Studirenden sich kaum noch auf 500 belief. Marburg hätte schon früher, besonders durch Kriegsstürme und andere nachtheilige Verhältnisse, in seiner Frequenz sehr abgenommen, und Heidelberg sank von Jahr zu Jahr so bedeutend herab, daß der Pfalzgraf Friedrich vom Rhein im J. 1546

1) Strobel, Neue Beiträge zur Literatur besonders des 16. Jahrh. B. II. St. 1. S. 29.

s nöthig fand, zu einer gänzlichen Reform dieser Universität den Melanchthon hinzurufen, weil er glaubte, nur dadurch die hohe Schule vom Verfalle retten zu können. Die Zahl der Studirenden auf den Universitäten bestand jedoch keineswegs allein aus Jünglingen, die in das Wesen der Wissenschaften erst eingeweiht werden sollten, sondern es befand sich unter ihnen immer auch eine Menge von ältern Männern, die mit den neuen Ansichten berühmter Lehrer sich bekannt machen wollten. Dies war besonders in Wittenberg der Fall, wo Alles hinströmte, um Luthern und Melanchthon zu hören, und wohin sich zu diesem Zwecke z. B. selbst noch der berühmte Johann Draconites begab, nachdem er in Erfurt schon akademische Vorlesungen gehalten hatte.

Was die Gehalte und die ökonomische Lage der Professoren betrifft, so waren auch diese sehr verschieden. Die stärksten Gehalte beliefen sich nicht über 200 Gulden, und Luther und Melanchthon hatten in Wittenberg nicht mehr; der zweite Professor der juristischen Facultät erhielt dort nur 180 Gulden, der dritte 140 Gulden und der vierte nur 100 Gulden Für die drei Professoren der Medicin waren nur Gehalte von 150, 130 und 80 Gulden ausgesetzt. In der philosophischen Facultät genossen die beiden Professoren der hebräischen und griechischen Sprache jeder 100 Gulden, alle übrigen jeder nur 80 Gulden,

und der Pädagog blos 40 Gulden. Diese Gehalte sämmtlicher Professoren nebst denen der übrigen Beamten und Angestellten, z. B. des Notarius, der beiden Pedelle, des Dekonomen, des Vorlesers in der Communitätsstube rc. zusammengerechnet, kostete die Unterhaltung der ganzen Universität Wittenberg die Summe von 3795 Gulden. Noch geringer war der Etat der Universität zu Königsberg, wo die sechs Professoren der drei obern Facultäten jeder 200 Gulden, der Mathematiker, der Poet und Philosoph jeder 100 Gulden, und die vier übrigen Artisten 100, 90, 80 und 70 Gulden an Gehalt zogen und Alles mit der Summe von 3000 Gulden bestritten wurde. Dieselben Gehalte bestanden auch auf andern gelehrten Anstalten. Eoban Heß lehrte in Nürnberg täglich eine Stunde für einen Gehalt von 150 Gulden; Draconites in Marburg bezog als Professor 200 Gulden nebst einem Einkommen an Getreide. Wenn indessen diese Gehalte, nach dem Maßstabe späterer Zeiten angesehen, auch gering scheinen, so standen sie mit den damaligen Preisen der Lebensbedürfnisse doch allerdings in ebenmäßigem Verhältnisse; denn es wird versichert, man habe im J. 1507 in Wittenberg für eine einzelne Person den ganzen Lebensunterhalt mit 8 Goldgulden bestreiten können [1]). Daß Joachim Ca=

1) Gab es doch damals Kirchen, bei denen ein Kaplan

merarius in Leipzig einen jährlichen Gehalt von zweitausend Gulden gehabt habe, ist bereits von Andern widerlegt, und bewiesen worden, daß diese Summe auf seine ganze Facultät bezogen werden müsse [1]). Außer dem festen Gehalte aber hatten die Professoren auch noch die Honorare für ihre Privatvorlesungen, und in Wittenberg mögen diese bei der großen Frequenz nicht unbedeutend gewesen sein, wenngleich wir im Jahre 1560 von dorther die Klage hören, daß die Studenten ihre Honorare auch damals schlecht zu zahlen pflegten.

Bei dem allen lebten doch manche Professoren und Docenten, besonders solche, die nicht mit in den Facultäten saßen, in drückender Armuth und in der kümmerlichsten Lage. Der berühmte Eoban Heß, der freilich den Trunk etwas liebte, mußte in Erfurt mit einem Gehalte von 30 Gulden eine Frau, drei Kinder und eine Magd erhalten und klagte bitterlich, daß dieses sein Gehalt kaum zu Wasser und Brot hinreiche. Als er indessen im J. 1525 auf Melanchthons Empfehlung als Lehrer nach Nürnberg an das neuerrichtete Gymnasium mit einem Gehalte von 150

---

4 Gulden und ein Prediger 36 Gulden jährlichen Gehalt hatten; s. Luther's Briefe von de Wette B. III. S. 477.

1) Rotermund Geschichte des auf dem Reichstag zu Augsburg übergebenen Glaubensbekenntnisses der Protestanten. Hanover 1829. S. 357.

Gulden gerufen wurde, reichte er mit diesem vermehrten Einkommen ebenfalls nicht viel weiter und machte bei seinem schlechten Haushalte Schulden über Schulden. Später in Marburg als Professor hatte er oft nicht einmal so viel, um die für die Wirthschaft nöthigen Lichter zu kaufen. In einer noch traurigern Lage lebte in Wittenberg Justus Jonas der jüngere, der Sohn des berühmten Theologen Justus Jonas zu Halle. Da schon dieser sein Vater ihn besonders dem Herzoge Albrecht von Preußen sehr empfohlen, und der Herzog ihm seine Gunst auch schon öfter thätig bewiesen hatte, so wandte sich Jonas in allen seinen Nöthen und Bedrängnissen immer zunächst an diesen seinen hohen Gönner um Hülfe und Unterstützung. Als er sich noch in Leipzig aufhielt, schrieb er im J. 1558 dem Herzoge: „Ich habe von meiner Jugend auf allezeit mehr Hinderer als Förderer gehabt. So habe ich von meinem Vater als einem Theologo nichts denn zwei unmündige Waisen, welche ich aus christlichem Erbarmen auch bis ins dritte Jahr mit aller Nothdurft versorge, ererbt, ringe und winde mich noch diese Stunde, wie ein verdrücktes Würmlein. Ich kann daher nicht unangezeigt lassen, daß ich nicht allein bis anher durch Sorge des täglichen Unterhaltes an meinem Studiren und allem andern nützlichen Vorhaben zum höchsten gehindert, sondern noch heutiges Tages dadurch an aller meiner

Wohlfahrt gestört werde, dermaßen daß wo wir Ew. fürstl. Durchl. nicht aus christlichem Erbarmen und fürstlichem Mitleide zu Hülfe kommen, ich die Zeit meiner Tage dazu nicht kommen kann, wozu mich Gott (ohne Ruhm zu reden) ja so reichlich als Andere mit Gaben und Gnaden versehen hat. Denn nachdem die Herrn Doctores der Juristenfacultät allhie zu Leipzig dieses Jahr eine Promotion zu halten entschlossen, wäre ich wohl gesinnt, den Gradum Doctoratus neben Andern anzunehmen. Habe auch allbereits zu dem Behufe zweimal allhie in Jure respondirt. Aber dieweil es in dieser Universität mit den Promotionibus in Jure also geschaffen, daß Keiner unter fünf- oder sechshundert Thalern füglich promoviren kann, so werde ich aus Mangel dieses Geldes mit Schimpf und Spott, nicht ohne sonderliches Frohlocken etlicher meiner Neider und Abgünstigen, solch mein Vorhaben unterlassen müssen.“ Er ersucht hierauf den Herzog, ihm die zu diesem Vorhaben benöthigte Summe als Anleihe zukommen zu lassen, mit dem Versprechen, sie nach Verlauf einiger Jahre wieder zurückzuzahlen. Albrecht scheint ihm seine Bitte wenigstens zum Theil erfüllt zu haben, denn im folgenden Jahre fing Justus Jonas zu Leipzig nicht nur seine akademischen Vorlesungen an, sondern er bat sich vom Herzoge auch die Ehre aus, seinen Promotionsact durch einen herzoglichen Gesandten gnädigst

honoriren zu lassen „Solches wird nicht allein mir zu hohen Ehren, sondern auch der ganzen Universität Leipzig zu sondern Ehren und Frohlocken gereichen, auch Ew. F. G. rühmlich sein, daß sie ihren armen Diener dermaßen in Gnaden honoriren." Der Herzog trug dem Syndicus zu Halle, Doctor Goldstein, auf, bei der Promotion zugegen zu sein und den Ehrentag zu zieren, zugleich auch dem neuen Doctor ein stattliches Ehrengeschenk zu überreichen. Allein die häuslichen Umstände besserten sich auch durch seine akademischen Vorlesungen nicht. Die Unkosten seines Doctorats und der Bau seines Hauses in Wittenberg nöthigten ihn zum Borgen, weshalb er von neuem dem Herzoge schrieb: „Dieweil der leidige Wucher in diesen Landen dermaßen überhandgenommen, daß ein armer Gesell wie ich und meines gleichen vor den Umschlägern zu keinem Gelde um leidlichen Zins kommen können, so gelangt an Ew. F. G. meine unterthänigste demüthige Bitte, mir zur Beförderung meines Baues auf vier Jahre lang dreihundert Thaler vorzustrecken. Dagegen will ich mein Haus und Hof, so dann, wenn es erbaut, in die funfzehnhundert Thaler werth sein wird, verpflichten." Um aber dem Herzoge ein getreues Bild seiner ganzen bedrückten häuslichen Lage zu geben, meldete er ihm bald nachher, „daß meiner lieben Hausfrauen (welche, ohne Ruhm, aber Gott und der Wahrheit zu Ehren zu reden, sich also hält



daß sie mir eine Ehre und Zierde, auch jedermänniglich ein gut Exempel ist) fünf unausgestellte Schwestern, alle fromme, gottfürchtige, stille, ganz züchtige Kinder, nach Absterben beider Aeltern ihre Zuflucht zu mir gehabt und noch auf diesen Tag, aber doch um eine billige Pension oder Kostgeld bei mir sein. Zum andern so sind meine zwei unmündigen Brüder gleichergestalt unter meiner Tutel und haben ebenso als jene armen Waisen keinen Menschen, der sich ihrer annehme, denn mich. Ich aber habe nichts auf dieser Welt, als was mir Fürsten und Herren zum Theil aus Gnade, zum Theil von wegen meiner armen Dienste geben und reichen, sintemal mein seliger lieber Vater von wegen der Verfolgung, so er in seinem Alter erlitten, keinen Heller noch Pfennig auf mich hat erben können. Was ich aber bisanher von Fürsten und Herren bekommen, das ist zum Theil zur Ablegung meiner vormals durch allerlei Widerwärtigkeiten und meines Studirens halben gemachten Schulden, zum Theil auf mein Doctorat gewandt, denn mich solches auf mehr denn tausend Gulden gestanden. Ob ich wol meines seligen Vaters Behausung meinen Brüdern für fünfhundert Gulden abgekauft, so habe ich mich doch der Bezahlung halben mit ihnen noch nicht endlich verglichen, sondern es stehet auf Rechnung; denn ich habe sie bisanher seit des Vaters Tod von solchem Gelde erhalten, auch

ihren gebührenden Antheil der Schulden, so unser Vater gelassen, davon bezahlt. Und ist dieses Haus so alt und baufällig gewesen, daß ich's nicht habe bewohnen können, sondern im Grunde abreißen und neu bauen müssen, welches Baues halben ich mich denn wiederum aufs neue in Schulden gesteckt. Ich verhoffe wohl, solche Schulden in wenig Jahren abzulegen und auch die Pfande wieder einzulösen, welche ich derenthalben hin und wieder versetzt, unter denen auch das Poculum ist, so Ew. F. D. mir auf mein Doctorat verehren lassen. Wo ich aber jetzo mit Tod abginge, so würde der Meinen Elend so groß sein, daß ich nicht ohne Thränen daran gedenken kann; denn erstlich würde mein herzliebstes Weib das Haus, weil es noch nicht ausgebaut, um halb Geld verkaufen, die Pfande gleichergestalt um halb Geld versetzen lassen und entweder dienen oder betteln müssen, ihre Schwestern sowol wie sie verlassen und elend sein, meine armen Brüder aber um ihre Studia und also um alle ihre Wohlfahrt kommen. Ach, gnädigster Herr, das Herz will mir zerbrechen, wenn ich mein liebes treues Weib von diesen Dingen mit Seufzen und Thränen reden höre."

Bald darauf wurde die Lage des armen Mannes durch die dringende Forderung eines seiner Gläubiger noch peinlicher, sodaß seine Frau bei Uebersendung von ein Paar von ihr gestrickten seidenen Handschuhen

für den Sohn des Herzogs Gelegenheit nahm, dem Letztern zu schreiben: „Jetzund hat der unchristliche Mann Kurt Renckel von Bremen hergeschickt und will nicht so lange harren bis auf Ostern. Er will das Geld haben und hat meinen herzlieben Mann vor dem Rector verklagt, da mein Mann hat angeloben müssen bei seiner Ehre und Treue, daß er auf Ostern die hundert Thaler erlegen wolle. Mein lieber Mann läßt sich's herzlich sauer werden, das weiß Gott; er gehet keine Stunde müßig. Ich habe Sorge, er wird sich um den Hals arbeiten. Er liest alle Tage; zweimal liest er öffentlich an Doctor Lindemann's Statt (dieser las damals canonisches Recht in Wittenberg), der gibt ihm 50 Gulden davon. Darnach liest er für Geld, aber das er mit solcher Mühe erwirbt, daß es wenig ist. Die Leute bezahlen nicht! Er muß es auch immer zu Briefe schreiben, daß es nicht Wunder wäre, wenn er im Kopfe irre würde bei den großen Sorgen und dazu bei der großen Arbeit. Ich laß es ihm nicht merken, wie ich mich bekümmere, er würde sonst noch mehr Sorgen haben, denn wir haben, Gott Lob, eine feine christliche Ehe und haben uns recht lieb. Ich habe gestern alle meine Ringe, so ungefähr 60 Thaler werth, und meinen Gürtel meinem lieben Mann gegeben, daß er's versetzen solle. Das Gürtel ist meiner Mutter gewesen und ist wol 30 Thaler werth,

denn die Ketten sind alle versetzt; aber er hat in dieser Stadt kein Geld können auftreiben. Diese Stunde haben wir zehn Waisen zu speisen, denn meines Mannes ungerathener Bruder Jochem, der so in allen Landen herumläuft und nichts thun will, ist jetzt auch bei uns; was sollen wir thun? Wir müssen ihm geben und haben selbst nichts."

Die Noth des armen Professors nahm noch zu, nachdem er Alles, wofür irgend Geld aufzubringen gewesen war, bereits verpfändet hatte, um nur die dringendsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Er schrieb daher im Anfange des Jahres 1561 noch einmal an den Herzog: „Ich kämpfe mit großen Schwierigkeiten. Ich bitte Ew. F. D. um Gottes willen, sie wollen mir gnädigst ihre Hand reichen und mir aus diesen Wogen und Wellen aufhelfen, damit ich nicht darin versinke und also der Nutzen, den Gott vielleicht noch durch mich armen Unwürdigen schaffen möchte, verbleibe. Bis anher habe ich noch Pfande gehabt, darauf ich zur Noth etwas borgen konnte. Jetzo ist nichts mehr da, denn das bloße Haus. So habe ich meine Besoldung an allen Orten auf zwei Jahre lang von wegen des Baues vorausnehmen müssen. Weiß nicht, wie ich ihm thue. Soll ich mehr Schulden machen, so komme ich mein Lebenlang nicht aus der Schuld und muß alle Zeit in den herzfressenden Sorgen stecken." Er

bittet daher den Herzog, für ihn irgend eine Hülfsquelle auszumitteln, auf irgend ein einträgliches Geschäft für ihn zu denken und sich der vater- und mutterlosen Waisen, die er unterhalten müsse, zu erbarmen, „da sie alle mit mir Noth leiden müssen, denn ich leider jetzo um Almosen bitten muß." Der Herzog streckte ihm hierauf 700 Thaler vor, die er erst nach sechs Jahren wieder zurückzahlen sollte. — So wenig erfreulich dieser Blick in das häusliche Wesen des übrigens sehr gelehrten Justus Jonas ist, so wird er doch nicht heiterer, wenn wir auf die ökonomische Lage des damals sehr berühmten Professors der Mathematik und Astronomie in Wittenberg, Erasmus Reinhold, hinsehen; denn Melanchthon, der ihn ungemein hochschätzte, empfahl ihn wiederholt dem Herzoge Albrecht und bat für ihn dringend um Unterstützung, um des Freundes so sehr drückende Lage doch einigermaßen zu erleichtern, weil Reinhold wegen des damals allgemeinen Mangels an Liebe zum mathematischen Studium immer nur wenig Zuhörer hatte, also auch nur ein spärliches Honorar einnahm und der Kurfürst von Sachsen sich ebenfalls wenig um das Aufkommen der Mathematik bekümmerte [1]).

---

1) Melanchthon sagt in einem Briefe an den Herzog von Preußen: **Mathemata paucissimi nunc discunt et pauciores ex potentibus ea studia adjuvant. Aula no-**

Aber selbst auch solchen Professoren, die nicht in dem Maße in ihrer ökonomischen Lage bedrängt waren, ging das Leben keineswegs ohne Sorge und Kummer hin. Die beständigen Stürme des Krieges ließen überhaupt die Wissenschaften nicht zu der Blüte gedeihen, zu der sie unter friedlicheren Verhältnissen bei dem so regen Eifer ihrer Pfleger sonst wol gelangt sein würden. Es gab damals keine Universität in Deutschland, die nicht entweder durch den Krieg oder durch sonstige Unfälle mancherlei Unglück zu erleiden gehabt hätte. Marburg hatte von seinem Flor schon im J. 1537 durch die stürmischen Zeiten sehr viel verloren, und man hoffte nur durch den Frieden den frühern Wohlstand der Universität wieder zurückkehren zu sehen. Wittenberg war bekanntlich im J. 1547 fast ganz aufgelöst, und die meisten Professoren hatten sich von dort geflüchtet. Melanchthon, Erasmus Reinhold und mehre andere lebten unter Sorge und Kummer in Zerbst, andere wanderten unstät umher, alle waren in ihren Studien gestört und alle sahen mit Bangigkeit in die düstere Zukunft. „Unsere ganze Universität", schreibt Reinhold aus Zerbst, „ist durch feindliche Waffen zersprengt und genöthigt, ins Exil zu fliehen und ohne festen Sitz

---

stra parum curat haec studia; s. Faber's Briefe Melanchthon's an Albrecht ꝛc. S. 85.

umherzuschweifen. Ich kann in Wahrheit versichern, daß ich die nicht geringen Verluste in meinem Hauswesen doch gering achte gegen den großen Verlust an Zeit.“ Erst im Herbste des Jahres 1547 gewann man durch Melanchthon's Bemühungen bei dem neuen Kurfürsten Moritz wieder neue Hoffnung. Der berühmte wittenberger Theolog Johann Bugenhagen, den der Herzog Albrecht von Preußen in dieser traurigen Zeit gerne nach Königsberg hatte ziehen wollen, antwortete daher diesem auf sein gütiges Anerbieten: „Ich danke unterthänig, daß Ew. G. mir gnädiglich angeboten, daß ich aus diesem Jammer möchte bei Ew. G. sein. Ich weiß, wie Ew. G. gegen mich gesinnt ist; aber ich mußte meines Gewissens halben bei meiner Kirche bleiben, sollte ich auch darüber gestorben sein. Nun hat uns Gott gnädiglich erhalten und unsere hohe Schule mit dem Kirchenconsistorium gehet wieder an. Mein gnädiger Herr Herzog Moritz will nichts davon verringert haben, sondern auch noch vermehren. Für unsern lieben gefangenen Kurfürsten bitten wir auch öffentlich, daß ihn Gott wolle frei machen und Gnade finden lassen möge vor kaiserlicher Majestät und trösten seine Gnade mit dem heiligen Geiste und stärken im Glauben, daß er beständig bleibe. Solches kann unsere jetzige Obrigkeit wol leiden, und so viel ich verstehe, hat sie auch ein Gefallen daran; und wem sollte das auch mißfal-

len? — Meiner Tochter Mann, kaum 26 Jahre alt, ist vor sieben Wochen zu Christo gereist, und ich habe meine Tochter mit ihren Kindern wieder zu mir genommen. Herr Philippus hat auch sein Kreuz. Aber das alles ist noch nichts gegen dem, daß man der armen Christenheit das Evangelium Christi nehmen und das Reich Christi unter die Füße treten wolle mit List, Lästerung und Gewalt. Wir schreien hie mit unsern Kindern heimlich und öffentlich in unsern Kirchen und Predigten und beten in den Himmel im Namen Christi, daß Gott wolle mit Gnaden dareinsehen und thun uns nicht nach unsern Sünden, sondern um seines Namens willen: Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steuere des Papsts und Türken Mord. Gottes Wort geht stark bei uns; das Land beginnet sich wieder zu bessern; die Schule gehet herrlich wieder an; das Lectorium ist schier voll. Die Juristen haben uns verlassen; das kann bald gebessert werden; wenn's nur ein wenig still würde nach diesem Reichstage, so würde eine große Menge zu uns kommen." Diese freudigen Hoffnungen gingen indessen nicht so schnell in Erfüllung, als man wünschte, und auch noch im J. 1548 schien Wittenbergs Blüte für immer gebrochen zu sein. Denn noch im Herbst dieses Jahres erwähnt Melanchthon der Last der Arbeit und der mannichfaltigen Gefahren, die sich über ihn und die Universität aufthürmten, so=

daß das Fortbestehen der letztern immer noch ungewiß bleibe. Zwar schien sich mit dem Anfange des Jahres 1549 zu Gunsten der hohen Schule Manches zu ändern, und der berühmte Professor der Theologie zu Wittenberg, Georg Major, schrieb daher dem Herzoge von Preußen: „Weil ich weiß, daß Ew. F. G. als ein christlicher und hochlöblicher Fürst für diese Universität und Kirche väterliche Sorge tragen, so gebe ich in Unterthänigkeit zu erkennen, daß, Gott Lob, dieser Länder Kirchen alle noch in gutem Frieden und im vorigen Stande und Wesen ohne alle Veränderung der Lehre und der Ceremonien sind. Die Universität ist auch noch in großem Zunehmen und es sind gewißlich über tausend Studenten vorhanden. Es werden auch diese künftige Woche drei und vierzig Magistri promovirt werden, darunter mehr denn vier und zwanzig sehr treffliche gelehrte Gesellen in mathematicis Disciplinis, Physica, Theologia, Linguis gräca und hebräa wohlgeschickt, also daß man eine Universität damit bestellen könnte; darunter auch Ew. F. G. Unterthan Mathias Lauterwein von Elbing den ersten Platz haben wird, welcher billig seiner sonderlichen Geschicklichkeit halben den andern allen vorgezogen wird. Wir hoffen und bitten auch zu Gott um fernere Erhaltung dieser Universität und sonderlich des Herrn Philippi, an welchem sehr viel gelegen; denn es sind gleichwol in diesem einzigen Jahre in drei

[illegible]

[illegible] den, sondern um seines Namens willen: Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steure des Papsts und Türken Mord. Gottes Wort geht stark bei uns; das Land beginnet sich wieder zu bessern; die Schule gehet herrlich wieder an; das [illegible] ist schier voll. Die Juristen haben uns verlassen; das kann bald gebessert werden; wenn's nur ein wenig still würde nach diesem Reichstage, so würde eine große Menge zu uns kommen." Diese freudigen Hoffnungen gingen indessen nicht so schnell in Erfüllung, als [illegible] wünschte, und auch noch im J. 1548 schien Wittenbergs Blüte für immer gebrochen zu sein. Denn noch im Herbst dieses Jahres erwähnt [illegible] der Last der Arbeit und der [illegible] die sich über ihn und die Un[illegible]

daß das Fortbestehen der letztern immer noch unge-
wiß bleibe. Zwar schien sich mit dem Anfange des
Jahres 1549 zu Gunsten der hohen Schule Man-
ches zu ändern, und der berühmte Professor der Theo-
logie zu Wittenberg, Georg Major, schrieb daher dem
Herzoge von Preußen: „Weil ich weiß, daß Ew. F. G.
als ein christlicher und hochlöblicher Fürst für diese
Universität und Kirche väterliche Sorge tragen, so gebe
ich in Unterthänigkeit zu erkennen, daß, Gott Lob, die-
ser Länder Kirchen alle noch in gutem Frieden und
im vorigen Stande und Wesen ohne alle Verände-
rung der Lehre und der Ceremonien sind. Die Uni-
versität ist auch noch in großem Zunehmen und es
sind gewißlich über tausend Studenten vorhanden. Es
werden auch diese künftige Woche drei und vierzig
Magistri promovirt werden, darunter mehr denn vier
und zwanzig sehr treffliche gelehrte Gesellen in ma-
thematicis Disciplinis, Physica, Theologia, Linguis græca
und hebræa wohlgeschickt, also daß man eine Univer-
sität damit bestellen könnte; darunter auch Ew. F. G.
Unterthan Mathia [illegible] den ersten
Platz haben [illegible] sonderlichen
Geschicklichkeit [illegible] vorgezogen
wird. Wir [illegible] um sei-
nen Erb[illegible] sonderlich des
[illegible] gelegen; denn
[illegible] Jahre in drei

honoriren zu lassen „Solches wird nicht allein mir zu hohen Ehren, sondern auch der ganzen Universität Leipzig zu sondern Ehren und Frohlocken gereichen, auch Ew. F. G. rühmlich sein, daß sie ihren armen Diener dermaßen in Gnaden honoriren." Der Herzog trug dem Syndicus zu Halle, Doctor Goldstein, auf, bei der Promotion zugegen zu sein und den Ehrentag zu zieren, zugleich auch dem neuen Doctor ein stattliches Ehrengeschenk zu überreichen. Allein die häuslichen Umstände besserten sich auch durch seine akademischen Vorlesungen nicht. Die Unkosten seines Doctorats und der Bau seines Hauses in Wittenberg nöthigten ihn zum Borgen, weshalb er von neuem dem Herzoge schrieb: „Dieweil der leidige Wucher in diesen Landen dermaßen überhandgenommen, daß ein armer Gesell wie ich und meines gleichen vor den Umschlägern zu keinem Gelde um leidlichen Zins kommen können, so gelangt an Ew. F. G. meine unterthänigste demüthige Bitte, mir zur Beförderung meines Baues auf vier Jahre lang dreihundert Thaler vorzustrecken. Dagegen will ich mein Haus und Hof, so dann, wenn es erbaut, in die funfzehnhundert Thaler werth sein wird, verpflichten." Um aber dem Herzoge ein getreues Bild seiner ganzen bedrückten häuslichen Lage zu geben, meldete er ihm bald nachher, „daß meiner lieben Hausfrauen (welche, ohne Ruhm, aber Gott und der Wahrheit zu Ehren zu reden, sich also hält

daß sie mir eine Ehre und Zierde, auch jedermännig-
lich ein gut Exempel ist) fünf unausgestellte Schwe-
stern, alle fromme, gottfürchtige, stille, ganz züchtige
Kinder, nach Absterben beider Aeltern ihre Zuflucht
zu mir gehabt und noch auf diesen Tag, aber doch
um eine billige Pension oder Kostgeld bei mir sein.
Zum andern so sind meine zwei unmündigen Brüder
gleichergestalt unter meiner Tutel und haben ebenso
als jene armen Waisen keinen Menschen, der sich
ihrer annehme; denn mich. Ich aber habe nichts
auf dieser Welt, als was mir Fürsten und Herren
zum Theil aus Gnade, zum Theil von wegen mei-
ner armen Dienste geben und reichen, sintemal mein
seliger lieber Vater von wegen der Verfolgung, so er
in seinem Alter erlitten, keinen Heller noch Pfennig
auf mich hat erben können. Was ich aber bisanher
von Fürsten und Herren bekommen, das ist zum Theil
zur Ablegung meiner vormals durch allerlei Wider-
wärtigkeiten und meines Studirens halben gemachten
Schulden, zum Theil auf mein Doctorat gewandt,
denn mich solches auf mehr denn tausend Gulden ge-
standen. Ob ich wol meines seligen Vaters Behau-
sung meinen Brüdern für fünfhundert Gulden abge-
kauft, so habe ich mich doch der Bezahlung halben
mit ihnen noch nicht endlich verglichen, sondern es
stehet auf Rechnung; denn ich habe sie bisanher seit
des Vaters Tod von solchem Gelde erhalten, auch

ihren gebührenden Antheil der Schulden, so unser Vater gelassen, davon bezahlt. Und ist dieses Haus so alt und baufällig gewesen, daß ich's nicht habe bewohnen können, sondern im Grunde abreißen und neu bauen müssen, welches Baues halben ich mich denn wiederum aufs neue in Schulden gesteckt. Ich verhoffe wohl, solche Schulden in wenig Jahren abzulegen und auch die Pfande wieder einzulösen, welche ich derenthalben hin und wieder versetzt, unter denen auch das Poculum ist, so Ew. F. D. mir auf mein Doctorat verehren lassen. Wo ich aber jetzo mit Tod abginge, so würde der Meinen Elend so groß sein, daß ich nicht ohne Thränen daran gedenken kann; denn erstlich würde mein herzliebstes Weib das Haus, weil es noch nicht ausgebaut, um halb Geld verkaufen, die Pfande gleichergestalt um halb Geld versetzen lassen und entweder dienen oder betteln müssen, ihre Schwestern sowol wie sie verlassen und elend sein, meine armen Brüder aber um ihre Studia und also um alle ihre Wohlfahrt kommen. Ach, gnädigster Herr, das Herz will mir zerbrechen, wenn ich mein liebes treues Weib von diesen Dingen mit Seufzen und Thränen reden höre."

Bald darauf wurde die Lage des armen Mannes durch die dringende Forderung eines seiner Gläubiger noch peinlicher, sodaß seine Frau bei Uebersendung von ein Paar von ihr gestrickten seidenen Handschuhen

für den Sohn des Herzogs Gelegenheit nahm, dem Letztern zu schreiben: „Jetzund hat der unchristliche Mann Kurt Renckel von Bremen hergeschickt und will nicht so lange harren bis auf Ostern. Er will das Geld haben und hat meinen herzlieben Mann vor dem Rector verklagt, da mein Mann hat angeloben müssen bei seiner Ehre und Treue, daß er auf Ostern die hundert Thaler erlegen wolle. Mein lieber Mann läßt sich's herzlich sauer werden, das weiß Gott; er gehet keine Stunde müßig. Ich habe Sorge, er wird sich um den Hals arbeiten. Er liest alle Tage; zweimal liest er öffentlich an Doctor Lindemann's Statt (dieser las damals canonisches Recht in Wittenberg), der gibt ihm 50 Gulden davon. Darnach liest er für Geld, aber das er mit solcher Mühe erwirbt, daß es wenig ist. Die Leute bezahlen nicht! Er muß es auch immer zu Briefe schreiben, daß es nicht Wunder wäre, wenn er im Kopfe irre würde bei den großen Sorgen und dazu bei der großen Arbeit. Ich laß es ihm nicht merken, wie ich mich bekümmere, er würde sonst noch mehr Sorgen haben, denn wir haben, Gott Lob, eine feine christliche Ehe und haben uns recht lieb. Ich habe gestern alle meine Ringe, so ungefähr 60 Thaler werth, und meinen Gürtel meinem lieben Mann gegeben, daß er's versetzen solle. Das Gürtel ist meiner Mutter gewesen und ist wol 30 Thaler werth,

denn die Ketten sind alle versetzt; aber er hat in dieser Stadt kein Geld können auftreiben. Diese Stunde haben wir zehn Waisen zu speisen, denn meines Mannes ungerathener Bruder Jochem, der so in allen Landen herumläuft und nichts thun will, ist jetzt auch bei uns; was sollen wir thun? Wir müssen ihm geben und haben selbst nichts."

Die Noth des armen Professors nahm noch zu, nachdem er Alles, wofür irgend Geld aufzubringen gewesen war, bereits verpfändet hatte, um nur die dringendsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Er schrieb daher im Anfange des Jahres 1561 noch einmal an den Herzog: „Ich kämpfe mit großen Schwierigkeiten. Ich bitte Ew. F. D. um Gottes willen, sie wollen mir gnädigst ihre Hand reichen und mir aus diesen Wogen und Wellen aufhelfen, damit ich nicht darin versinke und also der Nutzen, den Gott vielleicht noch durch mich armen Unwürdigen schaffen möchte, verbleibe. Bis anher habe ich noch Pfande gehabt, darauf ich zur Noth etwas borgen konnte. Jetzo ist nichts mehr da, denn das bloße Haus. So habe ich meine Besoldung an allen Orten auf zwei Jahre lang von wegen des Baues vorausnehmen müssen. Weiß nicht, wie ich ihm thue. Soll ich mehr Schulden machen, so komme ich mein Lebenlang nicht aus der Schuld und muß alle Zeit in den herzfressenden Sorgen stecken." Er

bittet daher den Herzog, für ihn irgend eine Hülfsquelle auszumitteln, auf irgend ein einträgliches Geschäft für ihn zu denken und sich der vater- und mutterlosen Waisen, die er unterhalten müsse, zu erbarmen, „da sie alle mit mir Noth leiden müssen, denn ich leider jetzo um Almosen bitten muß.“ Der Herzog streckte ihm hierauf 700 Thaler vor, die er erst nach sechs Jahren wieder zurückzahlen sollte. — So wenig erfreulich dieser Blick in das häusliche Wesen des übrigens sehr gelehrten Justus Jonas ist, so wird er doch nicht heiterer, wenn wir auf die ökonomische Lage des damals sehr berühmten Professors der Mathematik und Astronomie in Wittenberg, Erasmus Reinhold, hinsehen; denn Melanchthon, der ihn ungemein hochschätzte, empfahl ihn wiederholt dem Herzoge Albrecht und bat für ihn dringend um Unterstützung, um des Freundes so sehr drückende Lage doch einigermaßen zu erleichtern, weil Reinhold wegen des damals allgemeinen Mangels an Liebe zum mathematischen Studium immer nur wenig Zuhörer hatte, also auch nur ein spärliches Honorar einnahm und der Kurfürst von Sachsen sich ebenfalls wenig um das Aufkommen der Mathematik bekümmerte [1]).

1) Melanchthon sagt in einem Briefe an den Herzog von Preußen: **Mathemata paucissimi nunc discunt et pauciores ex potentibus ea studia adjuvant. Aula no-**

Aber selbst auch solchen Professoren, die nicht in dem Maße in ihrer ökonomischen Lage bedrängt waren, ging das Leben keineswegs ohne Sorge und Kummer hin. Die beständigen Stürme des Krieges ließen überhaupt die Wissenschaften nicht zu der Blüte gedeihen, zu der sie unter friedlicheren Verhältnissen bei dem so regen Eifer ihrer Pfleger sonst wol gelangt sein würden. Es gab damals keine Universität in Deutschland, die nicht entweder durch den Krieg oder durch sonstige Unfälle mancherlei Unglück zu erleiden gehabt hätte. Marburg hatte von seinem Flor schon im J. 1537 durch die stürmischen Zeiten sehr viel verloren, und man hoffte nur durch den Frieden den frühern Wohlstand der Universität wieder zurückkehren zu sehen. Wittenberg war bekanntlich im J. 1547 fast ganz aufgelöst, und die meisten Professoren hatten sich von dort geflüchtet. Melanchthon, Erasmus Reinhold und mehre andere lebten unter Sorge und Kummer in Zerbst, andere wanderten unstät umher, alle waren in ihren Studien gestört und alle sahen mit Bangigkeit in die düstere Zukunft. „Unsere ganze Universität", schreibt Reinhold aus Zerbst, „ist durch feindliche Waffen zersprengt und genöthigt, ins Exil zu fliehen und ohne festen Sitz

---

stra parum curat haec studia; s. Faber's Briefe Melanchthon's an Albrecht rc. S. 85.

umherzuschweifen. Ich kann in Wahrheit versichern, daß ich die nicht geringen Verluste in meinem Hauswesen doch gering achte gegen den großen Verlust an Zeit." Erst im Herbste des Jahres 1547 gewann man durch Melanchthon's Bemühungen bei dem neuen Kurfürsten Moritz wieder neue Hoffnung. Der berühmte wittenberger Theolog Johann Bugenhagen, den der Herzog Albrecht von Preußen in dieser traurigen Zeit gerne nach Königsberg hätte ziehen wollen, antwortete daher diesem auf sein gütiges Anerbieten: „Ich danke unterthänig, daß Ew. G. mir gnädiglich angeboten, daß ich aus diesem Jammer möchte bei Ew. G. sein. Ich weiß, wie Ew. G. gegen mich gesinnt ist; aber ich mußte meines Gewissens halben bei meiner Kirche bleiben, sollte ich auch darüber gestorben sein. Nun hat uns Gott gnädiglich erhalten und unsere hohe Schule mit dem Kirchenconsistorium gehet wieder an. Mein gnädiger Herr Herzog Moritz will nichts davon verringert haben, sondern auch noch vermehren. Für unsern lieben gefangenen Kurfürsten bitten wir auch öffentlich, daß ihn Gott wolle frei machen und Gnade finden lassen möge vor kaiserlicher Majestät und trösten seine Gnade mit dem heiligen Geiste und stärken im Glauben, daß er beständig bleibe. Solches kann unsere jetzige Obrigkeit wol leiden, und so viel ich verstehe, hat sie auch ein Gefallen daran; und wem sollte das auch mißfal-

len? — Meiner Tochter Mann, kaum 26 Jahre alt, ist vor sieben Wochen zu Christo gereist, und ich habe meine Tochter mit ihren Kindern wieder zu mir genommen. Herr Philippus hat auch sein Kreuz. Aber das alles ist noch nichts gegen dem, daß man der armen Christenheit das Evangelium Christi nehmen und das Reich Christi unter die Füße treten wolle mit List, Lästerung und Gewalt. Wir schreien hie mit unsern Kindern heimlich und öffentlich in unsern Kirchen und Predigten und beten in den Himmel im Namen Christi, daß Gott wolle mit Gnaden dareinsehen und thun uns nicht nach unsern Sünden, sondern um seines Namens willen: Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steuere des Papsts und Türken Mord. Gottes Wort geht stark bei uns; das Land beginnet sich wieder zu bessern; die Schule gehet herrlich wieder an; das Lectorium ist schier voll. Die Juristen haben uns verlassen; das kann bald gebessert werden; wenn's nur ein wenig still würde nach diesem Reichstage, so würde eine große Menge zu uns kommen." Diese freudigen Hoffnungen gingen indessen nicht so schnell in Erfüllung, als man wünschte, und auch noch im J. 1548 schien Wittenbergs Blüte für immer gebrochen zu sein. Denn noch im Herbst dieses Jahres erwähnt Melanchthon der Last der Arbeit und der mannichfaltigen Gefahren, sich über ihn und die Universität aufthürmten, so-

daß das Fortbestehen der letztern immer noch ungewiß bleibe. Zwar schien sich mit dem Anfange des Jahres 1549 zu Gunsten der hohen Schule Manches zu ändern, und der berühmte Professor der Theologie zu Wittenberg, Georg Major, schrieb daher dem Herzoge von Preußen: „Weil ich weiß, daß Ew. F. G. als ein christlicher und hochlöblicher Fürst für diese Universität und Kirche väterliche Sorge tragen, so gebe ich in Unterthänigkeit zu erkennen, daß, Gott Lob, dieser Länder Kirchen alle noch in gutem Frieden und im vorigen Stande und Wesen ohne alle Veränderung der Lehre und der Ceremonien sind. Die Universität ist auch noch in großem Zunehmen und es sind gewißlich über tausend Studenten vorhanden. Es werden auch diese künftige Woche drei und vierzig Magistri promovirt werden, darunter mehr denn vier und zwanzig sehr treffliche gelehrte Gesellen in mathematicis Disciplinis, Physica, Theologia, Linguis gräca und hebräa wohlgeschickt, also daß man eine Universität damit bestellen könnte; darunter auch Ew. F. G. Unterthan Mathias Lauterwein von Elbing den ersten Platz haben wird, welcher billig seiner sonderlichen Geschicklichkeit halben den andern allen vorgezogen wird. Wir hoffen und bitten auch zu Gott um fernere Erhaltung dieser Universität und sonderlich des Herrn Philippi, an welchem sehr viel gelegen; denn es sind gleichwol in diesem einzigen Jahre in drei

Facultäten drei vortreffliche Professoren uns entfallen und von hinnen zu unserm Herrn Christo geschieden, als Doctor Creutziger in Theologia, Doctor Augustinus Schurff in Medicina und Licentiatus Mauser in Jure." — Dennoch war man auch noch um diese Zeit nicht außer Besorgniß, ob die Universität noch lange bestehen werde; denn noch in demselben Schreiben meldet Georg Major dem Herzoge: „Vielleicht werden wir kürzlich unsern Schutz und unsere Hütten bei Ew. F. G. suchen müssen; denn von vielen Orten wird uns geschrieben, daß diese Universität nicht mehr lange und wir in großer Gefahr stehen werden. Es wird auch etlichen Professoren geschrieben und gerathen, daß sie sich bei Zeiten von hinnen begeben sollen; denn es werde uns von etlichen Potentaten hart gedrohet. Müssen's Gott befehlen! Es geht jetzt herum, daß man uns alle Bücher nehmen will; bin aber nicht gesinnt, daß ich meine geben wolle; es gehe mir darüber, wie Gottes Wille ist. Gott weiß, wann man uns verjagt; geschieht dasselbe, wie es denn vor Augen, so habe ich Niemand mehr zu Trost als meine Bücher." Diese bange Besorgniß um die Universität Wittenberg zog sich selbst noch mehre Jahre hin; denn noch im J. 1558 befürchtete man, „daß der Universität eine große Zerstreuung und Veränderung vorfallen werde, wenn Gott sie nicht sonderlich bewahre." — Und wie der wittenberger, so

drohte in diesen Jahren fast allen Universitäten Deutschlands gleiches Loos, daher es im Lectionsverzeichnisse der Universität Jena vom J. 1564 heißt: wenn man im deutschen Vaterlande umhersehe und die Geschichte und Schicksale aller Akademien betrachte, so finde man fast keine einzige, die nicht innerhalb wenigen Jahre durch irgend einen gewaltigen Sturm erschüttert, der größten Gefahr ausgesetzt gewesen sei [1]).

Indessen diese äußeren Stürme waren es nicht einmal allein, die den freudigen Eifer der Pfleger der Wissenschaften auf den vaterländischen Universitäten hier und da sehr niederbeugten und hemmten; auf mehren dieser hohen Schulen herrschte überdies entweder unter den Professoren selbst viel Zwietracht und Unfriede, oder sie wurden von Andern verleumdet, oft aufs gottloseste geschmäht, gelästert und verfolgt. Wir können hier weder die eine noch die andere der theologischen Streitigkeiten, die majoristischen, synergistischen, adiaphoristischen und kryptocalvinistischen Zänkereien, die besonders zwischen den Professoren in Jena und Wittenberg geführt wurden, als Beispiele

1) Si quis circumferat oculos per totam Germaniam et accurate historiam omnium Academiarum examinet, nullam fere deprehendet, quae non inter paucos annos insigni aliquo motu concussa periculum maximum senserit.

der zügellosesten Schmäh- und Streitsucht weiter verfolgen. Wir wollen dagegen nur aus der Behandlung eines in einem solchen Streite verwickelten jenaischen Professors ersehen, zu welchen Mitteln und Wegen der gemeinsten Art man hier und da fähig war, um den Gegner zum Schweigen zu bringen, und auf welche unverantwortliche rohe und barbarische Weise selbst Fürsten mit einem von ihnen angestellten akademischen Lehrer der heil. Schrift damals verfahren ließen.

Es ist dem Freunde der Kirchengeschichte wohlbekannt, in welchen ärgerlichen Streit der jenaische Professor Flacius an der Spitze einer Partei, von welcher Amsdorf einer der wildesten Schreier war, mit seinem Collegen Victorinus Striegel, einem Anhänger Melanchthon's in Jena, über das liberum arbitrium und die s. g. guten Werke gerieth, und wie das von den jenaischen Professoren Schnepf, Striegel und dem dortigen Superintendenten Andreas Hugel verfaßte Confutationsbuch den bittersten Zorn der Gegner aufreizte. Flacius wußte im Verlaufe des Streits auch die Fürsten von Weimar auf seine Seite zu ziehen, und da Striegel nicht zur Zurücknahme seiner Ansichten zu bringen war, so griffen die Herzoge, oder doch wenigstens deren Räthe unter ihrer Zulassung, zu einem Mittel, über welches wir einen Zeitgenossen und genauen Beobachter der damaligen

Zeitereignisse hören müssen, um es in seiner ganzen barbarischen Gemeinheit kennen zu lernen. Es ist der schon erwähnte Justus Jonas aus Wittenberg, von welchem der Herzog Albrecht von Preußen, welcher Striegeln gerne an die Universität Königsberg hatte ziehen wollen und deshalb großes Interesse an ihm nahm, folgenden Bericht über den Vorgang erhielt: „Die jungen Fürsten zu Sachsen (Weimar) haben Victorinum bei Nacht in der Stadt Jena überfallen und sammt dem Superintendenten des Orts, Magister Andreas Hugel, einem frommen, gottesfürchtigen, gelehrten, alten Manne, gefänglich, wie man Dieben und Mördern thut, wegführen lassen. Aus was Ursachen, oder aus wessen Rath und Eingeben, kann man noch nicht eigentlich wissen. Hätte er sich des Amsdorf und Flacius Illyricus Calumnien wollen gefallen lassen und dieselbigen vertheidigen, so wäre er der liebe Sohn gewesen. Dieweil er aber als ein frommer, gottesfürchtiger Mann nicht wider sein Gewissen handeln, auch den heiligen Mann Philippum (Melanchthon) nicht verdammen wollen, so hat man ihm dieses Kampfstücklein sehen lassen, wider aller Universitäten und Gelehrten alte löbliche Privilegia und von allen Kaisern hochbestätigte Freiheiten, welche verordnen, daß ein jeder Gelehrter oder Student vor keinem andern Richter, denn vor seinem Rector anfänglich zu beklagen sei, wenn auch gleich die Ver-

wirkung eine peinliche Klage mit sich brächte; wie Ew. F. G. denn solche herrliche Privilegia auch in Bestätigung Ihrer Universität Königsberg observirt und bestätigt hat. Aus welchem allen ganz klar, daß dieses sich viel weniger mit den Privilegien unsers Standes reimet, daß man bei Nebel und Nacht unverwarnter Sache, ohne eine Citation, mit gewappneter Hand in eine Universität einfällt, die Professoren schimpirt und endlich gar davonführt, wie in Jena geschehen. Am heiligen Ostertage nämlich hat man an die hundert Hakenschützen, desgleichen an funfzig oder sechzig Pferde, unter welchen jedoch Keiner von Adel gewesen, in Weimar auf den Abend sich rüsten lassen, ihnen aber nicht angezeigt, wem oder wohin es gelte; denn man hat diese Dinge sehr heimlich gehalten, auch derenthalben zwei Tage zuvor auf der Straße zwischen Weimar und Jena gestreift, den Boten alle Briefe genommen und erbrochen, auch etliche Wandersleute, unter welchen der junge Doctor Cornarius, untersucht und wieder zurück in die Stadt Weimar geführt, auf daß Victorinus ja nicht etwa gewarnt würde und sich (dessen er doch nie Willens gewesen) davonmachte. Folgends am Ostermontage zwischen zwei und drei in der Nacht sind die Thore der Stadt Jena auf vorangehende fleißige Bestellung geöffnet worden, Reiter und Hakenschützen hineingelassen, welche alsbald in die zwei Gassen, darin Dr. Victorinus und der Su=

perintendent ihre Wohnung haben, gerückt, dem Victorinus mit großem Ungestüm die Thüre mit Aexten und Zimmerbeilen aufgehauen, und als der fromme, ehrliche Mann aus Schrecken sammt seiner tugendreichen lieben Hausfrau im Hemde herabgelaufen und gefragt: was da wäre? ob Feuer da wäre? haben die Oelberger geantwortet: Was sollte da sein? Wir sind da und wollen dich losen Bösewicht dahin führen, wohin du gehörst. Als sein frommes Weib diese Worte gehört, hat sie Zeter und Mordio angefangen zu schreien; durch welches Geschrei sie die Judasrotte also erzürnt, daß einer unter den Oelbergern, sonder Zweifel ein ehrvergessener Schelm, dem armen erschrockenen ehelichen frommen Weibe eine Zündbüchse vor den Leib gehalten und gesagt: Schweig, du Pfaffenhure, oder ich will eine Kugel durch dich schießen! Welche Schmähung Dr. Victorinus verantwortet; darauf sie ihn einen Schelm gescholten, wodurch er denn nicht unbillig bewegt und wieder gesagt: Ei! bist du ein Schelm, so bleib einer; ich bin kein Schelm! Dieser Lärm hat nicht lange gewährt, denn die Oelberger haben sich vor den Studenten und der Bürgerschaft, wo sie des Spiels inne und wach würden, sehr besorgt und derwegen so heftig geeilt, daß sie auch dem frommen Manne Victorinus nicht haben Weile gelassen, daß er seine Kleider hätte anziehen können, sondern man hat ihn im Hemde auf den Weg ge-

stoßen und mit Noth so lange gewartet, daß man ihm die Kleider hintennach geworfen. Mit dem Superintendenten hat man etwas gelinder verfahren, und wie der gemeine Laut gehet, so werden sie sehr hart gehalten und nicht so tractirt, wie billig solche Leute, ob sie gleich ein Größeres verwirkt hätten, gehalten und tractirt werden sollten. Gott tröste die frommen, heiligen Leute, wehre und steuere den Teufelskindern, welche die jungen Fürsten auf solche Umwege führen." Späterhin heißt es in demselben Briefe: „Jetzo den Augenblick wird gesagt, daß Victorinus seiner Hausfrau geschrieben und sie also getröstet haben soll: sie solle sich nicht bekümmern; er habe gnädigere Fürsten, denn er je zuvor gehabt. Die Dinge, so ergangen, seyen nicht von den Fürsten selbst, sondern von den Räthen hergekommen; es werde Alles gut werden. Ob aber diese Zeitung wahr sei oder nicht, weiß ich nicht zu sagen. Es sind wunderliche Händel!" Einige Zeit nachher stattete Justus Jonas dem Herzoge über den Vorgang noch folgenden Bericht ab: „Ich kann Ew. F. G. nicht bergen, daß ich seit der Zeit von tapfern, wahrhaften Leuten erfahren, daß man mit dem frommen Manne Victorinus noch viel grausamer umgegangen ist, da man ihn gefänglich hinweggeführt, als ich früher geschrieben. So kann man auch diese Stunde noch nicht eigentlich wissen, wo man sie beide gefänglich hält und was man mit

ihnen zu thun Willens. Die frommen, gottesfürchtigen Männer werden in diesen Landen von jedermänniglich hoch beklaget; so bittet man zu Wittenberg täglich auf allen Kanzeln für sie. Es lassen sich etliche weimarische Räthe hören: die Herren von Weimar wollten sich dieser Handlung halben durch einen öffentlichen Druck entschuldigen und Ursache anzeigen, warum sie zu solchem Ernst verursacht worden. Solches hätte wol ein Ansehen, wenn man die frommen ehrlichen Leute auf freien Fuß thäte und zu gebührlicher Antwort und Verhör kommen ließ. Also aber mag man schreiben und drucken, was man will; verständige Leute werden gleichwol wissen, wiefern solcher Entschuldigung Glauben zu geben. Es sei, wie ihm wolle, so ist es eine **res mali exempli**, daß man mit gelehrten Leuten und dazu mit so hohen Personen und Dienern des göttlichen Wortes so grausam umgehen und so streng fahren soll. Man ist ihm nicht allein bei Nebel und Nacht in sein Haus gefallen, Thür und Angel in Stücken zerhauen, sondern die Judasrotte ist dem frommen ehrlichen Manne Victorinus (ich muß es doch schreiben, wie ich's neulich gehört, und mein Ansager ist Herr Joachim Camerarius, welcher nicht gerne ungewisse Dinge nachsagt) in seine Schlafkammer gefallen, haben ihn auf einer Seite des Bettes gefunden, ganz bloß und gleich in dem, daß er sein Hemd über das Haupt

und an seinen Leib gezogen. Sein frommes ehrliches Weib, des seligen Mannes Doctor Schneppii Tochter, haben sie auf der andern Seite des Bettes mutterleibesnackt gefunden, da das fromm tugendreich Weib stumm und bestürzt gestanden wie ein Stock, sich vor Schrecken nicht regen noch besinnen können [1]. — Des alles ungeachtet haben sie ihr Büchsen und Spieß vor das Herz gehalten und sie mit Schmähworten gräulich angegriffen. Darob das erfolgt ist, was ich vormals Ew. F. G. zugeschrieben; dann hat ihr endlich Victorinus, wie Etliche sagen, selbst ein Kleid übergeworfen; und wie man ihn auch unangezogen auf den Wagen gerissen, ist seine vornehmste Sorge für sein liebes Weib gewesen, und hat dasselbe etlichen Bekannten, die in Eile zugelaufen, empfohlen. Man sagt, das fromm ehrlich Weib sei noch diese Stunde etwas bestürzt, auch dermaßen, daß man sich einer andern Beschwerung ihrenthalben besorgt. Wem sollte diese unchristliche, türkische Tyrannei nicht wehe thun? Wer kann gelinde Worte in re tam atroci gebrauchen? Ich habe Sorge, Gott wird diese Dinge ungestraft nicht lassen. Ich für meine Person gönne es den jungen Herren nicht. Sie lassen sich,

1) Hier folgt eine Beschreibung des damaligen Zustandes der Frau, die sich nicht füglich hier nacherzählen läßt.

wie männiglich davon urtheilt, zu sehr durch etliche junge Räthe und dann durch den Starrkopf Niklas Amsdorf regieren."

Die wichtigste Ursache dieser greuelhaften Behandlung Victorin Striegel's war allerdings, wie Justus Jonas selbst schon andeutet, seine treue Anhänglichkeit und sein Festhalten an Melanchthon und an den kursächsischen Theologen zu Wittenberg, gegen welche Flacius, obgleich ihn Melanchthon früher mit Wohlthaten überhäuft hatte, einen untilgbaren Haß nährte. Zwischen den meisten Professoren zu Wittenberg und Jena herrschte überhaupt besonders seit den Jahren 1557 und 1558 der bitterste Widerwille; denn man ging damals in Jena offenbar darauf aus, Wittenberg von seiner Höhe herunterzustürzen und Jena auf dessen Trümmern triumphiren zu sehen; daher die kecke Behauptung der Jenenser, nur in Jena sei das wahre Lutherthum zu finden; daher die Menge von groben Schmähschriften, die theils aus Jena, theils von gleichgesinnten Theologen aus Magdeburg, diesem Sammelpunkte aller unruhigen Köpfe, gegen die Wittenberger, besonders gegen Melanchthon, Bugenhagen und Georg Major in alle Welt ausgingen. Der Letztere spricht sich darüber in seinen Briefen an den Herzog von Preußen also aus: „Das ärgerliche und calumniöse Schreiben wider uns nimmt noch kein Ende; denn diese Scriptores sehen, daß solche Bücher

bei den Buchdruckern ihnen Geld und bei dem gemeinen Manne ein großes Ansehen bringen, und ist zu verwundern, daß solches in der Stadt Magdeburg geduldet wird, welcher wir allhie doch auch dienen; denn auch gestern erst sind zwölf ehrlicher und reicher Bürger Söhne der Studien wegen von dort anhergekommen; schaden auch dieser Universität solche Lästerschriften so wenig, daß nicht viel weniger denn in die 2000 Studenten Gott Lob allhie sind, und noch täglich viele zuziehen." Und in einem andern Briefe heißt es: „Es werden die Theologen dieser Universität von denen zu Magdeburg mit vielen unvernünftigen, groben Schriften hart geschmäht. Dieweil sie aber aus Unwahrheit und aus lauterem Hasse, um Aufruhr anzurichten, auf die unsern erdichtet sind, so thun solche Lästerschriften bei verständigen Leuten wenig Schaden; denn viele Leute, welche gegenwärtig unsere Lehre und Kirchenstand vor Augen in vorigem Wesen stehen sehen, tragen großes Mißfallen ob solchem groben und störrigen Schreiben, welchem auch, will's Gott, kürzlich soll geantwortet werden. Es sind aber gerade diejenigen Scribenten, so etwan allhie in dieser Universität viele Wohlthaten empfangen, nun aber um größerer Freiheit willen sich gegen Magdeburg gewandt haben, die noch nicht aufhören, mit vielen Schmähschriften etliche vornehmste und unschuldige Personen beider Universitäten, Wittenberg und

Leipzig, bei dem gemeinen Manne in Argwohn zu führen."

Neben diesen Stürmen von außenher herrschte aber auf vielen Universitäten damals auch schon das alte Uebel des Neides und des Strebens der älteren Professoren, die jüngeren sich heranbildenden akademischen Lehrer zurückzudrängen und nicht emporkommen zu lassen. Auch selbst Wittenberg war von diesem Uebel nicht frei, und sogar einige der angesehensten Professoren setzten sich dadurch dem gerechtesten Tadel aus. Man schlug hiezu schon damals mancherlei Wege ein. Wenn es im J. 1560 einigen geldarmen Studenten dieser Universität einfiel, durch Dedicationsunfug sich einige Gulden zu verdienen, indem sie die Titel, Dedicationen und Vorreden mehrer von Professoren und anderen Schriftstellern herausgegebenen Bücher veränderten, neue Titel anfertigten, in Dedicationen andere Namen setzten oder Dedicationsbriefe eindrucken ließen und solche Bücher dann zum Verkaufe herumtrugen, oder denjenigen Personen und Städten zubrachten, an welche die Dedicationen gerichtet waren, um sich von ihnen ein Honorar zu erbetteln, so war dieses, wenn gleichwol tadelnswerth, doch immer nur ein Studentenstreich, den man dem hungrigen Magen der armen Studiosen nachsehen mußte. Aber wie, wenn der so angesehene Professor der Theologie zu Wittenberg, Georg Major, sich einen

ähnlichen Streich, wie es scheint, zum Theil aus ganz anderen Beweggründen erlaubte? — Die Sache war, wie Justus Jonas dem Herzoge von Preußen berichtet, folgende. Melanchthon hatte bekanntlich den Abriß der Weltgeschichte seines Schülers Johann Carion zu einer vollständigern Chronik umgearbeitet und so jenes dürftige Compendium zum Hauptwerke über die allgemeine Geschichte in dieser Zeit umgeschaffen. Er wünschte selbst eine deutsche Übersetzung dieses Werks und übertrug diese seinem vertrauten Freunde, dem Professor Justus Menius. Da dieser indessen starb, ehe die Arbeit vollendet war, so setzte sie auf Melanchthon's Bitte sein Sohn Eusebius Menius, der eine Tochter des Sabinus und Enkelin Melanchthon's zur Ehe hatte und damals Professor der lateinischen Sprache in Wittenberg war, weiter fort und vollendete sie im J. 1560, nachdem er schon im vorhergehenden Jahre mit dem Verleger Alles verabredet und diesem namentlich das Manuscript ganz umsonst zu geben versprochen hatte. Unterdessen aber war auch Georg Major auf den Gedanken gekommen, die Chronik zu übersetzen; und um nun den Professor Menius, einen noch ganz jungen Mann, nicht zuvorkommen zu lassen, wußte er heimlich dessen Verleger zu bereden, seine Uebersetzung im Drucke eher anzufangen, weil er vermuthete, Menius werde, wenn er von seiner Uebersetzung höre, die seinige gar nicht drucken lassen. Major indessen irrte

sich; denn als Menius die Sache erfuhr, erklärte er auf Melanchthon's Rath dem Verleger, er werde seine Uebersetzung, die bereits vollendet sei, nun so schnell als möglich in Leipzig drucken lassen, und da der Verleger sich dagegen auf sein Privilegium berief, so mußte Menius die Streitsache an die kurfürstliche Regierung bringen, von welcher bald die Entscheidung einging: der Verleger solle den Doctor Major für die bereits gedruckten Bogen seiner Uebersetzung entschädigen, Menius aber den Druck seiner Uebersetzung von den bereits gedruckten Bogen der Major'schen Uebersetzung an fortsetzen lassen und das Recht haben, das Buch unter seinem Namen erscheinen zu lassen und es zu dediciren, wem er wolle. Major ließ sich nun wirklich vom Verleger, dem mit Verluste seines Privilegiums gedroht war, 35 Thaler als Entschädigung auszahlen, verlangte aber von Menius, daß er die Vorrede und Dedication schreibe. Da dieser jedoch klar einsah, was Major damit beabsichtigte, sich also seiner Foderung widersetzte und das Werk mit einer schönen Vorrede dem Erzbischof zu Magdeburg dedicirte, so verfaßt nun Georg Major noch eine besondere Vorrede, läßt sie heimlich drucken, beredet den Buchdrucker, die fertigen Exemplare der Uebersetzung vierzehn Tage zurückzubehalten und auch dem Menius kein Exemplar verabfolgen zu lassen, läßt für sich in aller Eile einige Exemplare sehr schön einbinden und

schickt sie dem Erzbischof von Magdeburg und mehreren Fürsten zu, in der Hoffnung, dem Menius auf diese Weise das gewöhnliche Honorar, welches für solche Dedicationen gespendet wurde, zu entziehen und in seinen Beutel zu bringen. Die Sache klärte sich indessen bald auf; denn als Menius nach einiger Zeit dem Erzbischof ebenfalls ein Exemplar zusandte, erhielt er von dessen erstem Rathe, Magister Paul Prätorius, in einem Schreiben die Anfrage: wie es denn zugegangen sei, daß nicht er, sondern Georg Major dem Erzbischof das erste Exemplar zugeschickt habe? Menius berichtete nun nach eingezogenen Erkundigungen den ganzen Verlauf der Dinge; die Sache wurde jetzt allgemein bekannt und machte in Wittenberg um so größeres Aufsehen, da man ein solches Verfahren des angesehenen Theologen, des Schülers Luther's und Melanchthon's, kaum je erwartet hatte. „Ich habe mich sehr verwundert," schreibt Justus Jonas, „denn ich hätte mich eher eines Andern versehen, als daß ein solcher hoher Mann seines Eigennutzes halben einen jungen Mann, der sich der Ehre und Tugend annimmt und der Christenheit zu Nutze zu sein begehrt, also zu hindern sich unterstehen sollte; und ob ich wol den Herrn Dr. Major theuer und hoch halte, ihm auch sein Gedeihen und Wohlfahrt von Herzen gönne, so thut mir doch diese Unbilligkeit sehr wehe. Cicero der Heide sagt: Ein junger Mann

soll sich großer Dinge annehmen, denn er könne leichtlicher fortkommen als ein Anderer, sintemal man der Jugend nicht allein nichts vergönnt, sondern dieselbe allenthalben zu fördern pfleget (**Juvenes magna spectare et ad ea rectis studiis contendere debent, quod eo facilius faciunt, quia non modo non invidetur illi aetati, verum etiam favetur**). Solches sagt ein Heide von den Heiden und ist auch ohne Zweifel bei den Heiden also gehalten worden. Unter uns, die wir uns des christlichen Namens rühmen, geht es also zu, daß man einen jungen Mann nicht allein zum höchsten beneidet (wie ich denn leider wol erfahren, auch noch täglich erfahre, darum mir denn auch diese gegenwärtige Sache desto mehr zu Herzen geht), sondern wo man kann und mag, mit heimlichen Praktiken drückt und hindert. Und es denken die Alten nicht anders, als sie müssen verderben, wenn sie die Jungen lassen aufkommen, da ihnen doch das Widerspiel begegnen würde, sintemal ein junger Mann, der sich der Ehre und Tugend annimmt, sonder Zweifel auch der Tugend nicht vergessen würde, die da heißet: **maiores honora**, wenn die Alten ihres Amts gegen die Jungen eingedenk wären, dieselben förderten und ihnen hölfen, damit sie auch in den Sattel kommen und neben den Alten ritterlich zu Erhaltung der Lahr, Kunst und aller Ehrbarkeit fechten und also die Alten ersetzen und vieler

Mühe überheben könnten. Also ist es bei unsern Voraltern gegangen. Da hat es auch in Regimenten wohl gestanden; die Jungen sind neben den Alten aufgewachsen; hat ein Jeder seinen Stand wie in einer Schlachtordnung verlediget und, bis er ferner in ein anderes Glied rücket, müssen behalten. Jetzo wollen die Alten die Jungen nicht leiden, drücken sie, beneiden sie, hindern sie. Wenn dann die Jungen solches merken, so wächst Manchem, der etwas hinter sich fühlt, der Muth, und setzt sich oft mancher junge Mann wider seinen Willen einem alten entgegen, den er sonst von wegen seines Alters und seiner Erfahrenheit lieber in allen Ehren hielte, ja, wenn es möglich wäre, auf den Händen trüge. Bisweilen gelingt es Einem, daß er hervorkommt, so ist dann der alte Adam, der uns Allen in der Haut steckt, da, schürt mit allen Kräften zu, damit er sich an Dem, der wider seinen Willen hervorkommt, räche. Wird also oft ein alter ehrlicher, wohlverdienter Mann heruntergesetzt, da er wol hätte obenan bleiben können, wenn er sich gegen die Jungen also erzeigt hätte, wie es die Ordnung der Natur erfodert. Ich gönne dem Doctor Major alles Gute, das weiß Gott; daß ich ihm aber gönnen sollte, daß er einem armen jungen Manne, der allererst anfängt, Haus zu halten und es sich mit Studiren Tag und Nacht blutsauer werden läßt, den Bissen vor dem Munde abschnitte und

sich damit bereicherte, das gönne ich ihm nicht." Da sich der Herzog Albrecht in seiner Antwort auf diesen Brief über Georg Major's Handlungsweise sehr misbilligend aussprach und unter Anderm äußerte: „Es thut uns solches nicht wenig von Georg Major befremden, ist auch in Wahrheit billig zu beklagen, daß unter den Gelehrten und sonderlich den Theologen solcher Neid ist und Einer den Andern also hindert; daraus zu sehen, ob sie wol mehr wissen und verstehen als wir Anderen, daß sie doch auch die Menschlichkeit also drückt, daß sie selbst Das thun, was sie an anderen Leuten strafen;" so suchte Justus Jonas den Georg Major einigermaßen damit zu entschuldigen, daß „der fromme, gottesfürchtige Mann das Haus voll unausgestatteter Töchter habe, welcher Wohlfahrt er gerne stiften wolle;" er bat daher auch den Herzog, „ihm die Gebrechlichkeit, der er sich in Menius Sache habe vernehmen lassen, nicht entgelten zu lassen, in hoher und christlicher Betrachtung, daß der alte Adam auch den Kindern Gottes anklebt!"

Man sieht es schon aus diesen Aeußerungen, daß auch Justus Jonas, ein junger aufstrebender Mann, der vorzüglich juristische Vorlesungen hielt, sich aber auch viel mit theologischen Studien beschäftigte, sowol unter den Juristen als Theologen zu Wittenberg seine Neider und Feinde hatte. Er spricht sich darüber noch näher aus, indem er über den unter den

Professoren Wittenbergs herrschenden Geist dem Herzoge Albrecht unter Anderm schreibt: „So ist die liebe Welt jetzo also geschickt, daß auch Die, welche Christen, ja wol Lehrer der Christen wollen genannt werden, ihrem Nächsten nichts gönnen, sondern denselben, wo sie können und mögen, hindern; besorgen sich alle Zeit, was ihrem Nächsten zugehet, das gehet ihnen ab. Wo mein Weib nicht so schwacher Beschaffenheit wäre, auch von mir dazu könnte beredet werden, so wollte ich mich stracks von hinnen an die Universität Königsberg wenden. Allhie zu Wittenberg geht mir's also, daß man mich gerne verdrücken wollte, dazu ich, sowahr mir Gott helfe, keine Ursache gebe, sondern der leidige Neid regiert also in Derjenigen Herzen, die sich selbst für gerecht achten, aber der wahren Gerechtigkeit nie theilhaftig werden. Wo man mir Beschwerung zufügen kann, das thut man; in Summa, ich bin Der, der große Ursache hat, zu beten: Herr, siehe, daß meiner Feinde so viel sind und hassen mich aus Frevel! Wo nun der liebe Gott nicht Gnade verliehe, daß mich das Gesellich (d. h. die Studenten) gerne hörte und ich, Gott Lob, ein frequenteres Auditorium habe, denn keiner unter den anderen Juristen (was denn auch keine geringe Ursache des Neides ist), so hätten sie mich längst unterdrückt. Ich muß aus Noth neben der öffentlichen Lection privatim für Geld lesen, welches, ob es wol

an sich selbst keine Schande ist, ihnen doch die Freude gibt, daß sie daraus spüren, daß ich sehr hart bedrängt bin, wie es denn wahr ist und ich mit wehmüthigem Herzen klage. Könnte ich den Mantel nach dem Winde hängen und die erkannte Wahrheit, wo nicht verleugnen, doch verschweigen, vielleicht hielte man mich werther. Es wäre nicht Wunder, daß mein armes Weib und ich vor Traurigkeit und Herzeleid stürben. Jedermann stößt an uns wie an eine hangende Wand, daß wir fallen sollen, und man hernach mit Füßen über uns gehe. Ich merke, daß man sich heftig bemüht, mich zu verdrücken, und es thut meinen Widerwärtigen nichts so wehe, als daß ich an Ew. F. D. einen Fels und Zuflucht habe."

In der philosophischen Facultät war es vorzüglich der Professor der Dialektik, Peter Vincentius, und unter den Theologen Georg Major und Paul Eber, die er für seine Gegner ansah. Bei den beiden letzteren, die Jonas nicht selten „Weltfüchse" und „Zeitschwänze" nennt, war er am meisten durch sein Disputiren über Religionsgegenstände in übeln Ruf gekommen, weil er oft viel zu freie Ansichten und vor Allem, was ihm am meisten schadete, eine große Anhänglichkeit an des in Wittenberg allgemein verhaßten Osiander's Lehrsätze ohne Rückhalt ausgesprochen. Daher schreibt er auch einmal dem Herzoge: „Das Aergste, das sie mir haben Schuld geben kön-

nen, ist, daß ich viel von der Religion disputire, welches ich doch nicht eher thue, als wenn ich durch ihre Schmäh- und Lästerworte die Wahrheit zu bekennen gedrungen werde, und wenn sie sitzen auf Calvinus oder Osiander, und derselben Lehre, welche ich weiß und gewiß bin, daß es die Wahrheit Gottes ist, schelten. Ich kann nicht dabei schweigen, daß man die Wahrheit Gottes Ketzerei und Irrthum nennt, wie noch gestern im öffentlichen Auditorio in einer Declamation im Beisein des Herrn Magister Funk fast vor zwei- oder dritthalbtausend Studenten gesagt wurde: Osiander von Nürnberg hätte das ganze Land zu Preußen mit falscher Lehre vergiftet. Solche öffentliche Lügen kann ich unverantwortet nicht lassen. Magister Funk, dem ich geklagt, daß man mich unterdrücke, hat mir geantwortet: „Disputirt nicht zu viel!" So will ich hinfort auch nicht mehr ein solcher Eiferer sein, sondern der Klugheit gebrauchen, der Andere gebrauchen. Als ich zuerst hieher gen Wittenberg kam, dachte ich, es hätte die Meinung mit den Theologen, wie es zu Doctor Creutziger's und meines Vaters Zeiten mit ihnen hatte, da sie schwerlich mit ihrer Besoldung auskommen konnten. Der Zeit aber habe ich erfahren, daß jetzo Niemand reicher ist denn sie, wie sich auch Etlicher Werke ansehen lassen. So muß man schier schließen, wiewol ich ihnen solches nicht Schuld geben will, die Theologie

sei ihnen sofern nur Ernst, als sie Ehre, Ansehen und Reichthum bringt." — In der juristischen Facultät, wo damals Lorenz Lindemann, Joachim von Beust, Georg Cracovius, Johannes Schneidewein und einige andere Ordinarien waren, beneideten ihn Mehrere wegen des großen Beifalls, den er bei den Studenten fand, und dieser Beifall war die Folge von ungleich freieren neuen Ansichten über viele Gegenstände seiner Wissenschaft. Wie er diese überhaupt von einem ganz andern Gesichtspunkte ansah als seine Collegen, spricht er in einem Briefe an den Herzog Albrecht aus, indem er sagt: „Ew. F. D. wissen, daß zur Bestellung des Regiments ein frommer, rechtschaffener Jurist Gott und seiner Christenheit ja eben so viel dienen kann als je ein Theolog. Nun sind diese Juristen aber gar selten; die Ursache ist, daß man bisanher anstatt der Rechte nichts Anderes denn subtile Spitzfindigkeiten, damit man die Leute unter einem Scheine des Rechten verurtheln konnte, studirt und gelernt hat. Jetzo aber erwecket Gott in Frankreich und anderen Orten Leute, die der Juristen Betrügerei ja so scheinbar an den Tag geben, als der selige Mann Luther des Papsts und seiner Theologen Büberei an den Tag gelegt. Deshalb wäre wol von Nöthen, daß man die besten Ingenia zum Studium Juris hielte, auf daß endlich Diejenigen, die für ihre Betrügerei ja ebenso heftig streiten,

als der Papst für seine Messe und Ablaß gestritten hat, durch die Menge der rechtschaffenen Juristen überwältigt, und also das rechte Recht einmal wieder auf die Beine gebracht würde."

In dieser Stellung zu den älteren Professoren, die den Senat oder das s. g. Consistorium der Universität bildeten, mußte nun freilich Justus Jonas als Professor extraordinarius manche bittere Kränkung erdulden; weshalb er später, als wegen seines Strebens nach auswärtigen Diensten und besonders wegen seiner Einmischung in die Grumbach'schen Händel eine Untersuchung über ihn verhängt wurde, in seiner an den Kurfürsten von Sachsen gerichteten Vertheidigungsschrift auch offen erklärte: „Hätten mich die Herren der Universität Wittenberg für einen Professor anerkannt, so hätte ich mich mit Gottes Hülfe gleich Anderen mit Lesen erzeigen können. Dieweil sie mich aber in ihre Consistoria niemals gefordert, auch des Vortheils, den die anderen Professoren haben, in keinerlei Weise theilhaftig gemacht und in Summa mich nicht anders, denn einen andern gemeinen Studenten, wenn sie im Consistorio versammelt waren, vor der Thüre stehen ließen, zudem sich ihrer etliche deshalb, daß ich von Ew. kurf. G. auch nicht gebraucht werde, fast höhnisch vernehmen lassen: Ew. kurf. G. gäben mir das Dienstgeld als ein Almosen; so haben Ew. kurf. G. gnädigst zu ermessen, daß ich nicht aus

Muthwillen oder Vorwitz, sondern aus hochdringender Noth mich außerhalb Wittenberg um Ehre und Beförderung bewerben müssen, dieweil mir innerhalb demselben so gar keine widerfahren konnte. Wo ich mich von meinem väterlichen Erbe eine Zeit lang in Wittenberg hätte erhalten können, so wollte ich den Sachen wol Rath geschickt und eben Das gethan haben, was mir Die, welche aus vollem Beutel reden, oft gerathen, nämlich wollte so lange mit hohem Fleiße gelesen haben, bis sie mich wider ihren Willen hätten hervorziehen müssen. Dieweil ich aber keinen Heller noch Pfennig ererbet, so hat sich viel Lesen und wenig Essen oder wol gar Hungerleiden bei mir nicht zusammenschicken wollen."

Hemmten nun schon diese bisher erwähnten Verhältnisse das schnelle und frischere Erblühen der Wissenschaften um diese Zeit, so hören wir auch vielfältige Klagen über das geringe Interesse der meisten Fürsten an Beförderung der Wissenschaften; denn theils fehlte es diesen an der Einsicht über das Bedürfniß und die heilsamen Erfolge einer gelehrten Bildung in ihren Staaten, theils waren sie zu sehr in Kriege und die stürmischen Bewegungen der Zeit hineingezogen, theils gebrach es manchem auch an den nöthigen Mitteln, die zur Beförderung gelehrter Bestrebungen dienen konnten. So schildert selbst Melanchthon die Fürsten seiner Zeit in dieser Hinsicht

keineswegs von vortheilhafter Seite, wenn er sagt: „Die Fürstenhöfe sind gegen gelehrte Männer keineswegs freigebig, und gegen philosophische und freie Köpfe findet man sie fast feindlich gesinnt"[1]). Daher auch seine große Abneigung gegen alles Hofleben, und seine beständigen Wünsche, am liebsten unter einer freien, republikanischen Verwaltung leben zu können[2]). Er mißt die Schuld dieses Mangels der Fürsten an Interesse für wissenschaftliche Studien vor Allem ihrer Erziehung bei, da sie, unter Jagd- und Pferdeliebhaberei aufgewachsen, nie etwas Höheres kennen gelernt. Ebenso beklagt sich Johannes Draconites bitterlich über den Kaltsinn der meisten Großen, dem es zuzuschreiben sei, daß manches treffliche literarische Werk nicht ans Licht treten könne. An akademische Institute auf den Universitäten, wie wir sie heut zu Tage sehen, war noch gar nicht zu denken. Fast das einzige war eine Bibliothek (Liberei); aber wie spärlich und armselig diese damaligen Büchersammlungen bei der Theuerung der Bücher gewesen

---

1) Aulae sunt in homines litteratos nequaquam liberales, deinde inimicae fere philosophicis et liberis ingeniis.

2) Vgl. die gesammelten Stellen aus seinen Schriften in Strobel's „Neuen Beiträgen zur Literat. des 16. Jahrh." B. IV. St. 1. S. 208 u. f.

sein mögen, läßt sich schon aus dem Fonds schließen, den z. B. die Bibliothek zu Wittenberg hatte; er betrug jährlich nur 100 Gulden, wofür „zum Nutzen der Universität und sonderlich armer Studenten die Liberei mit Büchern in allen Facultäten und Künsten, auch in der hebräischen und griechischen Sprache stattlich vermehrt und verbessert werden sollte.“ Der angestellte Bibliothekar, ein Magister, zog ein jährliches Lohn von 40 Gulden.

Melanchthon äußerte öfter, wenn er sah, wie wenig von den Fürstenhöfen für das weitere Gedeihen der Wissenschaften geschah, die größte Besorgniß für die kommenden Geschlechter; „denn wahrlich,“ sagt er einmal in einem Briefe an den Herzog von Preußen, „so die hohen Regenten die Studien nicht retten, so ist eine große, jämmerliche Barbarei, Verwüstung der Kirchen und anderer schöner und nützlicher Künste Untergang zu besorgen, und wird an vielen Orten jetzund dieser Schade gespüret.“ Ebenso klagen auch andere berühmte Gelehrte dieser Zeit, als Eoban Heß, Erasmus Reinhold, Johann Carion u. s. w. nicht selten über den Mangel an Theilnahme und Förderung wissenschaftlicher Werke von Seiten der Könige und Fürsten. Um so höher schätzte und rühmte man die wenigen aus der Zahl der Regenten, die sich durch Unterstützung gelehrter Bestrebungen, durch Aufmunterung ausgezeichneter Männer und durch reges In-

tereſſe an dem wiſſenſchaftlichen Treiben der gelehrten Welt vorzüglich hervorthaten. „Dieweil in dieſer unruhigen Zeit," ſagt Melanchthon, „alle Könige, Potentaten und der mehrere Theil der Fürſten ſich ſelbſt mit unnöthigen Kriegen und Verhinderungen beladen, ſo iſt wahrlich Gott zu danken, daß etliche wenige Fürſten dennoch der Studien und Kirchen nicht vergeſſen."

Unter den Fürſten Deutſchlands war aber ſicherlich keiner, der an regſter Theilnahme an Allem, was Wiſſenſchaft und Kunſt anlangte, an Unterſtützung und Ermunterung der Gelehrten und an Aufopferungen und Spenden für gelehrte Unternehmungen den Herzog Albrecht von Preußen übertraf. Er konnte ſelbſt zwar für nichts weniger als für einen gelehrten Fürſten gelten und hatte in ſeiner Jugend ebenſo wenig als andere Fürſtenſöhne dieſer Zeit eine gelehrte Bildung genoſſen, vielmehr Manches darin ſehr verabſäumt; allein ſeine große Zuneigung zum Gelehrtenſtande und ſeine Pflicht als Fürſt erweckten in ihm die wohlwollendſten Geſinnungen gegen die Erhalter und Pfleger der Wiſſenſchaften und Künſte ſeiner Zeit. Er ſagt ſelbſt in einem Briefe an Oſiander im J. 1540: „Wir klagen leider itzund nichts höheres, denn daß wir ſelbſt in der Jugend nicht fleißiger geweſen und ſo viel gelernt haben, als wir zum Theil itzund verſtehen, daß es wol uns von Rö-

then thäte. Was wir aber dennoch für unsere Person zu Erhaltung der Kunst und Studirens, auch zu Förderung der Gelehrten thun können, wollen wir an unserem geringen Vermögen nichts erwenden (fehlen) lassen; denn wir haben hohe Kunst und gelehrte Leute von Jugend auf lieb gehabt." Er stand daher besonders seit den Jahren 1530 und 1540 bis an seinen Tod mit den ausgezeichnetsten Männern und Gelehrten seiner Zeit in einem sehr lebendigen Briefwechsel, und es finden sich zahlreiche Briefe an ihn von Luther, Melanchthon, Joachim Camerarius, Georg Spalatin, Johannes Bugenhagen, Johann Carion, Johann Draconites, Justus Jonas, Erasmus Reinhold, Georg Hartmann, Kaspar Aquila, Peter Hegemon, Flacius Illyricus, Paul Eber, Georg Major, Andreas Osiander, Kaspar Peucer, Victorinus Striegel, Friederich Staphilus, Martin Chemnitz, Andreas Aurifaber, Veit Dieterich, Kaspar Hedio, Johann Brentz, Kaspar Creutziger, Georg Sabinus und mehreren Anderen, also von Gelehrten aller Fächer. Der Herzog stand bei allen diesen Männern in außerordentlicher Achtung und genoß unter ihnen die allgemeinste Liebe; jeder rühmte ihn von dem Standpunkte seiner Wissenschaft aus. Georg Hartmann aus Nürnberg, dessen Lieblingsfächer Mathematik und die Naturwissenschaften waren, schreibt ihm: „Ich höre von Allen, Gelehrten und Ungelehrten, die zu mir kom-

men, daß Ew. F. G. den Preis hat vor allen anderen Fürsten, die Künste zu erhalten und zu fördern. Wo andere Fürsten solches Gemüth auch hätten, würde man sehen, was Deutschland für gelehrte Leute haben würde, der wir bei solcher Fürsten Kargheit jetzt mangeln müssen. Ich hoffe, dieweil man sich eines trefflichen Friedens versieht, daß nachfolgends auch gute Künste und sonderlich die Mathematik gute Förderer und Mäcenaten haben werden." Joachim Camerarius fühlte sich durch die Gewogenheit des Herzogs ungemein beglückt und geehrt. „Ich freue mich fürwahr," schrieb er ihm einst, „daß die außerordentliche Gunst Eurer Gnade gegen mich so allgemein bekannt und durch die gütigsten Beweise an den Tag gelegt ist. Ich vertraue aber auch, daß mein unterthänigster Eifer und mein Wunsch, Euerer Gnade in allen Dingen zu dienen, Euch nicht verborgen bleibe, und Ihr glauben möget, daß ich ihn unwandelbar in mir bewahren werde." Ebenso rühmt den Herzog der Theolog Georg Major wegen seines großen Eifers für Religion und Kirchenthum; er sagt in einem seiner Briefe an den Herzog: „Ew. F. G. als ein hochlöblicher christlicher Fürst wissen aus hohem und christlichem Verstande, daß in der Regierung das erste und größte Werk ist und sein soll Pflanzung und Erhaltung rechter Erkenntniß und Anrufung Gottes und des Heilandes. Wiewol aber der größte Theil

der mächtigen Potentaten auf Erden diesen ernsten Befehl wenig achten, erweckt dennoch der liebe Gott etliche Regenten, die dem Herrn Christo ihre Pforten aufthun, welche ihrer Wohlthat reichliche Belohnung empfangen werden. Solche Könige sind gewesen Abimelech, David, Josaphat, Ezechias, Josias und hernach Cyrus, Constantinus, Theodosius und etliche mehr. Was aber für eine hohe und große Ehre dieses sei, in dieser Fürsten Zahl zu stehen, bedenkt Ew. F. G. ohne Zweifel, dieweil sie aufs höchste beflissen, daß die Schulen und Kirchen in Ihrem Lande christlich mit gottesfürchtigen und gelehrten Männern bestellt werden und dieselben sich in fürstlichem und väterlichem Schutze läßt befohlen sein."

Das allgemeine Lob aber und die Huldigung, die man dem Herzoge von allen Seiten her entgegenbrachte, verdiente er fürwahr auch mit vollem Rechte; denn in der That mochte es damals wol kaum noch einen Fürsten geben, der mit solcher Freigebigkeit Wissenschaften und Künste förderte, der so gern und mit so reichen Spenden die Gelehrten ermunterte, der mit so vielen Opfern literarische Unternehmungen unterstützte, dabei die Gelehrten, die sich an ihn wandten, mit so viel Freundlichkeit und Herablassung, mit so ungemeiner Achtung und Werthschätzung ihres Standes behandelte und mit so regem Eifer und so großem Interesse, soviel er seiner Stellung nach vermochte, in

das ganze gelehrte Wirken und Treiben der Zeit mit eingriff. Die reiche Zahl von Briefen der damaligen Gelehrten an ihn, sowie die ebenfalls noch aufbewahrten Entwürfe seiner Antwortschreiben an jene stellen ihn in dieser Beziehung als einen der preiswürdigsten Fürsten seiner Zeit dar, wenngleich ihn das Schwert und kriegerischer Ruhm nicht eben glänzend in der Geschichte stehen läßt. Zu diesem trieb ihn überhaupt keine besondere Neigung hin; vielmehr spricht sich in allen seinen Briefen der entschiedenste Widerwille gegen das wilde Kriegsgetümmel seiner Zeit aus, obgleich er stets an den damaligen großen politischen Ereignissen sowol in Deutschland als im Auslande ungemeine Theilnahme zeigte, weshalb auch in fast allen seinen Briefen an die Gelehrten die Aufforderung wiederholt wird, ihm fleißig neue Zeitungen, Nachrichten über die politischen Tagesbegebenheiten zukommen zu lassen. Es enthalten daher die an ihn gerichteten Briefe auch eine Unzahl von Berichten über einzelne Tagesneuigkeiten der Zeit, sowie über allerlei andere Verhältnisse, die man für den Herzog nur irgend von Interesse fand. Und es war für den Herzog natürlich von großem Werthe, solche Nachrichten immer von Männern zu erhalten, die den Lauf der Zeitereignisse nicht blos mit dem aufmerksamsten Blicke, sondern auch mit gesundem und richtigem Urtheile verfolgten. Nicht selten suchte er bei den ausgezeichnetsten

Gelehrten auch Rath und Belehrung in seinen eigenen Landesverhältnissen, besonders in gelehrter und kirchlicher Hinsicht. Als z. B. einige Jahre nach der Stiftung der Universität Königsberg der Herzog auch auf ihr allerlei Zänkereien und Streitigkeiten und überhaupt einen ihm sehr misfälligen Geist unter mehreren Professoren erwachen sah, und er dieses nicht ohne großen Mismuth und mit der Bitte um Rath und Verhaltungsmaßregeln dem wittenbergischen Professor Bugenhagen meldete, antwortete ihm dieser ebenso kräftig als ermunternd: „Der Teufel ist auch dieser Kirche, dieser Schule und dieser Stadt (Wittenberg) gram; aber ich bin sonderlich erfreut worden, daß unser lieber Freund Doctor Sabinus zu uns gekommen ist. Mit dem habe ich mich von allerlei unterredet, auch von Ew. F. G. Schule, und besonders daß doch, Gott sei Lob, Alles sich noch zum Besten wendet, und wo es mangelt, daß man's leichtlich bessern kann, dazu wollen wir von Herzen gerne helfen nach Ew. G. Willen. Ich bitte und vermahne Ew. F. G. unterthänig in Gottes Statt, weil wir wissen, daß Ew. G. die Professoren in der Schule sehr wohl hält und läßt es nirgends an etwas mangeln; Ew. G. wolle Geduld tragen und nicht unwillig und verdrossen werden, wenn Ew. G. siehet, daß es zu Zeiten mit etlichen Personen nicht so recht zugehet, wie es wol sollte, denn was an den Personen

fehlet, das muß man bessern an denselbigen Personen oder mit andern, daß die Officia (welche Gottes sind) durch den Teufel nicht verfallen. Es ist mir ein klar Zeichen, daß viel Gutes aus Ew. G. Schule kommen soll; darum wollte sie der Teufel gerne zerreißen. Aber Ew. G. siehe an die Schule zu Kopenhagen, wie gering sie auch sei. Da ich hörte in Dänemark, daß im Reiche sollen sein 4000 Kirchen groß und klein, da konnte ich bald merken, daß wir kaum mit 5000 Predigern die Kirchen könnten versorgen. Lieber Herr Gott, woher nehmen wir die? sagte ich. Aber ehe ein Jahr umkam, waren alle die Kirchen ziemlich besetzt mit Predigern. Wo nun etwas Mangel wird in den Schulen und Kirchen, dahin wird's Alles wiedererstattet aus der Schule zu Kopenhagen, nicht allein zu Dänemark, sondern auch in Norwegen, Island und Gothland, und solches Gut wird auch aus Ew. G. Schule kommen für Ew. G. Lande." Einige Jahre nachher, nämlich im J. 1548, schrieb Bugenhagen dem Herzoge abermals: „Ew. F. G. halte nur fest über ihrer Schule nicht allein um der Künste willen, sondern auch um Gottes Wort und der heil. Schrift willen; denn der Kaiser will schlechterdings auf dem Reichstage, daß wir sollen annehmen das Concilium zu Trient, da Gott innen gelästert und Christus mit seinem Evangelio verdammet wird. Das nehme der Teufel an! Lieber Herr Jesu

Christ, mache dich auf mit deinen heiligen Engeln und stoße hinunter solchen Teufelsmord und Lästerung des Antichrists in den Abgrund der Hölle. Wir schreien in allen Kirchen öffentlich und heimlich zu Gott und unsern Herrn Jesum wider solchen Frevel, mit Hoffnung, er werde uns erhören. Dazu kann auch Ew. G. Schule helfen. Sind dort Professoren, die nicht bleiben wollen, oder auch etliche, die nicht bleiben können aus ihrer Nothdurft des Leibes oder sonst aus redlicher Ursache, die weiß Ew. G. wol mit Gnaden zu entlassen. Es ist nichts daran gelegen, wie ich Ew. G. auch sagte hie zu Wittenberg auf dem Schlosse; wir wollen alle Zeit wieder zuschicken gelehrte und fromme Männer, die der Sache werden Recht thun."

Je mehr aber der Herzog auf verschiedene Weise seine lebendige Theilnahme an allen wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeitgenossen und seine große Zuneigung zu den gelehrtesten Männern seines Jahrhunderts an den Tag legte, um so mehr suchte auch jeder Gelehrte von Ruf ihm irgend einen Beweis der Verehrung und großen Achtung zu geben, die ein Fürst verdiente, welcher in dieser Hinsicht so viele seiner Zeit weit überstrahlte. Das gewöhnlichste Mittel, sich die Gunst und Gewogenheit der Fürsten zu erwerben oder ihnen ein Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit zu geben, war schon damals das Dedi-

einen neu herausgegebener Bücher. Aber sehr Viele benutzten dieses auch mit als eine Sache des Erwerbs, zur Erleichterung drückender ökonomischer Verhältnisse. Wir sahen dieses schon aus dem früher erwähnten Beispiele Georg Major's. So dedicirte Draconites, der mit seinen häuslichen Finanzen in beständiger Unordnung war, in seinen zwei starken Folianten „der Verheißungen" jede einzelne Abhandlung irgend einem Könige, Fürsten, einer Stadt oder Privatperson, widmete aber außerdem den ersten Theil im Ganzen dem Könige Christian von Dänemark und ebenso den zweiten dem Könige Eduard von England, welchem letztern der Verfasser gleichsam zur Entschuldigung sagt: „Ew. K. M. wird sich darüber verwundern, daß ich einem jeglichen Kapitel einen besondern Leser gesucht, nicht allein großen Herren, sondern auch geringeren Leuten Kapitel zugeschrieben und ihnen allen damit Ursach gegeben, in allen Landen von Ew. K. M. Gottseligkeit zu reden, daß ich dem englischen Könige dies ganze Buch fürnehmlich zuschreibe und denselben zum Patron des ganzen Buchs erwähle." So sehr indessen Draconites mit diesen Worten sein Verfahren zu beschönigen und seine Absichten schlau zu verdecken suchte, so fällt es doch nicht schwer, seine Motive ganz klar zu durchschauen. Bei vielen andern Gelehrten herrschten aber in ihren Dedicationen solche gewinnsüchtige Zwecke gewiß nicht vor, sondern es

waren vielmehr die reinsten Ergebnisse ihrer Verehrung und Dankbarkeit gegen den fürstlichen Freund und Gönner, wie bei Melanchthon, Bugenhagen u. A., die dem Herzoge von Preußen mehrere ihrer Werke widmeten. Ueberhaupt genoß dieser bei seiner großen Bekanntschaft und Liebe unter den Gelehrten seiner Zeit diese gelehrte Ehre außerordentlich oft, und die Sache war ihm, wie er mehrmals selbst erklärt, auch gar nicht unangenehm, so häufig er dabei auch seine Kasse öffnen mußte. So schreibt er z. B. einmal an Georg Vogler in Beziehung auf den Theologen Veit Dietrich in Nürnberg, der ihm ein Buch dediciren wollte: „Wir nehmen auch das Dediciren, so der achtbare und hochgelehrte Magister Vitus Uns mit seinem köstlichen und ohne Zweifel nützlichen Werke zu thun gesinnet, zu sondern gnädigen Gefallen an; denn es ist Uns eine sondere Freude, daß solche gelehrte Leute, wiewol Wir solches Lobes nicht werth, Uns dazu nicht zu gering erkennen; wollen Uns derwegen mit göttlicher Hülfe dermaßen gegen ihn erzeigen, daß Wir der Undankbarkeit nicht befunden werden.“ Bei ansehnlichen Unterstützungen für Gelehrte machte er ihnen das Dediciren ihrer Werke zuweilen sogar zur Bedingung. Als er z. B. dem berühmten Mathematiker in Wittenberg, Erasmus Reinhold, eine Anweisung von 500 Gulden zur Herausgabe seiner Werke übersandte, schrieb er ihm, er sende ihm diese Unt-

stützungssumme, „daß Ihr hinwieder alle die Opera, so Ihr in Euerem uns übersandtem Catalogo recensiret, uns auch dediciren sollet.“ Keine Dedication ließ der Herzog ohne Erwiederung mit einer bald größern, bald geringern Ehrengabe; so erhielt z. B. Georg Röhr für die ihm dedicirten Trostsprüche Luther's 20 Gulden, Georg Major für einen Psalter 30 Gulden, der Mathematiker Johann Schöner von Nürnberg für ein mathematisches Werk 20 Thaler. Als ihm Camerarius auf einmal zwei seiner Werke dedicirte, ließ ihm der Herzog einen silbernen Trinkbecher mit seinem Wappen überreichen, sich bei ihm wegen der Kleinheit des Geschenkes mit den Worten entschuldigend: „Obwol die Gabe geringschätzig, Ihr wollet denselben Becher nicht anders, denn Unsern gnädigen Willen dabei zu vermerken, zum Besten annehmen und von Unsertwegen bei Euch behalten, damit, wenn Ihr Euere Herren und guten Freunde bei Euch habt, Unserer beim fröhlichen Trinken dabei im Besten, als Wir nicht zweifeln, möge gedacht werden.“ War der Herzog ungewiß, ob einem Gelehrten ein baares Honorar oder ein Ehrenbecher angenehmer sei, so ließ er zuvor unter der Hand Erkundigungen darüber einziehen; so geschah dieses unter andern einmal auch bei Philipp Melanchthon, wo sich der Fürst an Justus Jonas wandte und dieser ihm antwortete: „Nachdem Ew. F. G. eines Honorarii halben für den theuren

Mann Gottes, Philipp Melanchthon, mir befohlen, mich von fernem zu erkunden, ob es ihm angenehmer sein möchte, wenn Ew. F. G. ihm ein Poculum von hundert Thalern, oder aber so viel an Geld verehren thäten, so soll Ew. F. G. ich in Unterthänigkeit nicht bergen, daß ich weitläuftig mich dieser Dinge bei seinem Eidam, dem Peucer, erkundet habe, welcher sich dieser Worte gegen mich vernehmen lassen: Ich wollte, daß alle Die, welche meinem Schwäher einige Verehrung thun wollten, ihm kein Geld schenkten; denn wenn ihm Geld geschenkt wird, so ist dessen weder er, noch seine Kinder gebessert; Ursache: er verschenkt's wieder. Ich sehe wohl, wie er thut, wenn seine Besoldung einkommt; so gibt er so lange davon hinweg, solange ein Heller da ist. Was darnach in der Haushaltung mangelt, das muß ich suppliren. Darüber werden wir alle beide nicht zu reich. Wann ihm Pocula geschenkt werden, die behält er doch." Justus Jonas schlägt daher dem Herzoge vor, ihm das Geld zum Ankaufe eines Poculums in Leipzig anweisen zu lassen, „denn," schreibt er, „man jetziger Zeit solche Pocula in Märkten allhie bekommen mag, dergleichen in Vorzeiten nicht gemacht wurden, denn sie sehr scheinbar und artig sind. Ew. F. G. Namen und Wappen wollten wir allhie zu Leipzig aufs artigste mit geschmelzter Arbeit daran machen lassen." Der Herzog ertheilte ihm hierauf

zwar die nöthigen Aufträge; allein der edle Melanchthon hatte nicht die Freude, dieses schöne Ehrengeschenk noch in seine Hände zu bekommen, er starb, noch ehe es vollendet war, und der Herzog war hochsinnig genug, das für den edeln Verstorbenen bestimmte Geschenk von hundert Thalern dessen Schwiegersohn, Dr. Peucer, und Melanchthon's Sohn, Philipp, zuzuweisen, welchen Letztern er auch späterhin noch hülfreich unterstützte. In einem rührenden Dankschreiben bezeugt Peucer, wie hoch Melanchthon allezeit die erhabenen Tugenden des Herzogs, dessen Weisheit, Frömmigkeit, warmen Religionseifer und Liebe zu den Wissenschaften gepriesen habe.

Juristen, sowol die an Universitäten, als die in städtischen Aemtern angestellten, erwarben sich oft, wenn ihre Besoldung ihren Unterhalt nicht bestreiten ließ, dadurch manchen Verdienst, daß sie in den Dienst fremder Fürsten traten, deren politische Angelegenheiten in fremden Ländern, diplomatische Gesandtschaften an Reichs= oder Fürstentagen, die Führung wichtiger politischer Streitigkeiten u. dergl. übernahmen und zu diesem Zwecke eine förmliche Bestallung, sowie ein bestimmtes Jahrgehalt von dem Fürsten, dem sie dienten, erhielten; denn da das eigentliche Gesandtschaftswesen noch in seiner ersten Ausbildung begriffen war, so behalfen sich die Fürsten zum Theil noch mit diesem zeitweiligen Auskunftsmittel. So stand unter

andern Justus Jonas, der Jurist in Wittenberg, zu gleicher Zeit im Dienste der Herzoge von Preußen und Mecklenburg, der Grafen von Mansfeld und später, zu seinem Unglücke, auch in dem des Herzogs Johann Friedrich von Gotha, der ihn mit in die Grumbach'schen Händel zog. Für einen Jahrgehalt von 150 und später von 130 Thalern, nebst einer Hofkleidung und Reisegeld, über welches letztere er Rechnung ablegen mußte, hatte er jährlich alle politischen und diplomatischen Aufträge des Herzogs von Mecklenburg zu besorgen. Er war mehrere Mal in solchen Angelegenheiten in England, Frankreich und Polen, und da er, was damals zur Seltenheit gehörte, die Sprachen jener ersteren Länder sprach, so wählten zuweilen auch andere Fürsten ihn gern zu solchen Sendungen. — Wie ihn indessen überall das Unglück in seinem Leben verfolgte, so auch in diesen Verhältnissen. Der Herzog von Mecklenburg entließ ihn aus seinem Dienste, besonders wegen der bei ihm angebrachten Klagen über die großen Kosten, welche die Gesandtschaftsreisen des Justus Jonas veranlaßt hatten. Die Art, wie dieser sich gegen den Herzog von Preußen über jenen Vorwurf vertheidigt, gibt einen interessanten Blick in diese Sache; er sagt: „Weil man sich der Zehrung, so auf den Verschickungen aufgelaufen, beschwert, so wollte ich, um allen Verdacht zu verhüten, wünschen, daß der Herzog

von Mecklenburg die Ordnung hielte, die der Kurfürst zu Sachsen jetzo aufgerichtet, nämlich daß man auf Mann und Roß jeden Tag eine genannte Zehrung schlägt. Verzehrt ein Gesandter etwas darüber, das mag er zubüßen. Ich hoffe aber gleichwol, mein gnädiger Fürst werde befunden haben, daß ich nicht zu große Zehrung zu treiben pflege, sonderlich wenn ich allein ziehe sammt den Meinen. Wenn man mir aber Leute zuordnet, die sich Herr Oberster nennen lassen, eigene Köche und Dolmetscher halten, englische Hunde und Anderes sammt zwei und drei Diener mit sich führen, ein Banket über das andere anrichten, zehn bis zwölf Essen über die Mahlzeit in Paris und an andern Orten, da Alles am theuersten ist, zurichten lassen, ferner deren Diener man von der Zehrung kleiden muß, so kann ich wahrlich nicht dawider, daß viel aufgehet. Daß ich mir einledernes Wanderkleid habe machen lassen und in die Zehrung geschrieben, das, hoffe ich, könne mir nicht so hoch zu verargen sein, sintemal meine Bestallung ausdrücklich sagt, daß man mir alle Jahr auf zwei Personen die Hofkleidung geben wolle, ich aber nie einen Faden davon gesehen, sondern einmal, als ich in Polen verschickt war, sind mir 24 Thaler zu einem Ehrenkleide geworden. Daß mein gnädiger Fürst mir die Besoldung auf etliche Jahre vorausgegeben, das muß ich bekennen, ist wahr. Ich kann aber daneben

nicht bergen, daß ich an jeder Jahrbesoldung, die mir vorausgegeben, dreißig Thaler habe fallen lassen, auf daß ich zur Ausrichtung meines Doctorats auf jedes Jahr 100 Thaler vorausbekommen möchte. Daneben kann ich nicht verneinen, daß mein gnädiger Fürst mir allerlei Gnade bewiesen, sonderlich da ich eine Sache in Polen ausgerichtet; da beehrten mich Seine Gnade mit einem stattlichen Honorario, und da ich auf eine Zeit in Seiner Gnaden Geschäften einen Klepper, der mich 24 Thaler kostete, todt trieb, da gaben mir Seine Gnade zu Steuer, daß ich einen andern kaufen möchte, zwölf Thaler." Fast um die nämliche Zeit entließ ihn auch der Graf Volrad von Mansfeld aus seinen diplomatischen Diensten, da ihn der Hofprediger Magister Cyriacus Spangenberg, mit dem er am gräflichen Tische in einer Disputation über das Abendmahl sehr zerfallen war, bei dem Grafen angeschwärzt hatte, und so blieb Justus Jonas nur noch im Dienste des Herzogs von Preußen, bis er bei seiner Einmischung in die Grumbach'schen Händel in Gefangenschaft gesetzt wurde.

Auch die Mediciner wußten sich neben ihrer ärztlichen Praxis bei freigebigen Fürsten noch manchen Erwerb, besonders durch alchymistische Künste zu verschaffen. Bekanntlich war die blühendste Zeit der Alchymie gerade das sechszehnte Jahrhundert, indem die Fürsten die gesteigerten Staats- und Hofausgaben

durch die noch spärlich fließenden Staatseinkünfte nicht decken konnten und deshalb gern zu außerordentlichen Mitteln griffen, um ihren Aufwand und die Kosten ihrer Kriege zu bestreiten. Je günstiger aber für die alchymistischen Künste gleichsam das Klima dieser Zeit war, um so stärker wucherte auch überall das Unkraut auf, und wie Kaiser und Könige in der Regel große Gönner und Beförderer der Goldmacherei waren, so gehörten Goldköche und Alchymisten an deutschen Fürstenhöfen um diese Zeit mit zum Hofstaate [1]). Es ist ebenfalls bekannt, daß es meistens Aerzte, besonders die Anhänger der paracelsischen Lehren waren, die in ganz Europa die Alchymie in Schwung brachten. So war auch der Herzog Albrecht nicht frei von einer gewissen Hinneigung zur alchymistischen Kunst, und es wandten sich oftmals gewinnsüchtige Aerzte mit ihren Anerbietungen an ihn. Indessen herrschte bei ihm doch schon ums Jahr 1538 eine gewisse Scheu und einiges Mistrauen gegen alle Goldköche und Alchymisten vor; denn als sich um diese Zeit der Arzt Tiburtius Wildenberg an ihn wandte und ihm meldete: „Er sei berichtet, daß der Herzog Lust und Liebe zur Alchymie habe, worin hohe und große Künste behaftet seien, nicht allein weltlichem Gute zuträglich,

1) Sprengel, Geschichte der Arzneikunde B. III. S. 428.

sondern auch in den Extracten der Kräuter dem Menschen zur Erhaltung seiner Gesundheit förderlich; er habe bei Königen und Fürsten in der Sache viel gesehen und ergründet und mit hohen Kosten und Geldaufwand zu Wege gebracht, was er „bei einer guten Verehrung“ einem Goldschmiede des Herzogs alles gründlich mittheilen wolle;“ gab ihm dieser zur Antwort: „Obwol Ihr Euerm Schreiben nach in den Künsten der Alchymie guten Bericht und Erfahrenheit habt, so ist Uns doch in gleichen Sachen vorkommen und gibt Uns auch die Erfahrung, daß sonderlich in der Alchymie viel Ungewisses befunden wird, auch oft misrathen thut. Derhalben wohl zu bedenken, sich auf diese Kunst zu legen.“ Der Herzog ging also, wie schon hieraus hervorleuchtet, nicht mit besonderem Interesse in die Sache ein, wie er denn überhaupt von der so gewöhnlichen Sucht nach alchymistischen Grübeleien ungleich weniger als andere Fürsten seiner Zeit befangen war.

Weit größer war seine Neigung zur Astrologie, „zur Kunst der Constellation oder der Revolutionen“, wie man sie damals nannte; denn der uralte Glaube an den mächtigen Einfluß und die geheimen Wirkungen der Gestirne in ihren Conjunctionen auf die geistige und körperliche Beschaffenheit, sowie auf die Schicksale und Lebensverhältnisse des Menschen war auch im sechszehnten Jahrhundert noch bei den größten Gelehrten

vorherrschend, und selbst ein Melanchthon gehört bekanntlich mit unter die berühmtesten Beförderer der Astrologie. Also kein Wunder, wenn auch der Herzog Albrecht von Preußen einen ungemein großen Werth auf die „Kunst der Astrologie" legte und die Gelehrten aus der Nähe und Ferne diese Richtung des Fürsten benutzten, sich seiner Gunst zu versichern und seine Freigebigkeit in Anspruch zu nehmen. Einer der berühmtesten Astrologen Deutschlands war der Hofastronom des Kurfürsten von Brandenburg, der auch durch seine Chronik bekannte Johann Carion, dessen Ruhm und Ansehen auch bei dem Herzoge von Preußen ungemein hoch stand. Schon im J. 1527 hatte er dem Fürsten eine von diesem bestellte s. g. Revolution oder Constellation, von einem Maler Wolf zierlich ausgemalt, zugesandt und eine „hohe Verehrung" dafür erhalten. Es kam jedoch zwischen Beiden zu einigen unangenehmen Erklärungen über die Sache; denn obgleich man in Beziehung dieser Constellationen über Fürsten von den Astrologen immer strenges Stillschweigen verlangte, und Carion auch dem Herzoge die Zusicherung gegeben hatte, daß er von dessen Constellation nichts bekannt werden lassen wolle, so war dieses, wie der Herzog vernahm, dennoch geschehen, und er machte daher dem Astrologen deshalb nachdrückliche Vorwürfe. Carion antwortet aber zu seiner Vertheidigung: „Was gemeine Land-

schaften in deutschen und welschen Landen betrifft, da schweig' ich nicht, was Influxiones anrühret und lasse es auch in Druck ausgehen. Was aber einen Fürsten oder sonst einen guten Gesellen betrifft, weiß ich mich mit aller Gebühr und Redlichkeit wohl zu halten in steter Verschwiegenheit. Es werden es auch Ew. F. D. nimmermehr erfahren, daß ich ein solcher Lästermann sei." Außer ihm war als Nativitätsteller auch besonders der Professor Erasmus Reinhold in Wittenberg berühmt, der dem Herzoge einmal einen ganzen Katalog von Personen zuschickte, über die er sich dem Herzoge die Nativitäten zu verfertigen erbot, und aus welchem sich dieser die Nativitäten seiner Gemahlin, seiner Tochter Anna Sophia, seines Vetters, des Markgrafen Albrecht Casimirs Sohn, des Kaisers Karl und die ganze Nativität des jungen Königs von Polen zur Bearbeitung bestellte. Ebenso stand in dieser Hinsicht auch der in seiner theologischen Wirksamkeit sehr berühmte Martin Chemnitz, der mehre Jahre sich in Königsberg und namentlich auch an des Herzogs Hofe aufhielt, noch späterhin in fortdauernder Verbindung mit diesem und arbeitete öfter für ihn diese und jene Nativitäten aus, wovon die eine über des Herzogs Sohn ihm nicht blos ein sehr ansehnliches Honorar, sondern auch eine neue Vocation nach Königsberg bewirkte. Ueberhaupt floß manches bedeutende Geschenk für solche astrologisch

Grübeleien aus der herzoglichen Kasse an deutsche Gelehrte.

Andere Gelehrte übersandten dem Herzoge bei seinem bekannten Interesse für alles Wissenschaftliche irgend eine von ihnen verfertigte künstliche Arbeit, physikalische Instrumente oder Nachrichten über wissenschaftliche oder künstlerische Entdeckungen ꝛc., und waren dann angemessener Ehrengeschenke von dem Fürsten immer gewiß. Besonders interessant ist in dieser Hinsicht der Briefwechsel des Herzogs mit Georg Hartmann, Vicar der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, der sich mit großer Liebe mit physikalischen Wissenschaften, vorzüglich eine lange Zeit mit der Beschaffenheit des Magnets beschäftigte und dem Herzoge im J. 1541 dadurch zuerst bekannt geworden war, daß er ihm „eine Geisel mit einem übergoldeten Cylindro an dem Stiele, eine künstliche Arbeit," übersandt und dafür eine ansehnliche Belohnung empfangen hatte. Seitdem knüpfte der Herzog mit ihm eine äußerst anziehende Correspondenz an, in welcher Hartmann dem Fürsten alle seine neuen Entdeckungen mittheilte und zugleich meldete, welches große Vergnügen jeder Zeit sowol der römische König Ferdinand als auch andere vornehme Herren, wenn sie nach Nürnberg kamen, an seinen Arbeiten und Experimenten fänden; wobei er dem Herzoge auch zuweilen verschiedene von ihm verfertigte Instrumente

übersandte. So schickte er im J. 1542 einen Compaß und „dazu auch allerlei Instrumente auf Papier, welche er selbst in Kupfer gestochen und gedruckt habe." Der Herzog erwiederte dieses Geschenk mit einer „reichen Verehrung", die Hartmann mit Dank annahm, und wofür er dem Herzoge ein Horologium von großer Schönheit überbringen ließ, „wofür," wie er dem Herzoge dabei schreibt, „ich nicht eines Hellers Werth von Ew. F. G. haben will." Als im Sommer dieses Jahres der römische König Ferdinand bei seiner Anwesenheit in Nürnberg den Vicar Hartmann einigemal zu sich hatte rufen lassen, um von ihm über seine Entdeckungen und Experimente nähere Belehrung zu erhalten, so berichtete dieser hierüber dem Herzoge: „Ich bin zum dritten Male vor königl. Majestät gefordert worden, daselbst nichts anders gehandelt wurde, denn allein von Künsten, Horologien, Quadranten und Astrolabien, und sonderlich von der Kraft und Tugend des Magnets, den ich viel besser habe als königl. Majestät, wie er selbst bekennt und die Probe gesehen hat. Er hat überaus große Lust zu Künsten, also, daß auch der Bischof von Trident zurück mußte treten und hörete mir zu." Und gleich darauf schreibt er wieder: „Ich bin jetzt von wegen der Herrschaft, so jetzt bei uns ist, mit mancherlei Arbeit zu machen beladen, bin nun abermals zwier vor königl. Majestät gefodert worden, daselbst viel

tractirt in der Perspective und Astronomie, darin königl. Majestät ziemlich guten Verstand hat. Unter Anderm habe ich gehabt einen Visirstab auf die großen Büchsen, wie schwer sie Kugeln schießen, lustig zugerichtet für den Markgrafen Albrecht zu der Neustadt; den hat königl. Majestät für sich behalten, also daß ich einen andern muß zurichten." Im folgenden Jahre, 1543, als der König Ferdinand wieder zu Nürnberg war, meldete Hartmann dem Herzoge: „Ich habe jetzt, dieweil der Reichstag allhie gewesen ist, wenig Ruhe gehabt; denn ich bin sonderlich mit königl. Majestät Geschäften beladen gewesen, habe mit Ihrer Majestät mancherlei tractirt und disputirt. Derhalben Sie mich auch mit einem Trinkgeschirr verehret hat, 43 Gulden werth, als ich vor sechs Jahren auch mit einem begabt bin worden, 66 Gulden werth, darob ich sehr großen Gefallen und Genügen habe und großen Dank und willige Dienste Ihrer Majestät allezeit angezeigt. Nachdem ich jetzt bei ihm (dem Könige) gewesen bin, habe ich angezeigt, daß der Magnet an dem Orte, da er geachtet wird, daß er septentrionalis sei, nicht septentrionalis, sondern meridionalis ist; dawider alle Schiffleute mich würden strafen, als wäre ich unrecht, so ich doch königlicher Majestät das Widerspiel so klar angezeigt habe, daß mir alle Welt, so sie meine Probe sieht, muß recht und gewonnen geben. Darob königl. Majestät so

großes Verwundern gehabt und dieses Stück für so ein großes Secret der Natur gepriesen hat, daß ich's auf diesmal nicht Alles kann erzählen. Habe nicht allein dieses Stück ihrer Majestät angezeigt und zu erkennen gegeben im Magnete, sondern noch zwei andere artige Geheimnisse des Magnets, die ich alle durch mich selbst gesucht und gefunden habe, lustig und artig zu wissen und zu sehen." Herzog Albrecht nahm an diesen Erfindungen, wie seine Briefe an Georg Hartmann bezeugen, das größte Interesse und ließ bei ihm mehre Compasse von vier verschiedenen Gattungen bestellen. Hartmann verfertigte acht derselben von Elfenbein, worunter sechs auf 55 Grad und zwei auf 54 Grad Polhöhe zugerichtet waren, und sandte sie dem Herzoge mit der Meldung: „Am 1. März habe ich gegessen mit päpstlicher Botschaft, da zum Mahle auch gewesen ist die venedische Botschaft. Aber da ist nichts Anders mit mir gehandelt worden, denn von den Horologiis planetariis, wie ich solche dann dem Legato Apostolico und dem venedischen Oratori machen soll; sie sind meines Ansehens fürwahr fromme und ehrbare Leute. Den 5. März ist der jungen Königin Präceptor bei mir gewesen und hat mir befohlen, daß ich für die junge Königin, die jetzt auch auf den Reichstag ziehet, Compaß machen soll." Hartmann fühlte sich, wie man aus allen seinen Briefen klar sieht, in der Gunst

und Geneigtheit der hohen Herren ungemein glücklich; indem er daher dem Herzoge bald von neuem „allerlei Kunststückle mit mancherlei seltsamen Horologien, die er allesammt mit eigener Hand gerissen und gestochen,“ zusendet, unterläßt er nicht, diesem auch zu melden, daß der römische König, als dieser im Juni 1543 aus Nürnberg wieder weggezogen sei, ihm beim Wegreiten, da er ihn bei andern Leuten habe stehen sehen, die Hand gegeben. Eben so glücklich war er bei dem schönen Geschenke, „einem ehrlichen silbernen vergoldeten Trinkgeschirre, sauber und lustig gemacht und zugerichtet, 60 Gulden an Werth,“ wie Hartmann es selbst bezeichnet, womit ihn der Herzog Albrecht beehrte. Er sandte dagegen ein neues Horologium, wobei er zugleich schreibt: „Ich bin wiederum gefodert worden zu päpstlicher Heiligkeit Botschaft und auch zur venedischen Botschaft und zwier vor königliche Majestät, meine Arbeit ihnen vorzutragen; habe aber wenig Geldes gelöst; ist vielleicht der Zeit Schuld, da uns Gott seinen Zorn so heftig von unserer Sünde wegen läßt sehen; darum jetzt man der Kunst nicht achtet und jedermann mehr um Spieße, Roß und Harnisch, denn um Compaß trachtet und vielleicht nicht unbillig.“ Als ihn bald darauf der Herzog mit einem neuen silbernen Pokal erfreute, weil er diesem abermals mehre seiner Arbeiten übersandt hatte, sagt er in seinem Dankschreiben: „Ich

hätte so viel nicht begehrt; denn ich noch nicht das Wenigste mit meinen geringen Diensten verglichen habe an dem Trinkgeschirre, das mir Ew. F. G. vor zwei Jahren hat geschenkt. Ich sage großen Dank, denn ich habe mich noch von keinem andern Fürsten bei uns solcher Geschenke dürfen trösten; Ew. F. G. übertrifft die andern Fürsten alle; königliche Majestät will ich ausnehmen allein. Ich habe von Herzog Ott Heinrich vor vier Wochen zwei Briefe empfangen sammt einem buchsbaumen Compäßle, welches, nachdem die Jahrzahl darauf steht, gemacht ist worden im J. 1417, ist gleichförmig schier den elfenbeinern Compassen, die ich Ew. G. gemacht habe, allein Herzogs Ott Heinrich hat kein Kreuz, sondern zwei Hörnlein an beiden Seiten, und gefällt mir in Wahrheit über die Maßen wohl diese Faction. Ich muß Seinen fürstl. Gnaden zwei von Elfenbein zurichten, ein messinges Astrolabium und eine Sphära materialis auch von Messing." Dem Herzoge Albrecht dann für die neue Ehrengabe dankend, schließt er mit den Worten: „Wenn andere Fürsten nur etwas ein wenig Ew. F. G. nachfolgeten und also Lust und Liebe hätten, würden mancherlei Künste viel zunehmen und wachsen, die also verborgen bleiben. Das Trinkgeschirr und das erste halt' ich bei mir in hohen großen Ehren, und dieweil mich heimsuchen mancherlei Herren, Gelehrte und Ungelehrte, thue ich mich solcher Geschenke,

mir von Ew. F. G. übersendet, auf das Höchste gegen denselben rühmen, da ich ihnen solche Gabe dazu unter die Augen stelle."

In einem der nächsten Briefe foderte nun der Herzog Albrecht den Georg Hartmann auf, auch ihm, wie dem römischen Könige, die Kraft und Natur des Magnets genauer auseinanderzusetzen, und dieser sandte dem Fürsten bald darauf einen Bericht zu, dessen Inhalt gewiß merkwürdig genug ist, um hier mitgetheilt zu werden; denn er gibt nicht blos den Standpunkt an, auf welchem damals, im J. 1544, die Lehre vom Magnete stand, sondern er liefert auch den Beweis, daß nicht, wie bisher ziemlich allgemein behauptet worden ist, die Neigung des Magnets unter dem Horizonte oder die Inclination erst gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts [1]), sondern schon vor der Mitte desselben von Hartmann erkannt worden war. Diese Wichtigkeit und Neuheit der Sache, sowie der Umstand, daß es ein Deutscher war, welcher diese Entdeckung machte, werden es entschuldigen, wenn hier dieser Bericht seinem wesentlichen Inhalte nach gegeben wird [2]).

---

1) Wie z. B. Hansteen in s. Untersuchungen über den Magnetismus der Erde, Christiania 1819, S. 3 angibt.

2) Auch der große Forscher A. v. Humboldt fand die-

„Eure Fürstl. Gnade zeigen an in Ihrem Schreiben zu wissen die Kraft und Tugend des Magneten, so ich königl. Majestät den letztgehaltenen Reichstag zu Nürnberg gewiesen habe, welche Tugend ich von ganzem Herzen Ew. F. G. wollte mittheilen, wo ich nur das in Schriften könnte verfassen; denn solche Dinge sind viel leichter zu verständigen, so man solche mit der Handarbeit anzeigt, denn mit der Schrift. Jedoch will ich das Beste fürwenden, so mir möglich, solches Ew. F. G. in Schriften zu beweisen.

Zum Ersten also: Ein jeglicher Magnet hat in sich diese Kraft und Tugend, daß er an einem Orte das Eisen zu sich zeugt, und an dem andern Orte gegenüber an dem Magneten da treibt und schiebt er das Eisen von sich. Das ist klärlich zu beweisen, so man nimmt eine Nadel hängend an einem Faden, wenn man den Magneten darzu hält und das Ort, welches die Nadel zu sich zeugt, dasselbige ist am Magneten das mittägliche Ort, und wenn man die Gäbele an dem Züngle in den Compassen damit anstreicht, so laufen dieselbigen Züngle mit dem Gäbele nicht dem Mittage, sondern der Mitternacht zu; das ist zu verwundern an diesem Magnete. So ich aber die Nadel halte zu dem Magnete an das Ort, wel-

---

sen Bericht so merkwürdig, daß er mich zur Bekanntmachung desselben auffoderte.

ches dem vorigen Orte gerade entgegen ist, so zeugt der Magnet die Nadel daselbst nicht mehr zu sich, sondern treibt's und bläst's von sich, und dasselbige Ort, das die Nadel also von sich treibt, ist das mitternächtig Theil an dem Magneten, und wenn man die Säbele an dem Züngle mit demselbigen Orte bestreicht, so laufen die Säbele nicht gegen die Mitternacht, sondern gegen den Mittag. Noch ist an dem Magnetstein dieses größer zu verwundern, daß die Züngle darmit bestrichen nicht gerade laufen der Mitternacht zu, sondern wenden sich ab von der rechten Mittag- oder Mitternachtlinie und kehren sich gegen den Aufgang zu, in etlichen Ländern um 6 Grad, wie ich solches selbst funden und gesucht habe, zu der Zeit zu Rom, da Ew. F. G. Markgraf Gumprech und Seiner F. G. Bruder bei einander zu Rom waren; aber hie zu Nürnberg finde ich, daß solcher Ausschlag ist 10 Grad und von andern Orten mehr oder minder [1]). Solches wird auch allezeit mit einem schwarzen Strichle unter dem Gläslein in den Compassen angezeigt, welches Strichle, wie man sieht, allwege nicht gerade auf die Mitternacht zeigt, sondern lenket sich herum gegen den Aufgang.

1) Also noch eine ältere Beobachtung der östlichen Abweichung oder Declination der Magnetnadel, als sie Hansteen a. a. O. angibt.

Zum Andern so finde ich auch dieses an dem Magnete, daß er sich nicht allein wendet von der Mitternacht und lenket sich gegen den Aufgang um 9 Grad mehr oder minder, wie ich jetzt gemeldet habe, sondern er zeugt auch unter sich; dies ist also zu beweisen: ich machte ein Züngle eines Fingers lang, das nur fleißig wagrecht oder wasserwagrecht auf einem spitzigen Stifte stehet, also daß solches nirgends sich zu der Erde neige, sondern an beiden Orten gleich in der Wage stehe; so ich aber der Oerter eins bestreiche, sei gleich welches Orts sei, so bleibt das Züngle nicht mehr wagrecht stehen, sondern fällt unter sich etwa um 9 Grad mehr oder minder [1]); die Ursache, warum das geschieht, habe ich königl. Majestät nicht wissen anzuzeigen.

Zum Dritten habe ich königl. Majestät angezeigt zu finden, welches Ort an dem Magnet sei das Ort gegen Mitternacht, und welches Ort gegen Mittag: Das habe ich königl. Majestät also probirt: ich ließ mir herbringen eine große Schüssel voller Wasser; nun hatte ich ein feines kleines hölzernes Schüssele,

1) Demnach wäre nicht der mathematische Instrumentenmacher Robert Normann in London der Erste gewesen, der die Neigung der Magnetnadel unter den Horizont im J. 1576 entdeckte, wie Hansteen a. a. O. S. 38 behauptet.

das ließ ich mitten auf dem Wasser schwimmen und legte den Magneten fein gemach hinein in das Schüssele. Da ich aber nun nicht wußte, welcher Ort am Magneten mitternächtig war, da kehret sich das Schüssele gerade um auf dem Wasser und schwimmt also mit dem Ort, welcher ist mitternächtig am Stein, bis er kam an den Bord der Schüssel, da das Wasser innen war, und so oft ich das Schüssele wieder in die Mitte des Wassers stellte und kehrte den Ort, den ich gefunden hatte gegen Mitternacht, so blieb doch also das Schüssele nicht stille stehen, sondern wendete sich wiederum und schwamm gegen der Mitternacht. Da ich aber nun den Magnet herausnahm und bestrich mit demselbigen Ort, welches immerdar gegen der Mitternacht zeiget und schwamm, das Gäbele am Züngle, da kehret sich das Züngle nicht gegen der Mitternacht, wie königl. Majestät vermeinte, es sollte gethan haben, sondern kehret sich gegen den Mittag. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr sich königl. Majestät an dieser Probe verwunderte.

Zum Vierten habe ich vor königl. Majestät genommen ein Züngle eines Fingers lang und gestellt auf einen spitzigen Stift, und habe mit meinen beiden Händen solches zugedeckt, daß doch die Hände solches nicht anrührten. Da ist das Züngle für und für gelaufen und sich bewegt vom Aufgang durch

Mittag bis wieder in den Anfgang für und für so lange, bis ich die Hände wieder davongethan habe; ist auch seltsam zu sehen. — Ich habe ein alt Pergamentbuch im Bauernkriege überkommen, in welchem ich auch finde die Kraft des Magneten, wie zu machen sei ein Instrument durch den Magneten, welches sich für und für bewege in gleicher Form, Zeit und Weile, wie sich der Himmel bewege, also daß, wie der Himmel sich in 24 Stunden einmal um das Erdreich bewegt, auch dies Instrument mit dem Magneten zugerichtet, auch gleichermaaß seit und in 24 Stunden sich herumbewege, davon ich nicht viel wollte halten. Da ich nun vor königl. Majestät mit diesen Proben bestand, da begehrt königl. Majestät von mir den einen Magnetenstein zu haben. Da gab ich königl. Majestät diese Antwort: Ich habe Ew. königl. Majestät zum dritten Male diesen Stein wollen schenken, haben mir Ew. königl. Majestät allwege zur Antwort gegeben, Ew. königl. Majestät wolle mich deß, so ich zu meiner Arbeit täglich müßte gebrauchen, nicht berauben, und nun begehren solche ihn von mir zu haben. Also sprach königl. Majestät zu mir lachend: Ich wußte dazumal nicht, daß ihr zween Magneten hättet, denn allererst bis ich's jetzt gewahr bin worden. Also schenket ich königl. Majestät den Magneten; dagegen mich ihre Majestät ehrlich begabt hat, und habe wieder Briefe empfangen von Prag,

da königl. Majestät begehrt zu wissen, was ich weiter der Zeit hernach gefunden habe. Solche Proben alle kann Ew. F. G. wol auch machen, wo Ew. F. G. etwa ein gutes Stückle Magneten hat, ist Alles leichtlich zu Wege zu bringen."

Georg Hartmann erhielt für diese dem Herzoge äußerst angenehme Mittheilung bald darauf einen neuen Beweis der fürstlichen Gunst, und so dauerte der gegenseitige wissenschaftliche Briefwechsel bis zu Hartmann's Tode fort. Nicht minder freigebig und gütig zeigte sich der Fürst in seinen Unterstützungen und Ehrengeschenken gegen den, durch seine nach des Copernicus Beobachtungen berechneten Tafeln berühmt gewordenen Professor der Mathematik zu Wittenberg, den schon erwähnten Erasmus Reinhold, einen Mann, den der regste Eifer für seine Wissenschaft belebte, dabei aber bei seinem mäßigen Gehalte und seiner geringen Einnahme für seine Vorlesungen die drückendsten Sorgen niederbeugten, weil damals für die mathematischen Wissenschaften von Seiten der Regierungen in der Regel nur sehr wenig geschah. Im J. 1542 wagte er es bei Uebersendung eines mathematischen Werkes zuerst, sich in seiner beschränkten Lage an den Herzog zu wenden, da er von Melanchthon, seinem Collegen und Freunde, gehört, daß dieser Fürst vorzüglich auch die Astronomie und Kosmographie liebe und fördere. „Ew. F. G. wissen," schrieb er, „daß

unsere Künste sonst bei Fürsten und andern Leuten wenig geachtet sind. Darum wollen Ew. F. G., als der dieser Künste Verstand hat, die Mathematiker destomehr in gnädigem Befehle haben, daran Ew. F. G. auch Gott zu Gefallen thun, der diese Künste zu seiner Erkenntniß und zu mancherlei Nutzen dem menschlichen Geschlechte gegeben." Der Herzog nahm diese vertrauungsvollen Worte des armen Gelehrten mit großer Freundlichkeit auf, indem er ihm darauf erwiederte: Mit großer Freude habe er vernommen, „daß Euer Vornehmen dahin gehet, der Erlernung der edeln Kunst der Mathematik zu dienen. Wiewol Wir nun mit Unserm geneigten Willen den gelehrten Leuten wenig zu helfen wissen, so sind Wir ihnen doch ohne Ruhm allwege von Herzen und so viel möglich zu fördern gewogen;" worauf er ihn bat, ihn öfter mit seinen Briefen und Berichten zu erfreuen. Zugleich ließ ihm der Herzog ein angemessenes Ehrengeschenk überreichen. Erasmus Reinhold wurde durch die Gnade des Fürsten in seinem weitern Streben sehr ermuntert. Er schrieb diesem bald nachher: „Man lieset von viel löblichen Königen und Fürsten, welchen die berühmten Mathematici ihre Arbeiten zugeschrieben, als Aratus und Diokles dem gütigen Könige in Macedonien, Antigonus, Eratosthenes, der erstlich am besten die Lande in Europa, Asia und Africa beschrieben, seine Tafeln dem Könige Ptolemäus Evergetes.

Wiewol ich mich aber mit denselbigen trefflichen Werkleuten nicht vergleiche, so thun doch Ew. F. G. löblich, daß Sie sich gnädiglich gefallen lassen, daß wir Mathematici diese Kunst mit Ew. F. G. Namen zieren. Wiewol in der Welt, besonders in dieser unruhigen Zeit, unsere Künste wenig geachtet sind, so ist doch mein Vornehmen, Gott und der Christenheit mit Pflanzung und Erklärung dieser Künste zu dienen; denn es wäre kein kleiner Schade der Christenheit, so diese Künste verlöschen sollten, daraus endlich eine so grobe Barbarei folgen würde, daß man auch nicht einmal Kalender haben möchte. Dieweil aber diese Philosophia verachtet ist und wir armen Gesellen wenig Hülfe und Förderung haben, bitte ich, Ew. F. G. wolle mein gnädigster Fürst sein und mich neben Andern, so Zucht, Ehre und nützliche Kunst lieben, auch als einen solchen halten.“ Jetzt schritt Reinhold zu seinem größern Werke, welches seinen Namen für alle Zeiten der Vergessenheit entrissen hat; es sind dieses seine Berechnungen neuer astronomischer Tafeln nach den Beobachtungen des Copernicus, mit Benutzung sowol anderer älterer als neuerer Beobachtungen. Von Melanchthon jetzt abermals auf den brennenden Eifer dieses Mannes für seine Wissenschaft aufmerksam gemacht, setzte ihm der Herzog Albrecht zur Förderung seines Werkes eine ansehnliche Gratification auf zwei Jahre aus, schickte ihm aber außer-

dem auch von Zeit zu Zeit noch besondere Geschenke, bald von 50, bald von 100 Floren. Die kriegerischen Unruhen hinderten die frühere Vollendung des Werkes, sodaß es erst im J. 1549 zum Drucke bereit lag. Weil indessen der Druck eine ansehnliche Summe erfoderte, so ließ Reinhold durch seinen Freund Staphilus den Herzog ersuchen, zum Drucke der Tafeln, die er dem Herzoge dediciren und preußische Tafeln nennen wollte, die Summe von 1000 Gulden beizuschießen. Albrecht, der Reinholden bereits an 500 Gulden Unterstützung, zwei vergoldete Pokale und ein sehr ansehnliches Hochzeitsgeschenk hatte zukommen lassen, antwortete hierauf dem Staphilus: „Was Ihr Magistri Erasmus Reinholden halben schreiben thut, verstehen Wir. Nun haben Wir hiebevor berührtem Reinhold dennoch nicht wenig Hülfe gethan und solches um gemeines Gutes und um Förderung der löblichen Kunst auch gerne, wollen's auch noch in allem Ähnlichen unbeschwert sein. Dieweil Wir aber mit merklichen und sehr vielen Ausgaben sonderlich zu diesen Zeiten beladen, können Wir Unserer jetzigen Gelegenheit nach Magistri Reinhold's Anfoderung, die allzu hoch gestellt, nicht willfahren. Damit aber gleichwol zu sehen, daß Wir die Künste je lieben und ihn in seinem Vorhaben nicht gerne gehindert wissen, sondern so viel möglich das Unsere dabei thun wollten, sind Wir dahin entschlossen, wo ihm

noch mit 500 Gulden zu helfen ist, wollten Wir ihm solche in Gnaden reichen lassen." Der Druck des Werkes wurde im Winter des Jahres 1551 begonnen und im Herbst beendigt. Mit hoher Freude sandte es Reinhold seinem Gönner zu. Allein die anstrengende Arbeit, mit der er sieben Jahre hingebracht, hatte seine Gesundheit so zerrüttet, daß er bald darauf starb.

Herzog Albrecht gewinnt aber als Gönner und Beförderer der Gelehrsamkeit noch mehr an Ruhm und Achtung, wenn man sieht, mit welchen edeln Gesinnungen er fast alle ausgezeichneten Gelehrten seiner Zeit durch Geschenke und Ehrengaben ermunterte und erfreute; denn er sah selbst diese Begünstigung der angesehensten Männer seines Jahrhunderts nicht nur als eine fürstliche Pflicht an, sondern er war beinahe in Besorgniß, daß er ihr nicht einmal immer hinlänglich Genüge leiste. Als z. B. Osiander im J. 1540 die zwei kostbaren Ehrenbecher gesehen, welche der Herzog dem Melanchthon und Camerarius hatte überreichen lassen, und voll Lobes über die glänzende Freigebigkeit des Fürsten gegen die Gelehrten war, nebenbei aber diesem zu verstehen gab, daß er sich ebenfalls höchlich geehrt durch ein solches Geschenk fühlen werde, antwortete ihm der Herzog: „Was die Beschenkung der gelehrten beiden Männer anlangt, so ist nicht ohne, was Wir gethan, daß es aus sonderlicher Zu-

neigung und Liebe gegen sie und alle Gelehrte geschehen ist, um destomehr, dieweil sie Uns durch ihr Schreiben (welches Wir doch mehr aus ihrer sonderlichen Geschicklichkeit, hohen Tugend und göttlicher Schickung, denn daß Wir einige Ursache dazu gegeben, hergeflossen urtheilen müssen) also rühmen und hervorziehen, und besorgen Uns nichts mehr, denn daß Wir mit diesem Kleinen, in Ansehung, daß diese tapferen, gelehrten Leute ein viel Mehres werth sind, viel zu wenig und nicht genug thun; denn Kunst und gelehrte Leute ja nicht die kleinsten Gnaden und Gaben Gottes sind, und wollte Gott, man hätte ihrer an allen Orten nur viel, und die Jugend thäte sich dabei bessern, damit die hohen Häupter sich dieselbigen um so viel mehr zu befördern befleißigen möchten."

Daß Luther, den der Herzog mit unbegränzter Liebe verehrte, und Melanchthon, mit dem er bis an seinen Tod in dem lebhaftesten Briefwechsel stand, wiederholt die glänzendsten Beweise des fürstlichen Wohlwollens und der innigsten Freundschaft erhielten, darf kaum erinnert werden; bald waren es Geschenke an Geld, bald kostbare Ehrenbecher, bald bernsteinerne Löffel, bald Wein oder sonst etwas Kostbares, womit er die beiden Heroen der damaligen theologischen Welt erfreute. Als Luther im J. 1544 sehr von Steinschmerzen gequält wurde, schickte ihm eiligst der Her-

zog eine Portion weißes Bernsteins zu, mit der Weisung, ihn gegen jene Krankheit zu gebrauchen, „damit durch diesen guten der böse Stein ganz abgetrieben werde." So ging fast kein Jahr vorüber, in welchem nicht Luther und Melanchthon vom Herzoge durch irgend ein ansehnliches Geschenk beehrt wurden. Außer ihnen aber erhielten von Zeit zu Zeit auch eine große Zahl anderer Gelehrten vom Herzoge Beweise seiner Gewogenheit und Freigebigkeit bald bei Zusendung ihrer edirten Bücher, bald auch ohne solchen Anlaß. Dem berühmten Arzte Leonhard Fuchs, Professor in Tübingen, der zuerst das große Ansehen der Araber in der Arzneikunde zu bestreiten wagte und mit dem Herzoge Albrecht wegen einer Vocation nach Kopenhagen in Briefwechsel kam, ließ dieser 100 Gulden für seinen Commentar über den Galen einhändigen. Dem als Historiker bekannten straßburger Prediger Caspar Hedio übersandte er für den ihm zugeeigneten Chrysostomus ein Ehrengeschenk von 100 Ducaten und bot ihm außerdem einen sehr ehrenvollen Ruf nach Preußen an. Viele Jahre lang theilte ihm Hedio die interessantesten Nachrichten über die Zeitgeschichte aus Frankreich und Deutschland mit. Paul Eber, Professor in Wittenberg, und Victorinus Striegel, der, wie wir oben hörten, durch seine Gefangenschaft und Verfolgung in Jena in Noth und Armuth gerathen war, wurden jeder mit einem Geschenke von

100 Joachimsthalern erfreut, und den wittenberger Professor Peter Vincentius, der im Sommer 1563 in Königsberg war und vom Herzoge mit außerordentlicher Güte aufgenommen wurde, ließ er bei seiner Abreise mit 60 Thalern und 18 Ellen Damast beschenken. Erst wenige Jahre zuvor hatte er jenem Paul Eber bei seinem Doctorschmause eine überaus schöne vergoldete Schäure (Trinkbecher) überreichen lassen. So bekamen in einem Jahre Eusebius Menius und Justus Jonas, beide in Wittenberg, ein Geschenk von 200 Thalern; freilich sagt dabei der Herzog: „daß Wir wahrlich mit vielen Ausgaben dermaßen beladen sind und des Helfens hin und wieder so viel ist, daß Wir fast dadurch beschwert werden." Und doch gab er immer wieder und stets wieder gerne, sobald es seine Kasse zuließ. Auch Joachim Camerarius erhielt davon vielfache Beweise. Für einen sehr schön und niedlich gearbeiteten Ehrenbecher dankt der hochverdiente Gelehrte mit den bescheidenen Worten: „Zudem aber, so Ew. F. G. sich aus fürstlicher Milde auch mit einer Verehrung gegen mich gnädiglich erzeigt, darum weiß Ew. F. G. ich genugsame Danksagung nicht zu thun, viel weniger solches um Dieselben unterthäniges Fleißes zu verdienen, denn ich hierzu mich viel zu wenig und gering befinde." Außer mehren andern Ehrengaben, durch die der Herzog diesen ausgezeichneten Mann von Zeit zu Zeit

erfreute, gab er ihm auch darin einen Beweis seiner Hochachtung und Gunst, daß er den einen Sohn desselben auf der Universität zu Königsberg auf seine Kosten studiren und mit allem Nothwendigen versorgen ließ.

Es würde leicht sein, hier noch eine Reihe von Beweisen der überaus großen Freigebigkeit des Herzogs Albrecht gegen die Gelehrten seiner Zeit aufzuführen. Statt dessen aber mag ein Beispiel zeigen, wie ganz anders damals an einem andern Hofe ein in jener Zeit sehr berühmter Gelehrter, der Mathematiker, Astronom und Historiker Johann Carion, bedacht wurde. Im J. 1536 nämlich von seinem Fürsten, dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, der bekanntlich eine Tochter des Königs Sigesmund I. von Polen zur Gemahlin hatte, in einer wichtigen Angelegenheit an den polnischen Hof gesandt, hatte sich dieser Gelehrte, bei der großen Wichtigkeit seines Auftrages, nach damaliger Sitte auf ein angemessenes Ehrengeschenk Hoffnung gemacht. Er fand sich indessen bei seiner Rückkehr sehr getäuscht, denn er schrieb dem Herzog Albrecht in Beziehung auf diese Sendung unter andern Folgendes: „Es war auch das Geschenk und die Verehrung nicht dermaßen, daß ich mich hoch rühmen dürfte. Mein gnädiger Herr (der Kurfürst) verbot mir auch solches nachzusagen; ich [...]te sagen, ich wäre mit etlichen goldseidenen Klei-

dern und dergleichen abgefertigt worden. Ich bekam aber nichts, denn sechszehn Ellen losen schwarzen Damast, was über zehn Gulden nicht werth ist. Dazu schenkte mir den der König nicht, sondern des Boners Bruder zu Breslau gab mir an diesen Boner eine Vorschrift, und des Boners Diener schenkte mir den von wegen seines Herrn; denn er ließ mir sagen, er hätte keinen Befehl von königl. Majestät, mir etwas zu geben. Es wäre demnach an Ew. F. G. meine unterthänige Bitte, Dieselben wollten mir zu Gute ein Brieflein an königl. Majestät mit gegenwärtigem Boten mittheilen und mich gegen den König bestens commendiren. Was sollte es schaden einem solchen gewaltigen Könige, so ich 100 ungerische Gulden von ihm kriegte, und ich weiß, so es mit Fleiß würde angezeigt, ich überkäme sie. Können Ew. F. G. noch etwas Fruchtbares darin schaffen, ich will es all mein Leben lang verdienen. Die Ochsen stehen gar mit mir am Berge; das macht das Doctorat und mein Bauen, so ich vergangenes Jahr schwerlich in meinem Hause gethan. Und so der Guckuck anging, so wäre ich ein Marterangstfreiherrgesell. Bitte, Ew. F. G. wollen einen Steinwurf thun; so ich etwas kriegte, würde es meinem gnädigen Herrn sehr wohlgefallen, auch der Königin, denn Ihro Gnade sehr gut mit mir ist. Bitte nochmals, Ew. F. G. wolle mir mit einem Fledermäusle aufs beste gegen

königl. Majestät zu Polen behülflich sein, denn hundert Gulden sollten mir wol ersprießlich sein."

Der Herzog Albrecht fand es indessen nicht ganz zweckmäßig, der Freigebigkeit des Königs von Polen durch ein Empfehlungsschreiben nachzuhelfen. Es ist spaßhaft, welchen Plan er dem armen Gelehrten an die Hand gab, um dem Könige wegen eines anständigen Ehrengeschenkes beizukommen. Er antwortet ihm nämlich: „Euch bei königl. Majestät zu Polen zu fördern, sollt Ihr es gewiß dafür halten, daß Wir Euch in Dem ganz gerne willfahren wollten, wenn Wir nur Maß und Form wüßten, wie solches füglich geschehen könnte; denn Wir zweifeln gar nicht, Ihr habt das polnische Wesen und Regiment wohl gesehen und gehört, wie dort Leute genug bei der Hand sind, die viel Dinge verhindern können, davon denn nicht vonnöthen, mit der Feder weiter Ausstrich zu machen, denn Ihr solches nunmehr erfahren und wisset; es geht auch am polnischen viel anders denn an andern Höfen zu. Uns däucht aber gerathen sein, daß Ihr irgend etwas zu Ehren königl. Majestät zu Polen ediret oder machet und dasselbige Seiner königl. Majestät durch irgend eine Person am polnischen Hofe überantwortet und daneben anzeiget, daß Ihr der Erste seid, der solche Heirath (zwischen dem Kurfürsten Joachim und Hedwig, der Tochter des Königs zu Polen) weitläufig auf die Bahn gebracht, und

daß Ihr dasselbe nicht dermaßen thätet vermelden, daß Ihr dadurch sehr wolltet gerühmt sein, sondern vielmehr zu Lob, Ehre und Preis Seiner königl. Majestät, und dieweil Ihr Seine königl. Majestät je und allwege hättet rühmen hören eines milden königlichen Gemüthes gegen arme Gesellen, und Euch jetzo eine Noth anstieße, so bätet Ihr ganz unterthäniges dienstliches Fleißes, Seine königl. Majestät wollten Euch mit solcher Summe gnädiglich zu Hülfe kommen. So Wir alsdann hieneben, wenn solches Thun überantwortet würde, dazu etwas fördern könnten, wollten Wir's auch nicht unterlassen, denn so blos den Handel bei Seiner königl. Majestät vorzustellen, hat viel Bedenkens. Es ist Uns auch nicht lieb, daß Ihr in solchen Unrath gewachsen seid." Es ist ungewiß, welchen Erfolg dieser Rath des Herzogs bei dem Könige von Polen gehabt habe; aber es geht auch hieraus wieder hervor, wie bereitwillig Herzog Albrecht war, wenn er irgend einen Gelehrten in dessen Wünschen förderlich sein konnte.

Aber nicht blos Männer von schon ausgebreitetem großen Rufe ermunterte und erfreute der Fürst mit seinen Ehrengeschenken, sondern er unterstützte auch eine Menge von angehenden Gelehrten oder andern jungen Leuten bald zu ihrer Ausbildung auf gelehrten Reisen nach Italien und Frankreich, bald in ihren Studien auf deutschen Universitäten, besonders zu Wittenberg.

So ließ er z. B. den äußerst talentvollen jungen Arzt, Magister Andreas Aurifaber, für den sich die ersten Männer der gelehrten Welt, Luther, Melanchthon, Camerarius, Bugenhagen und Andere, mit großer Theilnahme verwandten, und welchen der Herzog nachher zu seinem Leibarzte berief, auf mehre Jahre zur Erweiterung seiner Kenntnisse und zur Vervollkommnung seiner Erfahrung nach Italien reisen; denn Camerarius und Melanchthon hatten ihn dem Herzoge als einen jungen Mann empfohlen, von dem sich bei so fortgesetzter Ausbildung ungemein viel erwarten lasse. Der Herzog unterstützte ihn auf seiner Reise mit 400 Mark. Mit gleicher Freigebigkeit unterhielt er auf Luther's Empfehlung den jungen Magister Christoph Jonas einige Zeit in Italien. Ungemein viel versprach sich Albrecht von dem talentvollen Peter Weller, genannt von Molßdorf, Bruder des berühmten Hieronymus Weller, für den sich auch Luther und Melanchthon sehr interessirten; der Herzog ließ ihn daher auf seine Kosten zuerst in Wittenberg seine Studien vollenden, und sandte ihm sogar aus seiner eigenen Bibliothek eine Anzahl Bücher zu; und als dann Luther für ihn wegen einer Reise nach Italien bei dem Herzoge einkam, antwortete dieser: „Weil Wir selbst nicht gelehrt, doch gelehrte Leute bei Uns alle Wege gerne gewußt und wissen wollen, so sind Wir sonderlich in Ansehung Eurer Vorschrift gedachten

Peter Weller in welsche Land zwei Jahre lang, dieweil es seinem Studiren dienet, ziehen zu lassen und mit unserer Unkost zu versehen, wohl gesinnt, zweifeln auch gar nicht, er werde solch Geld und Zeit zumaßen, als er bei Euch zu Wittenberg gethan, wohl anlegen und vollenden." Peter Weller täuschte freilich des Fürsten Hoffnungen; er trat nämlich seine Reise zwar an, nahm aber bald nachher Kriegsdienste im kaiserlichen Heere und fand in diesen kurz darauf seinen Tod. Indessen schreckten solche vereitelte Erwartungen den Herzog Albrecht nicht zurück, und es verdankten auch forthin noch eine Menge junger Gelehrten ihre weitere Ausbildung auf Reisen seiner freigebigen Unterstützung.*

Seit Herzog Albrecht den Ordensmantel abgelegt, war es stets sein vorzüglichstes Streben gewesen, das Licht, welches zuerst durch Osiander's Belehrung in ihm selbst entzündet worden war, in seinem Lande durch gebildete Lehrer und Prediger immer weiter verbreiten zu lassen. Außer einer nicht unbedeutenden Anzahl von Jünglingen aus Preußen, die seitdem, von ihren Aeltern selbst unterhalten, in Wittenberg den Studien oblagen, sandte der Herzog auch beständig viele andere, vorzüglich Söhne seiner Beamten und Diener oder sonst ausgezeichnete Köpfe auf diese Hochschule, um sie dort auf seine Kosten studiren zu lassen. Diese herzoglichen Stipendiaten, die ihre Vor-

noch mit 500 Gulden zu helfen ist, wollten Wir ihm solche in Gnaden reichen lassen." Der Druck des Werkes wurde im Winter des Jahres 1551 begonnen und im Herbst beendigt. Mit hoher Freude sandte es Reinhold seinem Gönner zu. Allein die anstrengende Arbeit, mit der er sieben Jahre hingebracht, hatte seine Gesundheit so zerrüttet, daß er bald darauf starb.

Herzog Albrecht gewinnt aber als Gönner und Beförderer der Gelehrsamkeit noch mehr an Ruhm und Achtung, wenn man sieht, mit welchen edeln Gesinnungen er fast alle ausgezeichneten Gelehrten seiner Zeit durch Geschenke und Ehrengaben ermunterte und erfreute; denn er sah selbst diese Begünstigung der angesehensten Männer seines Jahrhunderts nicht nur als eine fürstliche Pflicht an, sondern er war beinahe in Besorgniß, daß er ihr nicht einmal immer hinlänglich Genüge leiste. Als z. B. Osiander im J. 1540 die zwei kostbaren Ehrenbecher gesehen, welche der Herzog dem Melanchthon und Camerarius hatte überreichen lassen, und voll Lobes über die glänzende Freigebigkeit des Fürsten gegen die Gelehrten war, nebenbei aber diesem zu verstehen gab, daß er sich ebenfalls höchlich geehrt durch ein solches Geschenk fühlen werde, antwortete ihm der Herzog: „Was die Beschenkung der gelehrten beiden Männer anlangt, so ist nicht ohne, was Wir gethan, daß es aus sonderlicher Zu-

neigung und Liebe gegen sie und alle Gelehrte geschehen ist, um destomehr, dieweil sie Uns durch ihr Schreiben (welches Wir doch mehr aus ihrer sonderlichen Geschicklichkeit, hohen Tugend und göttlicher Schickung, denn daß Wir einige Ursache dazu gegeben, hergeflossen urtheilen müssen) also rühmen und hervorziehen, und besorgen Uns nichts mehr, denn daß Wir mit diesem Kleinen, in Ansehung, daß diese tapferen, gelehrten Leute ein viel Mehres werth sind, viel zu wenig und nicht genug thun; denn Kunst und gelehrte Leute ja nicht die kleinsten Gnaden und Gaben Gottes sind, und wollte Gott, man hätte ihrer an allen Orten nur viel, und die Jugend thäte sich dabei bessern, damit die hohen Häupter sich dieselbigen um so viel mehr zu befördern befleißigen möchten."

Daß Luther, den der Herzog mit unbegränzter Liebe verehrte, und Melanchthon, mit dem er bis an seinen Tod in dem lebhaftesten Briefwechsel stand, wiederholt die glänzendsten Beweise des fürstlichen Wohlwollens und der innigsten Freundschaft erhielten, darf kaum erinnert werden; bald waren es Geschenke an Geld, bald kostbare Ehrenbecher, bald bernsteinerne Löffel, bald Wein oder sonst etwas Kostbares, womit er die beiden Heroen der damaligen theologischen Welt erfreute. Als Luther im J. 1544 sehr von Steinschmerzen gequält wurde, schickte ihm eiligst der Her-

zog eine Portion weißes Bernsteins zu, mit der Weisung, ihn gegen jene Krankheit zu gebrauchen, „damit durch diesen guten der böse Stein ganz abgetrieben werde.“ So ging fast kein Jahr vorüber, in welchem nicht Luther und Melanchthon vom Herzoge durch irgend ein ansehnliches Geschenk beehrt wurden. Außer ihnen aber erhielten von Zeit zu Zeit auch eine große Zahl anderer Gelehrten vom Herzoge Beweise seiner Gewogenheit und Freigebigkeit bald bei Zusendung ihrer edirten Bücher, bald auch ohne solchen Anlaß. Dem berühmten Arzte Leonhard Fuchs, Professor in Tübingen, der zuerst das große Ansehen der Araber in der Arzneikunde zu bestreiten wagte und mit dem Herzoge Albrecht wegen einer Vocation nach Kopenhagen in Briefwechsel kam, ließ dieser 100 Gulden für seinen Commentar über den Galen einhändigen. Dem als Historiker bekannten strasburger Prediger Caspar Hedio übersandte er für den ihm zugeeigneten Chrysostomus ein Ehrengeschenk von 100 Ducaten und bot ihm außerdem einen sehr ehrenvollen Ruf nach Preußen an. Viele Jahre lang theilte ihm Hedio die interessantesten Nachrichten über die Zeitgeschichte aus Frankreich und Deutschland mit. Paul Eber, Professor in Wittenberg, und Victorinus Striegel, der, wie wir oben hörten, durch seine Gefangenschaft und Verfolgung in Jena in Noth und Armuth gerathen war, wurden jeder mit einem Geschenke von

100 Joachimsthalern erfreut, und den wittenberger Professor Peter Vincentius, der im Sommer 1563 in Königsberg war und vom Herzoge mit außerordentlicher Güte aufgenommen wurde, ließ er bei seiner Abreise mit 60 Thalern und 18 Ellen Damast beschenken. Erst wenige Jahre zuvor hatte er jenem Paul Eber bei seinem Doctorschmause eine überaus schöne vergoldete Schäure (Trinkbecher) überreichen lassen. So bekamen in einem Jahre Eusebius Menius und Justus Jonas, beide in Wittenberg, ein Geschenk von 200 Thalern; freilich sagt dabei der Herzog: „daß Wir wahrlich mit vielen Ausgaben dermaßen beladen sind und des Helfens hin und wieder so viel ist, daß Wir fast dadurch beschwert werden.“ Und doch gab er immer wieder und stets wieder gerne, sobald es seine Kasse zuließ. Auch Joachim Camerarius erhielt davon vielfache Beweise. Für einen sehr schön und niedlich gearbeiteten Ehrenbecher dankt der hochverdiente Gelehrte mit den bescheidenen Worten: „Zudem aber, so Ew. F. G. sich aus fürstlicher Milde auch mit einer Verehrung gegen mich gnädiglich erzeigt, darum weiß Ew. F. G. ich genugsame Danksagung nicht zu thun, viel weniger solches um Dieselben unterthäniges Fleißes zu verdienen, denn ich hierzu mich viel zu wenig und gering befinde.“ Außer mehren andern Ehrengaben, durch die der Herzog diesen ausgezeichneten Mann von Zeit zu Zeit

erfreute, gab er ihm auch darin einen Beweis seiner Hochachtung und Gunst, daß er den einen Sohn desselben auf der Universität zu Königsberg auf seine Kosten studiren und mit allem Nothwendigen versorgen ließ.

Es würde leicht sein, hier noch eine Reihe von Beweisen der überaus großen Freigebigkeit des Herzogs Albrecht gegen die Gelehrten seiner Zeit aufzuführen. Statt dessen aber mag ein Beispiel zeigen, wie ganz anders damals an einem andern Hofe ein in jener Zeit sehr berühmter Gelehrter, der Mathematiker, Astronom und Historiker Johann Carion, bedacht wurde. Im J. 1536 nämlich von seinem Fürsten, dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, der bekanntlich eine Tochter des Königs Sigesmund I. von Polen zur Gemahlin hatte, in einer wichtigen Angelegenheit an den polnischen Hof gesandt, hatte sich dieser Gelehrte, bei der großen Wichtigkeit seines Auftrages, nach damaliger Sitte auf ein angemessenes Ehrengeschenk Hoffnung gemacht. Er fand sich indessen bei seiner Rückkehr sehr getäuscht, denn er schrieb dem Herzog Albrecht in Beziehung auf diese Sendung unter andern Folgendes: „Es war auch das Geschenk und die Verehrung nicht dermaßen, daß ich mich hoch rühmen dürfte. Mein gnädiger Herr (der Kurfürst) verbot mir auch solches nachzusagen; ich sollte sagen, ich wäre mit etlichen goldseidenen Klei-

dern und dergleichen abgefertigt worden. Ich bekam aber nichts, denn sechszehn Ellen losen schwarzen Damast, was über zehn Gulden nicht werth ist. Dazu schenkte mir den der König nicht, sondern des Boners Bruder zu Breslau gab mir an diesen Boner eine Vorschrift, und des Boners Diener schenkte mir den von wegen seines Herrn; denn er ließ mir sagen, er hätte keinen Befehl von königl. Majestät, mir etwas zu geben. Es wäre demnach an Ew. F. G. meine unterthänige Bitte, Dieselben wollten mir zu Gute ein Brieflein an königl. Majestät mit gegenwärtigem Boten mittheilen und mich gegen den König bestens commendiren. Was sollte es schaden einem solchen gewaltigen Könige, so ich 100 ungerische Gulden von ihm kriegte, und ich weiß, so es mit Fleiß würde angezeigt, ich überkäme sie. Können Ew. F. G. noch etwas Fruchtbares darin schaffen, ich will es all mein Leben lang verdienen. Die Ochsen stehen gar mit mir am Berge; das macht das Doctorat und mein Bauen, so ich vergangenes Jahr schwerlich in meinem Hause gethan. Und so der Gucuck anging, so wäre ich ein Marterangstfreiherrgesell. Bitte, Ew. F. G. wollen einen Steinwurf thun; so ich etwas kriegte, würde es meinem gnädigen Herrn sehr wohlgefallen, auch der Königin, denn Ihro Gnade sehr gut mit mir ist. Bitte nochmals, Ew. F. G. wolle mir mit einem Fledermäusle aufs beste gegen

königl. Majestät zu Polen behülflich sein, denn hundert Gulden sollten mir wol ersprießlich sein."

Der Herzog Albrecht fand es indessen nicht ganz zweckmäßig, der Freigebigkeit des Königs von Polen durch ein Empfehlungsschreiben nachzuhelfen. Es ist spaßhaft, welchen Plan er dem armen Gelehrten an die Hand gab, um dem Könige wegen eines anständigen Ehrengeschenkes beizukommen. Er antwortet ihm nämlich: „Euch bei königl. Majestät zu Polen zu fördern, sollt Ihr es gewiß dafür halten, daß Wir Euch in Dem ganz gerne willfahren wollten, wenn Wir nur Maß und Form wüßten, wie solches füglich geschehen könnte; denn Wir zweifeln gar nicht, Ihr habt das polnische Wesen und Regiment wohl gesehen und gehört, wie dort Leute genug bei der Hand sind, die viel Dinge verhindern können, davon denn nicht vonnöthen, mit der Feder weiter Ausstrich zu machen, denn Ihr solches nunmehr erfahren und wisset; es geht auch am polnischen viel anders denn an andern Höfen zu. Uns däucht aber gerathen sein, daß Ihr irgend etwas zu Ehren königl. Majestät zu Polen ediret oder machet und dasselbige Seiner königl. Majestät durch irgend eine Person am polnischen Hofe überantwortet und daneben anzeiget, daß Ihr der Erste seid, der solche Heirath (zwischen dem Kurfürsten Joachim und Hedwig, der Tochter des Königs von Polen) weitläuftig auf die Bahn gebracht, und

daß Ihr dasselbe nicht dermaßen thätet vermelden, daß Ihr dadurch sehr wolltet gerühmt sein, sondern vielmehr zu Lob, Ehre und Preis Seiner königl. Majestät, und dieweil Ihr Seine königl. Majestät je und allwege hättet rühmen hören eines milden königlichen Gemüthes gegen arme Gesellen, und Euch jetzo eine Noth anstieße, so bätet Ihr ganz unterthäniges dienstliches Fleißes, Seine königl. Majestät wollten Euch mit solcher Summe gnädiglich zu Hülfe kommen. So Wir alsdann hieneben, wenn solches Thun überantwortet würde, dazu etwas fördern könnten, wollten Wir's auch nicht unterlassen, denn so blos den Handel bei Seiner königl. Majestät vorzustellen, hat viel Bedenkens. Es ist Uns auch nicht lieb, daß Ihr in solchen Unrath gewachsen seid." Es ist ungewiß, welchen Erfolg dieser Rath des Herzogs bei dem Könige von Polen gehabt habe; aber es geht auch hieraus wieder hervor, wie bereitwillig Herzog Albrecht war, wenn er irgend einen Gelehrten in dessen Wünschen förderlich sein konnte.

Aber nicht blos Männer von schon ausgebreitetem großen Rufe ermunterte und erfreute der Fürst mit seinen Ehrengeschenken, sondern er unterstützte auch eine Menge von angehenden Gelehrten oder andern jungen Leuten bald zu ihrer Ausbildung auf gelehrten Reisen nach Italien und Frankreich, bald in ihren Studien auf deutschen Universitäten, besonders zu Wittenberg.

So ließ er z. B. den äußerst talentvollen jungen Arzt, Magister Andreas Aurifaber, für den sich die ersten Männer der gelehrten Welt, Luther, Melanchthon, Camerarius, Bugenhagen und Andere, mit großer Theilnahme verwandten, und welchen der Herzog nachher zu seinem Leibarzte berief, auf mehre Jahre zur Erweiterung seiner Kenntnisse und zur Vervollkommnung seiner Erfahrung nach Italien reisen; denn Camerarius und Melanchthon hatten ihn dem Herzoge als einen jungen Mann empfohlen, von dem sich bei so fortgesetzter Ausbildung ungemein viel erwarten lasse. Der Herzog unterstützte ihn auf seiner Reise mit 400 Mark. Mit gleicher Freigebigkeit unterhielt er auf Luther's Empfehlung den jungen Magister Christoph Jonas einige Zeit in Italien. Ungemein viel versprach sich Albrecht von dem talentvollen Peter Weller, genannt von Molßdorf, Bruder des berühmten Hieronymus Weller, für den sich auch Luther und Melanchthon sehr interessirten; der Herzog ließ ihn daher auf seine Kosten zuerst in Wittenberg seine Studien vollenden, und sandte ihm sogar aus seiner eigenen Bibliothek eine Anzahl Bücher zu; und als dann Luther für ihn wegen einer Reise nach Italien bei dem Herzoge einkam, antwortete dieser: „Weil Wir selbst nicht gelehrt, doch gelehrte Leute bei Uns alle Wege gerne gewußt und wissen wollen, so sind Wir sonderlich in Ansehung Eurer Vorschrift gedachten

Peter Weller in welsche Land zwei Jahre lang, dieweil es seinem Studiren dienet, ziehen zu lassen und mit unserer Unkost zu versehen, wohl gesinnt, zweifeln auch gar nicht, er werde solch Geld und Zeit zumaßen, als er bei Euch zu Wittenberg gethan, wohl anlegen und vollenden." Peter Weller täuschte freilich des Fürsten Hoffnungen; er trat nämlich seine Reise zwar an, nahm aber bald nachher Kriegsdienste im kaiserlichen Heere und fand in diesen kurz darauf seinen Tod. Indessen schreckten solche vereitelte Erwartungen den Herzog Albrecht nicht zurück, und es verdankten auch forthin noch eine Menge junger Gelehrten ihre weitere Ausbildung auf Reisen seiner freigebigen Unterstützung.*

Seit Herzog Albrecht den Ordensmantel abgelegt, war es stets sein vorzüglichstes Streben gewesen, das Licht, welches zuerst durch Osiander's Belehrung in ihm selbst entzündet worden war, in seinem Lande durch gebildete Lehrer und Prediger immer weiter verbreiten zu lassen. Außer einer nicht unbedeutenden Anzahl von Jünglingen aus Preußen, die seitdem, von ihren Aeltern selbst unterhalten, in Wittenberg den Studien oblagen, sandte der Herzog auch beständig viele andere, vorzüglich Söhne seiner Beamten und Diener oder sonst ausgezeichnete Köpfe auf diese Hochschule, um sie dort auf seine Kosten studiren zu lassen. Diese herzoglichen Stipendiaten, die ihre Vor-

bildung gemeinhin auf den preußischen Landesschulen erhalten hatten, empfahl der Fürst, wenn er sie nach Wittenberg sandte, immer selbst irgend einem dortigen Professor, in der Regel Luthern und Melanchthon, indem er diese bat, die jungen Leute sowol in ihren äußern Verhältnissen gut unterzubringen, als auch für ihre sittliche und wissenschaftliche Ausbildung alle mögliche Sorge zu tragen. Da die meisten Professoren, sowol in Wittenberg als Leipzig, auch selbst Luther, Melanchthon und Camerarius in ihren Häusern Stipendiaten hatten, welche für eine gewisse Summe bei ihnen Wohnung und Tisch erhielten, so ersuchte der Herzog diese nicht selten, die von ihm Empfohlenen in ihre Wohnung und specielle Aufsicht aufzunehmen, und fügte zuweilen auch wol die besonderen Gründe zu dieser Bitte hinzu. So bat er z. B. im Jahre 1532 Luthern, den Sohn seines Hauptmanns, Georg von Bendorf, „gegen gebührliche Erstattung in seinem Hause mit Essen, Trinken und anderer Nothdurft zu unterhalten, da er höre, daß er (Luther) ohnedies etliche böhmische Herren bei sich haben solle, und dieser Sohn seines Hauptmanns neulicher Tage aus Böhmen gekommen sey, auf daß er mit solchen Beiwohnern der böhmischen Sprache nicht vergesse, sondern solche in Uebung behalte.“ War Luthern oder Melanchthon die Aufnahme der Empfohlenen ins eigene Haus nicht möglich, so er-

suchte er jene gewöhnlich, sie bei „irgend einem frommen und gelehrten Präceptor“ unterzubringen; denn es bestand damals in Wittenberg die rühmliche Gewohnheit, immer einige der besten und fleißigsten Studirenden auszuwählen, welchen man, Andern zur Nacheiferung, die Würde eines Magisters der Philosophie unentgeldlich ertheilte, und denen dann jüngere Studirende zur Leitung und Führung überwiesen wurden. Diese Magister, die meist den zu den höheren Studien noch nicht völlig vorbereiteten Jünglingen auch weitern Unterricht ertheilten, bekamen somit als solche Präceptoren eine Art von Vormundschaft über die ihrer Führung anvertrauten jungen Studirenden. Als daher der Herzog Albrecht die Söhne seiner Räthe, Albrechts von Kunheim, Georg Truchses und Georg Venedigers, nach Wittenberg sandte, bat er den Melanchthon, dem er sie empfahl: „Ihr wollet um Unsern Willen, wenn genannte Knaben bei Euch ankommen, solche befördern helfen, damit sie einem gelehrten, christlichen und frommen Präceptor, der sie in Gehorsam und gebührendem Zwange halte, untergeben und gleich andern jungen Gesellen zu beständiger Lahr und aller christlichen Zucht und Redlichkeit auferzogen werden möchten.“

Die Gefahren für die Sittlichkeit der Studirenden und die Verlockungen zu Unfleiß und Ausschweifungen waren damals auf Universitäten wol nicht ſ

ringer als in unsern Zeiten. Auch damals gab es Kränzchen, die nur dem Spiele und dem Bacchus fröhnten. Die damals auf Universitäten gewöhnlichen Maskeraden führten ferner unter den Studenten die nämlichen Uebel wie heut zu Tage die Studentenbälle herbei, und die sowol in Wittenberg als Erfurt und andern Universitäten selbst des Sonntags von den Studenten aufgeführten Komödien mochten mit denselbigen Zerstreuungen und Zeitverlusten verbunden sein, wie jetzt Concerte, Schauspiel und Schlittenfahrt, obgleich damals auch Luther [1]), Spalatin und Andere den theatralischen Vorstellungen der Wittenberger öfter beiwohnten. Auch damals klagte man über „die Säuferei, Unzucht und das rohe, wilde und wüste Leben," welches hie und da unter den Studirenden herrschend war. Bekanntlich fehlte es damals ebenfalls nicht an Studentenaufruhr, und wie arg es zuweilen dabei herging, erfuhr z. B. Erfurt im J. 1521, wo die Studenten die Pfaffenhäuser stürmten, alle Fenster einschlugen, die Ofen in den Stuben umstürzten, Tische und Stühle zerbrachen und alle Lebensmittel auf die Straßen warfen. Daß auch in Wittenberg die studirende Jugend zuweilen stark

1) Der sie in einem Briefe an Nikol. Hausmann in Schutz nimmt; s. „Luther's Briefe" von de Wette B. III. S. 566.

aufbrauste und sich selbst gegen die akademischen Lehrer vergaß, beweist unter andern Caspar Peucer's Beispiel; denn als dieser einst Rector war, wurden ihm von den tumultuirenden Studiosen alle Fenster eingeworfen und sein Haus, in dem kurz vorher sein Schwiegervater Melanchthon gewohnt hatte, stark beschädigt. Es ging also auf den deutschen Universitäten damals ziemlich ebenso zu wie heutiges Tages.

Der Herzog Albrecht suchte diese Universitätsübel von seinen in Wittenberg studirenden Landeskindern so viel als möglich abzuwenden. Er stellte nämlich im J. 1538 über diese einen besondern Inspector an und wählte hierzu den Magister Christoph Jonas, wie es scheint, aus dem Anspachschen gebürtig, indem dieser sich der dort studirenden Preußen in der Leitung ihrer Studien immer schon mit besonderer Vorliebe angenommen hatte. Der Herzog schrieb ihm: „Nachdem Wir in Erfahrung kommen, daß Ihr Euch Unserer Unterthanen und Anderer aus dieser Landesart, um dieselben im Studio zu guter Zucht und Lahr zu unterrichten und zu halten, annehmen thut, welches Uns denn, dieweil Ihr auch Unser Unterthan, nicht zu kleiner Freude und Gefallen von Euch gereicht, als haben Wir Euch mit diesen Unsern Schriften gnädiglich zu besuchen nicht unterlassen wollen, gnädiglich begehrend, Ihr wollet alle Unsere Unterthanen vom Adel und sonst, die Ihr bei Euch habt, mit

Fleiß zum Studio halten, ihnen in der Zucht nicht weichmüthig, sondern scharf, ernst und hart sein und den Zaum, wie denn solches leichtlich bei der Jugend Unrath schaffen kann und Ihr denn selbst wohl zu thun wissen werdet, nicht zu lang lassen, auch gar nicht scheuen, Uns allwege die Wahrheit zu schreiben, wie sie sich im Studio anlassen, ob sie gehorsam oder nicht, damit nicht vergebliche Mühe, Arbeit und Unkosten auf sie gewandt werden." Als Belohnung für diese Aufsicht wies ihm der Herzog einen jährlichen Gehalt von 60 Gulden an und empfahl ihm nun, außer den gewöhnlichen Empfehlungen an Luther und Melanchthon, alle nach Wittenberg gehenden Landeskinder, namentlich auch solche, die auf ihre eigenen Kosten in Wittenberg studirten. Christoph Jonas erwarb sich in diesem Amte bald auch ein unbedingtes Vertrauen bei dem Fürsten. An Solche aber, welche durch herzogliche Unterstützung auf der Universität erhalten wurden, die der Herzog, wie man es damals nannte, „verlegte" oder „aus seinem Verlage unterhielt," machte dieser natürlich immer auch größere Ansprüche in Beziehung auf Fleiß und gute Führung. Er empfahl daher einen solchen Stipendiaten dem Inspector mit der Weisung: „Ihr wollet denselben, angesehen, daß er aus Unserm Verlage sich im Studio allein erhält und sonst nichts besitzt, denn was er von Uns hat, in günstigem Befehle haben und ihn

um Unsertwillen, was ihm im Studio vonnöthen sein wird, fleißiger lernen und unterweisen, damit er Uns, Landen und Leuten neben Andern um so viel nützlicher sein und dienen möge." Der Herzog hielt überhaupt viel auf eine strenge und genaue Aufsicht über die Studirenden. Indem er z. B. dem Inspector den jungen Bonaventura von Stein (der nachmals herzoglicher Hofprediger wurde) empfahl und jenen ersuchte, denselben entweder zu sich ins Haus zu nehmen oder anderwärts gut unterzubringen, fügte er hinzu: „Ihr möget es auf jeden Fall so einrichten, daß der junge Gesell ein Furcht und Auge auf Euch haben möchte, daneben ihn auch flugs zum Studiren treiben, und was Ihr also an ihm und andern Unsern Unterthanen des Fleißes oder Unfleißes halben befinden werdet, das wollet Uns jeder Zeit zu vermelden unbeschwert sein." Diese Berichte über den Fleiß und das Benehmen der jungen Studirenden bringt der Herzog bei Christoph Jonas bei jeder Gelegenheit in Anregung, und selten empfahl er Einen, wo es nicht hieß: „Wenn der Junge aber sich unfleißig und eigenwillig beweisen würde, soll es mir allwege angezeigt werden;" woraus die Wichtigkeit hervorgeht, welche der Fürst auf diese Berichte legte. Der Magister Jonas kam hierin den Wünschen des Herzogs auch mit strengster Gewissenhaftigkeit nach, verwaltete überhaupt sein Amt so völlig zur Zufried

heit des Herzogs und erhielt von Melanchthon ein so löbliches Zeugniß, daß Albrecht gern in seinen Wunsch einging, ihn noch länger, als es früher bestimmt war, in Wittenberg fortstudiren zu lassen, um neben seinem Studium auch „die Aufsicht über die jungen Knaben" ferner noch zu führen. Auf Melanchthon's Wunsch erlaubte ihm der Herzog auch gern, jenen auf den Reichstag nach Regensburg im J. 1541 begleiten zu dürfen; doch trug er ihm auf, ihm vorher zu berichten, „wie sich Unsere Unterthanen, Eure Söhne und Discipeln, die Ihr Euch mit sonderem treuen Fleiße wollet lassen befohlen sein, ein Jeder insonderheit bei Euch halten und anlassen," und dann vor seiner Reise sein „Amt dermaßen zu besorgen, daß seine Söhne und Discipeln unterdessen wohl versorgt würden und an ihrer Lage nichts versäumten." Der Magister Jonas traf auch während seiner Abwesenheit eine so gute Einrichtung und nahm sich der guten Führung der seiner Aufsicht Empfohlenen mit so regem Eifer an, daß Melanchthon ihm das Zeugniß gab: „Die Jungen, so Ew. F. G. Magistro Christoph und mir befohlen, werden durch bemeldeten Magister Christoph mit Fleiß zur Lahr und guter Zucht angehalten, denn er selbst sich also ehrlich hält, daß alle Verständigen allhie ein sehr gutes Gefallen an ihm haben."

Die Stipendien, mit welchen der Herzog die

Studirenden unterstützte, waren in ihrem Betrage verschieden, in der Regel 25, 30 bis 40 Gulden [1]): Auf besondere Empfehlungen und Fürbitten Luther's oder Melanchthon's wurden sie für solche, die sich durch hervorstechende Talente, großen Fleiß und gutes Betragen auszeichneten, zuweilen auch erhöht oder auch verlängert. Da man damals in Wittenberg sehr wohlfeil lebte und, wie oben erwähnt ist, es Zeiten gegeben haben soll, in denen man dort den Tisch jährlich mit acht Goldgulden bestreiten konnte, so reichten gewöhnlich jene Stipendien für alle nothwendigen Bedürfnisse eines Studirenden für ein Jahr völlig hin, zumal da sie ihre Stipendiengelder nicht selbst in die Hände bekamen, sondern ihr Inspector Jonas ihnen Einzelnes davon auszahlte. Dies geschah oft selbst bei solchen, die nicht auf herzogliche Kosten studirten; so bittet z. B. der Herzog in einem Empfehlungsbriefe an Luther für einen jungen Gatterhofer, „daß dieser dem Magister Jonas in Zucht und Disciplin möge gegeben, zu guten Sitten und Künsten angehalten, aber daß dem Knaben kein Geld, ohne was seine Nothdurft erfodert, in seiner Verwaltung gelassen und ihm sein eigener Wille nicht gestattet werde.“ Erhielt ein Student vom Rector und Senat ein besonders gutes Zeugniß, so empfahl

1) S. Luther's Briefe von de Wette B. III. S. 4

ihn der Herzog dem Rector und der ganzen Universität noch besonders mit dem Auftrage, auch ferner streng auf ihn zu achten, „damit er seine Commendation nicht wieder verdunkele und in der Disciplin, guten Sitten und Studien fleißig angehalten werde.“ Lief dagegen ein schlechtes Zeugniß über einen Studenten beim Herzoge ein, so erhielt der Inspector die Weisung: „Ihr wollet neben andern ein fleißiges Aufsehen auf ihn haben und Uns, wie er sich jeder Zeit anläßt, zuschreiben, insonderheit ob er sich wieder zu böser Gesellschaft, in Säuferei, Unzucht oder sonst einem rohen, wilden, wüsten Leben begeben und seines Studirens, wie sich ihm denn gebührt, nicht abwarten wollte, damit Wir in andern Wegen mit ihm verfahren.“

Außer seinen Landeskindern unterstützte Herzog Albrecht in Wittenberg immer auch eine Anzahl anderer Studirenden, die ihm von den dortigen Professoren als hülfsbedürftig empfohlen wurden. Besonders freigebig war er jederzeit gegen die Söhne der wittenbergischen Professoren, die er theils späterhin auf seiner Landesuniversität Königsberg mit ansehnlichen Stipendien unterhielt, wie einen Sohn Luther's und Camerarius', theils früher in Wittenberg mit Unterstützungen erfreute, wie z. B. einen Sohn Georg Major's (dem er auf einmal 200 Gulden auszahlen ließ) und mehrer Anderer.

Im J. 1545, nach Errichtung der Universität zu Königsberg, rief der Herzog zwar die meisten seiner Stipendiaten aus Wittenberg zurück, indem er ihnen eröffnete, daß in Königsberg jetzt alle Anstalten zur Fortsetzung ihrer Studien getroffen seien; indessen ertheilte er Einzelnen, die sich vorzüglich auszeichneten, auf ihre Bitte doch gern die Erlaubniß, ihre Studien in Wittenberg vollenden zu können, und sandte auch nachmals immer noch ausgezeichnete Köpfe dahin, besonders um sich für den akademischen Lehrstand gehörig vorzubereiten, und noch im J. 1550 rühmt Melanchthon die vorzüglichen Geistesanlagen der Jünglinge, die aus Preußen ihren Studien in Wittenberg oblagen [1]). Hatten solche Jünglinge sich so weit ausgebildet, daß sie sich zur Erlangung eines akademischen Grades fähig glaubten, so spendete der Herzog gern die nöthige Summe zur Bestreitung der Promotionskosten und ließ nicht selten den neuen Doctor bei der Promotion oder beim Doctorschmause mit einem silbernen Ehrenbecher oder sonst einem angenehmen Geschenke erfreuen. So erhielt Peter Hegemon,

1) Diligo Prussicam nationem propter multa excellentia ingenia et ornata eruditione insigni, quae, ut spero, etiam posteris conservabunt honestas artes vitae utiles, heißt es in Melanchthon's Briefen, ausgegeben von Faber, S. 183.

der im J. 1542 in Wittenberg studirte und von Melanchthon sehr empfohlen wurde, zur Deckung seiner Schulden für seine Doctorpromotion hundert Joachimsthaler zum Geschenke, und Paul Eber aus Kitzingen wurde bei seinem Doctorschmause mit einem vergoldeten Ehrenbecher vom Herzoge freudig überrascht.

Faßt man nun Alles zusammen, was Herzog Albrecht, noch abgesehen von Dem, was er zur Gründung und Erhaltung seiner eigenen Universität zu Königsberg that, zur Förderung der Wissenschaften, zur Erhebung und Begünstigung alles wissenschaftlichen Strebens, zur Ermunterung und Beehrung der Gelehrten, zur Belebung des Eifers junger Studirender und zur gründlichern Bildung ausgezeichneter Jünglinge leistete und wirkte, so möchte es wol gewiß sein, daß es zu seiner Zeit wenige Fürsten gab, die ihm in dieser Hinsicht gleichzustellen sind, zumal wenn man bedenkt, wie klein im Vergleich zu vielen andern Regenten der Umfang des Gebietes war, aus dem ihm die nöthigen Mittel zu solchen Opfern und Spenden dargeboten wurden. Herzog Albrecht wird gewöhnlich nur als Stifter seiner Landesuniversität und als Beförderer der wissenschaftlichen Bildung in Preußen gewiß wol mit Recht gepriesen; allein er ist, als Beförderer der Wissenschaften überhaupt und als Gönner und Freund der größten Gelehrten seiner Zeit weit über die Grenzen seines Landes hinaus, bisher gewiß

noch viel zu wenig bekannt. Sein Ruhm unter den ausgezeichnetsten Männern seines Jahrhunderts stand offenbar während seines Lebens ungleich höher, und sein Name war damals weit gefeierter und glanzvoller, als ihn die spätere Geschichte nachgezeichnet hat; denn nach Dem, was uns bisher verborgene Quellen über sein Wirken und Wollen in Beziehung auf Wissenschaften und Kunst aufhellen, möchte das einstimmige Lob der größten und berühmtesten Männer seines Zeitalters schwerlich für Schmeichelei und leere Huldigung gelten. Er selbst aber war von der Würde und dem Adel, den die Wissenschaft dem Menschen gibt, viel zu tief ergriffen, von dem Heile einer wissenschaftlichen Bildung, die ins Leben selbst übergeht, viel zu lebendig überzeugt, und seine eigene Erfahrung hatte es ihm zu klar vor Augen gestellt, wie viel für das Leben und für heilbringendes Wirken in allen Richtungen des Lebens eine helle und lautere Erkenntniß in göttlichen Dingen und in der Religion austrägt, als daß man auch nur entfernt der Meinung Raum geben könnte, ihn habe zu allen seinen Aufopferungen und zahlreichen Spenden an Gelehrte und für gelehrte Bestrebungen nur eitle Ruhmsucht und der leere Schall eines mit Geld erkauften gerühmten Namens hingetrieben. Wie wenig würde auch eine solche Meinung mit der sonstigen Geradheit und Wahrhaftigkeit seines Charakters und mit seinem ganzen aufrichtigen und

schlichten Wesen vereinbar sein, wenn er z. B. dem Melanchthon im J. 1546 mit ungemein großer Freude meldet, „der berühmte Theolog Staphilus sei nun endlich in Königsberg angekommen, habe seine Vorlesungen begonnen, die Zahl seiner Zuhörer vermehre sich mit jedem Tage, und die Art seines Vortrags gefalle so allgemein, daß er sich selbst ebenfalls vorgenommen habe, seine Lectionen mit zu besuchen, so oft er es könne;" denn," fügt er hinzu, „so alt Wir auch sein, so schämen Wir uns doch nicht, ein Schüler in der heiligen Schrift zu sein!" Es ist also gewiß kein Wort eines Schmeichlers, wenn Melanchthon ihm einst schreibt:

Vestra Celsitudo sola iam inter Germaniae principes ornat literarum studia insigni munificentia et praebet hospitium Ecclesiis commodius quam alii. Patienter ferat Celsitudo Vestra, quod multi ad eam confugiunt!

III.

Vorbereitung und Ausbruch des Aufstandes der Griechen gegen die osmanische Pforte.

Von

Ludwig Wachler.



Begebenheiten, in welchen sich die Macht eines Gedankens, oder, was stets bei der Menge dessen Stelle vertritt, eines das ganze Leben ergreifenden Gefühles offenbaret, haben ein unbestrittenes Anrecht auf die Theilnahme der Zeitgenossen und der Nachwelt, weil sie das wahrhaft Eigenthümliche der von geistigen Bestrebungen abhängigen und durch sie veredelten Menschheit bezeichnen; und diese Theilnahme wird gesteigert, wenn, wie bei Erhebung der Neugriechen, Begeisterung für Religion, Volksehre und bürgerliches Dasein in ihrer Vollkraft hervortritt, Wiederherstellung des seit länger als zweitausend Jahren versunkenen gesellschaftlichen Zustandes ersehnt wird, und Achtung für unsterbliches Verdienst um geistiges Leben ihre, keiner Verjährung unterliegende gerechte Ansprüche geltend macht. Die Griechen [1]) kämpfen für Freiheit

1) Möge nachgelesen werden, was in Fr. Jacobs' vermischten Schriften Thl. 3. S. 122 fg. mitgetheilt wird.

des Christenthums und bürgerliche Selbständigkeit gegen die hartnäckigsten Widersacher und rohesten Unterdrücker christlicher und bürgerlicher Freiheit, des Gutes, ohne welches kein geistiges Leben und irdisches Wohlsein im wiedergebornen Europa gedeihen und bestehen kann; Die, welche diesen schweren Kampf unternommen und bis jetzt mit glorreichem Erfolge fortgesetzt haben, sind Nachkommen des Volkes, dem Europa seine Ueberlegenheit in Kunst und Wissenschaft ausschließlich verdankt. Sie sind sich ihres wohlbegründeten und durch mannichfache Versäumnisse und Versündigungen der zur Hülfe verpflichteten Zeitgenossen verstärkten Vorrechtes, von ihren Mitmenschen und Mitchristen in Europa beachtet und unterstützt zu werden, bewußt und haben bei Völkern aller Zungen, bei Gebildeten und Ungebildeten, wo nicht thätigen Beistand, doch in reichem Maße warme Theilnahme gefunden.

Wer möchte ihnen auch diese versagen? Ein von waffenmächtigen Fremdlingen in den Staub getretenes, von Nachbarn und angeblichen Freunden und Beschützern aufgegebenes, von glücklichern Zeitgenossen verkanntes und verachtetes kleines Volk erstehet aus dem Grabe der Vergessenheit zu verjüngtem Leben und erstarket für dieses durch freudigen Rückblick auf die Großthaten ruhmbekränzter Altvordern und durch kindlich frommes Vertrauen auf die Hülfe,

welche den Gläubigen von Oben kommt; es hat Gott gefunden und mit und in Gott sich selbst und die jedes Ungemach, jede Gefahr, selbst die Schrecken des Todes überwältigende Kraft; mit dieser ausgerüstet, stellt es sich einer, auch in ihrem Verfalle noch furchtbaren Kriegsmacht entgegen. Ungeübte kleine Kampfscharen schlagen sich muthvoll mit kriegggewohnten Albanesen und Türken und mit europäisch disciplinirten Aegyptern; die Barken und Brander der Inselbewohner schrecken und züchtigen die Flotten des Großherrn; nicht allein Krieger, auch Greise, Weiber und Kinder fallen mit freudiger Ergebung als Opfer für das Gesammtwohl ihres Volkes; alle Stände und Alter verzichten auf Genuß und Ruhe und ertragen willig Entbehrungen und Beschwerden einer harten, aber großen Zeit. Trümmer blühender Städte, verödete Fluren, Leichenhaufen, überall Erinnerungen an Blutgreuel und schauderhafte Gewaltthaten beurkunden das Ungeheure des Kampfes um die heiligsten Güter des gesellschaftlichen Lebens. Wilde, oft verbrecherische Rohheit, wie vieljährige Erbitterung und maßloser Haß sie erzeugen und nähren, bricht auf beiden Seiten gleichmäßig empörend zu Tage und mag von Einigen als Rechtfertigungsgrund der Ungewißheit ihres Endurtheiles benutzt worden sein; jedes Schwanken und Zögern der Entscheidung muß jedoch aufhören, wenn die Heiligkeit der Sache, welche

es gilt, die Ungleichheit der Kräfte, welche mit einander ringen, und die wundersame Zuversicht Derer, die der überlegenen Menge ihrer Feinde nur weichen, nicht unterliegen, in Erwägung gezogen werden; dazu kommen die Gefahren, mit welchen echte Geisteshoheit, Alles aufopfernde Vaterlandsliebe, ruhige Ausdauer des Heldenmuthes und der Todesverachtung von Wankelmuth und Willenlosigkeit der Volksmenge, von Zwietracht und tückischem Rottengeiste einiger Stimmführer und Häuptlinge, selbst von armseliger Feigheit, verrätherischer Selbstsucht und eitler Nichtswürdigkeit sich bedroht und bestürmt sehen.

Kein sittlich Gebildeter, Keiner, der den Sinn für Menschlichkeit bewahrt hat, kann gleichgültig bleiben bei so großartigen Bestrebungen, Erscheinungen, Thaten und Wechseln, bei Aussichten, Hoffnungen, Wünschen und Besorgnissen, welche das Herz ergreifen und den Geist beschäftigen. Die griechische Sache ist Gegenstand allgemeiner Theilnahme und Wißbegier geworden; daher wächst das Gedränge der, für verschiedenartige Bedürfnisse des sich erweiternden Kreises der Lesewelt berechneten Nachrichten und Schilderungen, Flugschriften und Zusammenstellungen von sehr ungleichem Werthe und von oft schwankender oder verdächtiger Glaubwürdigkeit. Diese, meist in sich vergänglichen Ausgeburten augenblicklicher Aufregungen und Eindrücke oder schriftstellerischen Gewerb=

fleißes haben als Stimmen und Zeugnisse des Zeitgeistes eine eigenthümliche Bedeutung und werden bald genug von dem Publicum richtig gewürdigt, indem sich dieses, wenigstens der gesündere Theil desselben, über Wahrheit und Gerechtigkeit einer die Menschheit und Menschlichkeit unmittelbar berührenden Angelegenheit so wenig lange in Unkunde hinhalten, als auf die Dauer irreleiten läßt; entbehrlich werden sie durch ein Geschichtswerk von gediegenem Gehalte, durch eine aus lauteren Quellen und bewährt treuen Berichten geschöpfte Darstellung des wirklichen Ursprunges, Verlaufes, Zusammenhanges und Endergebnisses der Begebenheiten in Griechenland. Es ist zu früh, eine solche Darstellung jetzt schon zu erwarten; sie setzt viele Vorarbeiten von eigenthümlicher Beschaffenheit voraus, wenn sie gelingen und die Hindernisse und Schwierigkeiten, welche beseitigt werden müssen, nicht allzu bemerklich werden lassen soll. Der bei weitem kleinste Theil von Dem, was in Griechenland geschehen ist, kann aus schriftlichen Verhandlungen und Zeugnissen erkannt werden; die reichste, oft alleinige Quelle, auf welche der Forscher zurückgewiesen wird, ist die mündliche Ueberlieferung, unter den bestehenden Verhältnissen mehr als sonst der Entartung und Entstellung unterworfen, da eigentlich weder Mithandelnde noch ihre Umgebungen unbefangen und leidenschaftlos sein können; fast Alle haben sich einer Mei-

nung oder Ansicht hingegeben, die einer andern ent=gegengesetzt ist. Die nackte Thatsache verliert ihren bedeutsamen Sinn, wenn sie nicht in ihrer Entste=hung und bezweckten Richtung und Absichtlichkeit auf=gefaßt wird; dazu ist Durchschauung der Entwürfe und Umtriebe der Parteien erfoderlich, welche nur sehr Wenigen vergönnt ist und von noch Wenigeren ausgesprochen zu werden pflegt, wenn der angelegte Plan aufgegeben werden muß, und kommt er zur Ausführung, so wird durch diese selbst nicht selten die ursprüngliche Anlage desselben neu gestaltet oder gedeu=tet. Ist auf solche Weise die Wahrhaftigkeit der Ein=gebornen, auch der gebildetern und unterrichtetern, gefährdet, und muß daher die Glaubwürdigkeit ihrer Berichte durch sorgsame Prüfung sichergestellt wer=den, so verlangen Mittheilungen der Ausländer noch größere Vorsicht; denn im günstigsten Falle hängen sie von Ueberlieferungen der Eingebornen ab und sind noch mehr wie diese der Gefahr der Einseitigkeit aus=gesetzt; selbständig nehmen sie leicht etwas Fremd=artiges und räthselhaft Hartes an, indem, was viele Erfahrungen darthun, die Eigenthümlichkeit des grie=chischen Volkslebens zu groß und in ihrem Abstande von dem Grundwesen europäischer Civilisation zu auf=fallend ist, um leicht begriffen, mit Gerechtigkeit ge=würdigt und in ihrem ganzen Umfange beachtet wer=den zu können. Um den richtigen Gesichtspunkt zu

finden, aus welchem die neueste Geschichte Griechenlands in ihrer wahren Gestalt sich zeigen kann, und um die Ursachen zu entdecken, welche die grelle Verschiedenheit in der Beurtheilung derselben erklären, müssen die Zeitverhältnisse in Erwägung gezogen werden, in welche der griechische Aufstand fällt. Diese riefen bei Behörden, denen Entscheidung über Europa's öffentliche Angelegenheiten zustehet, und bei Auslegern ihres Willens sehr ungünstige Ansichten von dem Unternehmen hervor; in widersprechenden Aeußerungen darüber wurde eine, zum Theile gehässige Spaltung der öffentlichen Meinung laut; Ueberspannte wurden zu harten Uebertreibungen hingerissen; Gemäßigte, Bescheidene entsagten ihrem Stimmrechte; Furchtsame geboten sich kluge Zurückhaltung; mit Befangenheit und schneidender Einseitigkeit wurde gestritten und der gelehrigen Menge die Ausmittelung des Wahren erschwert. Die Nachwirkungen der französischen Staatsumwälzung nahmen die geistige Thätigkeit und die Willenskraft der Politiker in Anspruch; für den gesundern Theil der europäischen Staatsmänner und Staatsbürger waren die reichen Belehrungen, welche aus solchen Erschütterungen des gesellschaftlichen Zustandes schon darum, weil sie ohne dieselben keine Wirklichkeit gehabt haben könnten, gewonnen werden sollen, nicht verloren gegangen. Viele Mängel und Gebrechen in Regierung und Verwal-

tung der Staaten waren sichtbar geworden; mancher Irrthum wurde aus seinen verderblichen Folgen erkannt, manches unhaltbar befundene verjährte Vorurtheil aufgegeben, eine Menge zeitgemäßer Verbesserungen eingeführt, hie und da der gesellschaftliche Zustand mit weiser Umsicht umgestaltet und veredelt, oder zu einer mit den Jahren reifenden Vervollkommnung vorbereitet. Es fehlte jedoch auch nicht an hartnäckiger Vertheidigung des fortwährend bedrohten, zum Theile umgestürzten alten Herkommens und an schroffen Maßregeln zur Wiederherstellung oder Aufrechthaltung desselben; diese reizten stürmische Köpfe und hastige Gemüther zu leidenschaftlichem Widerstande und veranlaßten gesetzwidrige geheime Versuche, um vermeintlich unabweisbare Foderungen auf gewaltsame Weise, meist ohne Uebereinstimmung mit dem freilich fast jederzeit zweideutigen und von Zufällen oder Erfolgen abhängigen Volkswillen zu verwirklichen. Besonders im südlichen Europa, abgesehen von Frankreich, welches, mistrauend friedlicher Beruhigung, über Feststellung des versöhnenden Gleichgewichtes zwischen Grundsätzen der alten und neuen Zeit, als Endertrag furchtbar stürmischer Erfahrungen, einen zum Theile verfassungsmäßigen Kampf mit gespannter Geisteskraft unterhielt, in Spanien, Portugal und in mehren Gegenden Italiens trennte erbitterte Zwietracht die Regierungen und die Regierten; geheime Vereine unter

verschiedenartigen Benennungen (welche unfreundliche Widersacher jeder, auch der angemessenern Neuerung in der gemeinsamen Bezeichnung der Liberalen sehr unziemlich zusammenfassen möchten) arbeiteten darauf hin, die bestehende oder auf ihren ehemaligen Bestand zurückgebrachte gesellschaftliche Ordnung zu untergraben und eine ihren Einsichten und Bedürfnissen zusagende Umgestaltung derselben zu ertrotzen; umwälzerische Verbindungen, Rottirungen und Verschwörungen brachen zu Tage oder schienen im Finstern zu schleichen und wurden von den Machthabern mit folgerichtiger Eintracht und ernster Strenge bekämpft und unterdrückt. In diese Zeit fällt der Ausbruch des griechischen Aufstandes, und er wurde von Vielen, nicht ohne allen Anschein der Wahrheit, als das Werk geheimer Meuterei und des Einverständnisses einiger unruhigen Köpfe und Volksverführer mit den schon bekannten Schwindlern und Verschworenen betrachtet, konnte daher unter dieser Voraussetzung von Denen, deren christliche und völkerrechtliche Unterstützung gehofft und erbeten wurde, nur gemisbilligt und seinem, nach herkömmlichen menschlichen Berechnungen nicht lange zweideutigen Schicksale überlassen werden. Die nächste Folgezeit hat die wesentliche Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit der Bewegungen in Griechenland, welche durch zufälliges Zusammentreffen mit scheinbar verwandten eines fremdartigen und gesetz-

widrigen Ursprungs verdächtig werden konnten, zur Anerkennung gebracht. Das von einigen Unzufriedenen und Selbstsüchtigen angeregte Spiel pflegt nur augenblickliches Dasein zu haben und bestehet keine Blut- und Feuerprobe, wie sie in Griechenland bestanden worden ist; aufgedrungene Täuschung schwindet schnell, wie leichtes Wolkengebilde, vor dem durchbrechenden Sonnenstrahle der Wahrheit, und die Gaukler, welche eine arglose Menge irregeleitet haben, sehen sich von dieser verlassen, sobald ihre lockenden Verheißungen in schaudervolle Erfahrungen von Schmerz und Ungemach sich auflösen. Eine ruhige Erwägung der Verhältnisse, in welchen seit Jahrhunderten die Griechen zu den Türken gestanden haben, die einfache Veranschaulichung der Thatsachen, welche diese Verhältnisse erklären, führt zu dem Endergebnisse, daß der religiöse und politische Widerwille der Griechen gegen ihre, in Rohheit sich immer gleichen Zwingherren mit Jahrhunderten und dann mit Jahrzehnden zu gründlichem Hasse, zu der in sich selbst erstarkenden Hoffnung und zu dem unabweisbaren Entschlusse, das unwürdigste Joch abzuwerfen, reifen mußte. Dieser Entschluß gestaltete sich im eigentlichsten Sinne zum alleingültigen Gemeinwillen des Volkes, als das tiefgewurzelte, in oft unterdrückten Keimen zu Tage brechende, das Leben ergreifende Gefühl durch zunehmende Verbindung mit gesitteten Europäern, durch

Theilnahme an deren gesellschaftlichen Fortschritten und durch die von ihnen entlehnten Mittel und Anstalten der geistig-sittlichen Bildung Nahrung und festere Dauer gewann und durch Geringschätzung der bis zur Verächtlichkeit herabsinkenden, einst Furcht und Schrekken verbreitenden Gewaltherren und Treiber gesteigert wurde. Die Zeit mußte kommen, in welcher der Durchbruch des Gefühls zur That nicht länger aufgehalten werden konnte, wenn nicht die wilde Rache der im Besitze ihres Raubes Bedroheten herausgefodert, die Vernichtung aller Hoffnung und die greuelvollste abermalige Unterdrückung durch unzeitiges Zögern verschuldet werden sollte. Dieses in Grundzügen anzudeuten, durch Zusammenstellung der entscheidenden Verhältnisse und Ereignisse anschaulich zu entwickeln, wie die Griechen Knechte der Türken geworden und welche Bruchstücke menschlicher und bürgerlicher Rechte ihnen verblieben sind, wie sich die Hoffnung, aus dieser Knechtschaft befreit zu werden, erzeugt, ausgebildet und wachsend erkräftigt hat, und auf welche Weise die seit langer Zeit von fast Allen heiß ersehnte Verwirklichung des großen Entwurfes geboten wurde, das ist die geschichtliche Aufgabe, welche hier zu lösen versucht wird.

Die Hauptführer und Gewährsmänner, deren Werke als Grundlage bei gegenwärtiger Darstellung benutzt wurden, sind zwei Griechen, Jakovaki

Rizo¹) Nerulos und Alexander Souzo²), beide des Nationalgeistes kundig, mit Geschichte und Verfassung Griechenlands in früherer und späterer Zeit vertraut und im Besitze vieler Urkunden, geheimer Nachrichten und meist besonnen geprüfter Ueberlieferungen; Souzo, auf die neueste Geschichte sich beschränkend, ist reicher an handschriftlichen Quellen und an Ergebnissen persönlicher Erkundigungen, auch wol vollständiger unterrichtet von den Umtrieben politischer Parteien; Rizo, der einen weitern Kreis umfaßt und auf die älteren Zeiten zurückgeht, kennt die diplomatischen Verhältnisse und Verhandlungen in Konstantinopel und in den Fürstenthümern ziemlich genau, scheint aber mit den höheren Ständen und namentlich mit den, nicht ohne Vorliebe gewürdigten Fanarioten mehr Verkehr gehabt zu haben, als mit dem Volke und dessen unmittelbaren Führern und

---

1) Histoire moderne de la Grèce depuis la chûte de l'empire d'Orient. Genf 1828. 8.; auch ist benutzt worden sein Cours de la littérature grecque moderne. 2. Aufl. Genf 1828. 8.

2) Histoire de la révolution grecque. Paris 1829. 8. Das Buch hat darin etwas Alterthümliches, daß der Stoff durch Unterhaltungen mit unmittelbaren Zeugen der Begebenheiten und auf Reisen, welche zu diesem Zwecke unternommen worden zu sein scheinen, zusammengebracht worden ist.

Vertretern. Beide bewähren sich als kenntnißreiche Männer, achtbar durch biedere Gesinnung, erfüllt von Ehrerbietung für Menschlichkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit.

In Folge der Wankelmuth des, von augenblicklichen Eindrücken abhängigen, eine zum Zerrbilde entartete Freiheit mistrauisch bewachenden und Eingebungen stolzer Sicherheit und machtgieriger Eitelkeit hingegebenen Volkswillens und der, mit Anerkennung des nationellen Gesammtwohles schon lange unvereinbaren krankhaft einseitigen Vorliebe für engkreisige Ansprüche und Foderungen verloren die Griechen ihre politische Selbständigkeit und Bedeutung, als sich, meist aus den belebenden und warnenden Erfahrungen, welche ihr Staats- und Volksleben darbot, die durch feste Einheit in Entwickelung und Gebrauch ihrer Kräfte gediegene Macht Makedoniens gestaltet hatte. Mit des makedonischen Königs Philipp Siege bei Chäronea (338 v. Chr. Geb.) wurde ihr Schicksal für Jahrhunderte entschieden; es konnte weder durch wiederholtes Sträuben gegen Uebermacht, noch durch unzeitiges Vertrauen auf die oft ränkevollen, selbstsüchtigen Parteihäupter, weder durch den achäischen Bund, noch weniger durch den ätolischen abge

wehrt werden. Nach dem Umsturze des makedonischen Reiches fiel Griechenland der Weltbeherrscherin Rom als Beute anheim (146) und behauptete nur durch anerkannte Ueberlegenheit der geistigen Bildung eine ehrenvolle Stelle unter den Provinzen des Reiches. Den unterdrückten Griechen blieb ihr heiterer Himmel und die mannichfaltige Naturschönheit des heimathlichen Bodens und ihre davon abhängige eigenthümliche Regsamkeit und Lebenslust; es blieb ihnen ihre Sprache, deren Schönheit und Reichthum die Selbstsucht der Sieger überwältigten, unter den Höheren und Gebildeten Herrschaft erlangte, später zur Hofsprache sich erhob; es blieb ihnen eine Fülle sinnschwerer Erinnerungen, schwelgerischer Genuß an ewig jungen Bildern der Vergangenheit und der nie versiegende Quell der Liederfreude für die Gegenwart. Ungewohnter äußerer Glanz umstrahlte Griechenland, als Byzanz (330 n. Chr. G.), nach seinem Neubegründer Konstantinopel und nicht ohne tiefe Bedeutung Neu-Rom benannt, Regierungssitz des römischen Weltreiches wurde, in welchem das seit dem apostolischen Zeitalter unter Griechen allgemein verbreitete Christenthum anerkannte Staatsreligion war. Zwei Menschenalter später (395) erfolgte die Trennung des byzantinischen Reiches von dem abendländischen, und dieses eilte seiner unabwendbaren Auflösung und der nach stürmischen Jahrhunderten aus

dieser hervorgehenden, durch germanische Eroberer bewirkten Wiedergeburt entgegen.

Der byzantinische Kaiserstaat gehörte nach dem Umfange und Werthe seines Länderbesitzes mehr zu Asien als zu Europa, wenngleich seine Herrscher auf dieses keineswegs verzichteten, sondern vielmehr manche Bestandtheile des altrömischen Weltreiches in Europa und Afrika, war es auch für kurze Zeit und unter drückenden Beschränkungen und immer drohenden Wechseln, zu behaupten oder wieder zu erwerben suchten und kaum durch die schmachvollsten Erniedrigungen von dem Wahne, die rechtmäßigen Alleinerben der allumfassenden Weltherrschaft zu sein, geheilt werden konnten. Die Gefahren, mit welchen Ost-Rom um sein Dasein zu kämpfen hatte, kamen theils aus Asien, von Persern, Arabern und Türken, theils von den das östliche Europa verwüstenden wilden Horden, die Asien ausgestoßen hatte, theils von kriegerischen Slavenstämmen, namentlich Serviern, deren weitgediehenes Bestreben, sich die Oberherrschaft über Griechenland anzueignen, durch türkisches Waffenglück vereitelt wurde. Es zeuget von schwer zu erschöpfender innerer Lebenskraft und von seltenem Reichthum an Hülfsmitteln, daß der Staat viele Jahrhunderte hindurch den wiederholten gewaltigen Angriffen Widerstand leistete; seine Fortdauer erscheint um so wundersamer, wenn die eigenthümliche Beschaffenheit seiner

Regierung ins Auge gefaßt wird. Kraftlosigkeit und vielseitig geschäftige Eitelkeit sind die Grundzüge, welche die überwiegende Mehrheit der Regenten kenntlich machen; die von tüchtigern Machträubern abstammenden Dynastien arteten schnell aus und verfielen in vorwaltende armselige Schwäche bis zur Schlechtigkeit und Verworfenheit; Größe des Geistes und Stärke des Gemüths konnten nicht lange geduldet werden; Tugend erlag tückischen Verfolgungen. Ränke der Weiber, Umtriebe der Verschnittenen und Pfaffen führten gehässige Bewegungen und Veränderungen herbei; Schwelgerei und Rohheit beherrschten alle Stände; unter dem Vorwande des Eifers für Rechtgläubigkeit verübte die Regierung schandbare Gewaltthätigkeiten, und misbrauchte und bewaffnete fanatische Selbstsucht der Mönche den feilen Pöbel; eine Meuterei verdrängte die andere; und so wurden die wenigen Kräfte vergeudet, welche für Gemeinwohl und Nationalehre hätten verwendet werden können. Die Cabinetspolitik war betrügerisch und nur im trotzigen Selbstvertrauen auf eigene Ueberlegenheit und in Verachtung des Auslandes oder der Barbaren sich gleich. Die Trennung vom christlichen Abendlande war durch kirchliche Streitigkeiten, zunächst über Bilder und über den Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne, entschieden; die gewaltsame Errichtung eines abendländischen Kaiserthums in Konstantinopel, welche der kaufmän-

nischen Selbstsucht der Venetianer (1204) gelang, erbitterte die Gemüther und steigerte das Festhalten des Volkes an der vergeblich bestrittenen kirchlichen Eigenthümlichkeit. Zwar stellte die kaufmännische Eifersucht der Genuesen (1261) den Thron der rechtmäßigen Herrscherfamilie wieder her; aber er war in seinen Grundvesten erschüttert und konnte gegen die wiederholten Angriffe der Osmanen auf die Dauer nicht behauptet werden. Durch fortgesetzte Verluste verarmte die Regierung und sank zu völliger Hülflosigkeit herab; die Nation war vom Waffengebrauche entwöhnt, denn schon seit Jahrhunderten bestand die Stärke des oströmischen Heeres aus abendländischen, zum Theil auch asiatischen Söldnern und aus zusammengerafftem Gesindel. Bald hing das Dasein des verkleinerten Staates nur von Bewilligungen und Schonungen der Türken ab. Als Konstantinopel mit seinem Stadtgebiete dem Falle nahe war, wurde es durch des Mongolen Timur Sieg über den furchtbaren Bajazet (1402) gerettet; aber nur zu schnell erholte sich die Pforte von ihrer Zerrüttung, und Mahommed II. eroberte (den 29sten Mai 1453) Konstantinopel und machte diese Stadt zum Sitze seines gewaltigen Reiches, welchem nach geringem Widerstande fast ganz Griechenland mit den meisten seiner Inseln einverleibt wurde; nur Venedig behauptete sich auf einigen Küsten und Inseln und bestand einen nicht unrühmlichen Kampf

um deren Besitz, welcher für seinen Handel bedeutend war. Der Widerstand, welchen Skanderbeg im Epiros und Albanien geleistet hatte, endete mit seinem Tode (1467). Die Moldau, Wallachei, Bosnien und Servien hatten sich früher unterwerfen müssen.

Das Schicksal der Griechen unter der türkischen Herrschaft wurde durch ihre kirchlichen Verhältnisse bedingt. Mohammed II. verkannte die Vortheile nicht, welche ihm die zwischen Griechen und Abendländern bestehende religiöse Zwietracht gewährte; er nahm die griechische Kirche unter seinen Schutz, erkannte den Patriarchen in Konstantinopel als christlichen Oberbeamten an und bestellte eine Synode von zehn Erzbischöfen, welche sich in Konstantinopel aufhalten mußten; ihr und dem Patriarchen wurde die weltliche Gerichtsbarkeit überlassen; die hohe Geistlichkeit entrichtete keine Kopfsteuer; die Klöster wurden in Ehren gehalten und geschirmt, die Mönche begünstigt, zum Theil aus Vorurtheil, welches die Türken für dergleichen Anstalten und heilige Sonderlinge hegten. Die Christen wurden als Eigenthum des Großherrn betrachtet und bezahlten den Zehnten an ihre Lehnsherren; sie bildeten örtlich bürgerliche Gemeinden, deren Bischof und Demogeronten (Notablen) zusammenwirkend mit dem Kadi Recht sprachen und erfoderlichen Falles sich an den Patriarchen

und durch diesen an die Regierung wendeten. Doch hatte diese Verfassung keine gesetzliche Festigkeit, und wo türkische Große oder Beamte, mit hinreichenden Machtmitteln versehen, haus'ten, konnten Aussaugungen und Mishandlungen aller Art nicht abgewehrt werden. Die größte Begünstigung erfuhren Chios, Samos und die meisten Kykladen und Sporaden. Viel Selbständigkeit erhielt sich in den, von Türken gemiedenen, von kräftigen Menschen bewohnten Gebirgsgegenden; hier behaupteten sich kühne Häuptlinge im Besitze und Gebrauche ihrer Waffen; sie befanden sich fast immer im Aufstande und genossen eine Freiheit, welche sie oft mit dem Leben büßten. Gleiche Vorrechte waren den Hauptleuten in Epiros und Albanien zugestanden; sie wurden nicht allein gegen mohammedanische Räuberbanden gebraucht, sondern mischten sich auch in den Zwiespalt, der nicht selten zwischen der Pforte und türkischen Besatzungen oder Lehnsleuten auszubrechen pflegte. Die Heldenthaten dieser Armatolen und Klephten ließen den Glauben des Volkes an seine Selbständigkeit nicht gänzlich sinken und wurden in Liedern gefeiert. Die geistige Bildung war dürftig und fast im ausschließlichen Besitze leidlich unwissender Geistlichen und Mönche, für welche auch die wenigen Unterrichtsanstalten bestimmt und berechnet waren; doch dauerte in diesen die, freilich auf kirchliches Bedürfniß beschränkte Kenntniß der altgriech

schen Sprache fort; im Volksleben war diese meist entartet und durch Mischung mit slavischen und türkischen Worten verdorben; nur in Kreta und auf den meisten Inseln des Archipelagus erhielt sie sich reiner. In den von Venedig abhängigen Theilen Griechenlands hatte das Volk kein viel besseres Loos als in den türkischen Provinzen; der Schein von Bildung, zu welchem einige griechische Dichter auf Kreta im 16. Jahrhundert Veranlassung gegeben haben, ist eine leere Täuschung; denn sie ahmten italienischen Mustern nach und spielten mit rhythmischen Sprachübungen.

Von dem ebenso starren als trägen Despotismus der Osmanen geschah durchaus nichts zur Verbesserung der bürgerlichen Lage der Griechen oder für ihre sittlich gesellschaftliche Veredelung; ihm genügte gewaltsamer oder bequemer Nießbrauch; der Gedanke, die Unterthanen mit der Regierung zu versöhnen, sie durch milde Vorsorge zu gewinnen, in ihnen das Gefühl des Vaterlandes und der Volksthümlichkeit zu erwecken, war den rohen Zwingherren fremd, und es hing von Laune oder von äußerlichen Zufällen ab, wenn der Druck ihrer unbeschränkten Herrschaft von Zeit zu Zeit oder in einzelnen Gegenden und Orten etwas weniger fühlbar wurde. Erst durch das Emporkommen der Fanarioten, der Abkömmlinge angesehener und reicher griechischer Familien, welche sich seit dem

Falle des griechischen Kaiserthums in Konstantinopel in dem von dem Leuchtthurm, Fanal, benannten Stadtviertel, nahe bei dem Wohnsitze des Patriarchen angesiedelt hatten, begann eine bedeutende Umänderung in dem griechischen Volksleben seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. Sie machten sich theils durch Kenntnisse in der Astrologie, Alchymie und Medizin, welche bei den Türken in fast ausschließlicher Achtung standen, theils durch Kenntniß europäischer Sprachen und Staatsverhältnisse, deren Bedürfniß die zunehmende Verbindung mit christlichen Höfen fühlbar werden ließ, ohne die Türken zu ihrer Erwerbung zu vermögen, den Verwaltungsbehörden bemerklich und bald unentbehrlich. Sie wurden, zuerst Panajotaky, aus einer trapezuntischen Familie, und nach ihm Alexander Maurokorbatos aus Chios, als Dolmetscher der Pforte angestellt und eigentlich Mitglieder des Ministeriums; sie genossen Steuerfreiheit und andere ungewöhnliche Begünstigungen, erlangten den bedeutendsten Einfluß auf die politische Geschäftsführung und eigneten sich, durch ihre Stellung dazu berechtigt, die Aufsicht über die Christen im türkischen Reiche zu. Bei aller Eitelkeit und Prunksucht, welche ihnen nicht ohne Grund vorgeworfen zu werden pflegt, läßt sich ihr Verdienst um ihr Volk nicht in Zweifel ziehen, und nicht Wenige von ihnen haben durch ihre Großherzigkeit und durch ihr Märtyrthum gerechten

Rizo [1]) Neroulos und Alexander Souzo [2]), beide des Nationalgeistes kundig, mit Geschichte und Verfassung Griechenlands in früherer und späterer Zeit vertraut und im Besitze vieler Urkunden, geheimer Nachrichten und meist besonnen geprüfter Ueberlieferungen; Souzo, auf die neueste Geschichte sich beschränkend, ist reicher an handschriftlichen Quellen und an Ergebnissen persönlicher Erkundigungen, auch wol vollständiger unterrichtet von den Umtrieben politischer Parteien; Rizo, der einen weitern Kreis umfaßt und auf die älteren Zeiten zurückgeht, kennt die diplomatischen Verhältnisse und Verhandlungen in Konstantinopel und in den Fürstenthümern ziemlich genau, scheint aber mit den höheren Ständen und namentlich mit den, nicht ohne Vorliebe gewürdigten Fanarioten mehr Verkehr gehabt zu haben, als mit dem Volke und dessen unmittelbaren Führern und

1) Histoire moderne de la Grèce depuis la chûte de l'empire d'Orient. Genf 1828. 8.; auch ist benutzt worden sein Cours de la littérature grecque moderne. 2. Aufl. Genf 1828. 8.

2) Histoire de la révolution grecque. Paris 1829. 8. Das Buch hat darin etwas Alterthümliches, daß der Stoff durch Unterhaltungen mit unmittelbaren Zeugen der Begebenheiten und auf Reisen, welche zu diesem Zwecke unternommen worden zu sein scheinen, zusammengebracht worden ist.

Vertretern. Beide bewähren sich als kenntnißreiche Männer, achtbar durch biedere Gesinnung, erfüllt von Ehrerbietung für Menschlichkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit.

In Folge der Wankelmuth des, von augenblicklichen Eindrücken abhängigen, eine zum Zerrbilde entartete Freiheit mistrauisch bewachenden und Eingebungen stolzer Sicherheit und machtgieriger Eitelkeit hingegebenen Volkswillens und der, mit Anerkennung des nationellen Gesammtwohles schon lange unvereinbaren krankhaft einseitigen Vorliebe für engkreisige Ansprüche und Foderungen verloren die Griechen ihre politische Selbständigkeit und Bedeutung, als sich, meist aus den belebenden und warnenden Erfahrungen, welche ihr Staats- und Volksleben darbot, die durch feste Einheit in Entwickelung und Gebrauch ihrer Kräfte gediegene Macht Makedoniens gestaltet hatte. Mit des makedonischen Königs Philipp Siege bei Chäronea (338 v. Chr. Geb.) wurde ihr Schicksal für Jahrhunderte entschieden; es konnte weder durch wiederholtes Sträuben gegen Uebermacht, noch durch unzeitiges Vertrauen auf die oft ränkevollen, selbstsüchtigen Parteihäupter, weder durch den achäischen Bund, noch weniger durch den ätolischen abge-

wehrt werden. Nach dem Umsturze des makedonischen Reiches fiel Griechenland der Weltbeherrscherin Rom als Beute anheim (146) und behauptete nur durch anerkannte Ueberlegenheit der geistigen Bildung eine ehrenvolle Stelle unter den Provinzen des Reiches. Den unterdrückten Griechen blieb ihr heiterer Himmel und die mannichfaltige Naturschönheit des heimathlichen Bodens und ihre davon abhängige eigenthümliche Regsamkeit und Lebenslust; es blieb ihnen ihre Sprache, deren Schönheit und Reichthum die Selbstsucht der Sieger überwältigten, unter den Höheren und Gebildeten Herrschaft erlangte, später zur Hofsprache sich erhob; es blieb ihnen eine Fülle sinnschwerer Erinnerungen, schwelgerischer Genuß an ewig jungen Bildern der Vergangenheit und der nie versiegende Quell der Liederfreude für die Gegenwart. Ungewohnter äußerer Glanz umstrahlte Griechenland, als Byzanz (330 n. Chr. G.), nach seinem Neubegründer Konstantinopel und nicht ohne tiefe Bedeutung Neu-Rom benannt, Regierungssitz des römischen Weltreiches wurde, in welchem das seit dem apostolischen Zeitalter unter Griechen allgemein verbreitete Christenthum anerkannte Staatsreligion war. Zwei Menschenalter später (395) erfolgte die Trennung des byzantinischen Reiches von dem abendländischen, und dieses eilte seiner unabwendbaren Auflösung und der nach stürmischen Jahrhunderten aus

dieser hervorgehenden, durch germanische Eroberer bewirkten Wiedergeburt entgegen.

Der byzantinische Kaiserstaat gehörte nach dem Umfange und Werthe seines Länderbesitzes mehr zu Asien als zu Europa, wenngleich seine Herrscher auf dieses keineswegs verzichteten, sondern vielmehr manche Bestandtheile des altrömischen Weltreiches in Europa und Afrika, war es auch für kurze Zeit und unter drückenden Beschränkungen und immer drohenden Wechseln, zu behaupten oder wieder zu erwerben suchten und kaum durch die schmachvollsten Erniedrigungen von dem Wahne, die rechtmäßigen Alleinerben der allumfassenden Weltherrschaft zu sein, geheilt werden konnten. Die Gefahren, mit welchen Ost-Rom um sein Dasein zu kämpfen hatte, kamen theils aus Asien, von Persern, Arabern und Türken, theils von den das östliche Europa verwüstenden wilden Horden, die Asien ausgestoßen hatte, theils von kriegerischen Slavenstämmen, namentlich Serviern, deren weitgediehenes Bestreben, sich die Oberherrschaft über Griechenland anzueignen, durch türkisches Waffenglück vereitelt wurde. Es zeuget von schwer zu erschöpfender innerer Lebenskraft und von seltenem Reichthum an Hülfsmitteln, daß der Staat viele Jahrhunderte hindurch den wiederholten gewaltigen Angriffen Widerstand leistete; seine Fortdauer erscheint um so wundersamer, wenn die eigenthümliche Beschaffenheit seiner

Regierung ins Auge gefaßt wird. Kraftlosigkeit und vielseitig geschäftige Eitelkeit sind die Grundzüge, welche die überwiegende Mehrheit der Regenten kenntlich machen; die von tüchtigern Machträubern abstammenden Dynastien arteten schnell aus und verfielen in vorwaltende armselige Schwäche bis zur Schlechtigkeit und Verworfenheit; Größe des Geistes und Stärke des Gemüths konnten nicht lange geduldet werden; Tugend erlag tückischen Verfolgungen. Ränke der Weiber, Umtriebe der Verschnittenen und Pfaffen führten gehässige Bewegungen und Veränderungen herbei; Schwelgerei und Rohheit beherrschten alle Stände; unter dem Vorwande des Eifers für Rechtgläubigkeit verübte die Regierung schandbare Gewaltthätigkeiten, und misbrauchte und bewaffnete fanatische Selbstsucht der Mönche den feilen Pöbel; eine Meuterei verdrängte die andere; und so wurden die wenigen Kräfte vergeudet, welche für Gemeinwohl und Nationalehre hätten verwendet werden können. Die Cabinetspolitik war betrügerisch und nur im trotzigen Selbstvertrauen auf eigene Ueberlegenheit und in Verachtung des Auslandes oder der Barbaren sich gleich. Die Trennung vom christlichen Abendlande war durch kirchliche Streitigkeiten, zunächst über Bilder und über den Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne, entschieden; die gewaltsame Errichtung eines abendländischen Kaiserthums in Konstantinopel, welche der kaufmän=

nischen Selbstsucht der Venetianer (1204) gelang, erbitterte die Gemüther und steigerte das Festhalten des Volkes an der vergeblich bestrittenen kirchlichen Eigenthümlichkeit. Zwar stellte die kaufmännische Eifersucht der Genuesen (1261) den Thron der rechtmäßigen Herrscherfamilie wieder her; aber er war in seinen Grundvesten erschüttert und konnte gegen die wiederholten Angriffe der Osmanen auf die Dauer nicht behauptet werden. Durch fortgesetzte Verluste verarmte die Regierung und sank zu völliger Hülflosigkeit herab; die Nation war vom Waffengebrauche entwöhnt, denn schon seit Jahrhunderten bestand die Stärke des oströmischen Heeres aus abendländischen, zum Theil auch asiatischen Söldnern und aus zusammengerafftem Gesindel. Bald hing das Dasein des verkleinerten Staates nur von Bewilligungen und Schonungen der Türken ab. Als Konstantinopel mit seinem Stadtgebiete dem Falle nahe war, wurde es durch des Mongolen Timur Sieg über den furchtbaren Bajazet (1402) gerettet; aber nur zu schnell erholte sich die Pforte von ihrer Zerrüttung, und Mahommed II. eroberte (den 29sten Mai 1453) Konstantinopel und machte diese Stadt zum Sitze seines gewaltigen Reiches, welchem nach geringem Widerstande fast ganz Griechenland mit den meisten seiner Inseln einverleibt wurde; nur Venedig behauptete sich auf einigen Küsten und Inseln und bestand einen nicht unrühmlichen Kampf

um deren Besitz, welcher für seinen Handel bedeutend war. Der Widerstand, welchen Skanderbeg in Epiros und Albanien geleistet hatte, endete mit seinem Tode (1467). Die Moldau, Wallachei, Bosnien und Servien hatten sich früher unterwerfen müssen.

Das Schicksal der Griechen unter der türkischen Herrschaft wurde durch ihre kirchlichen Verhältnisse bedingt. Mohammed II. verkannte die Vortheile nicht, welche ihm die zwischen Griechen und Abendländern bestehende religiöse Zwietracht gewährte; er nahm die griechische Kirche unter seinen Schutz, erkannte den Patriarchen in Konstantinopel als christlichen Oberbeamten an und bestellte eine Synode von zehn Erzbischöfen, welche sich in Konstantinopel aufhalten mußten; ihr und dem Patriarchen wurde die weltliche Gerichtsbarkeit überlassen; die hohe Geistlichkeit entrichtete keine Kopfsteuer; die Klöster wurden in Ehren gehalten und geschirmt, die Mönche begünstigt, zum Theil aus Vorurtheil, welches die Türken für dergleichen Anstalten und heilige Sonderlinge hegten. Die Christen wurden als Eigenthum des Großherrn betrachtet und bezahlten den Zehnten an ihre Lehnsherren; sie bildeten örtlich bürgerliche Gemeinden, deren Bischof und Demogeronten (Notablen) zusammenwirkend mit dem Kadi Recht sprechen und erfoderlichen Falles sich an den Patriarchen

und durch diesen an die Regierung wendeten. Doch hatte diese Verfassung keine gesetzliche Festigkeit, und wo türkische Große oder Beamte, mit hinreichenden Machtmitteln versehen, haus'ten, konnten Aussaugungen und Mishandlungen aller Art nicht abgewehrt werden. Die größte Begünstigung erfuhren Chios, Samos und die meisten Kykladen und Sporaden. Viel Selbständigkeit erhielt sich in den, von Türken gemiedenen, von kräftigen Menschen bewohnten Gebirgsgegenden; hier behaupteten sich kühne Häuptlinge im Besitze und Gebrauche ihrer Waffen; sie befanden sich fast immer im Aufstande und genossen eine Freiheit, welche sie oft mit dem Leben büßten. Gleiche Vorrechte waren den Hauptleuten in Epiros und Albanien zugestanden; sie wurden nicht allein gegen mohammedanische Räuberbanden gebraucht, sondern mischten sich auch in den Zwiespalt, der nicht selten zwischen der Pforte und türkischen Besatzungen oder Lehnsleuten auszubrechen pflegte. Die Heldenthaten dieser Armatolen und Klephten ließen den Glauben des Volkes an seine Selbständigkeit nicht gänzlich sinken und wurden in Liedern gefeiert. Die geistige Bildung war dürftig und fast im ausschließlichen Besitze leiblich unwissender Geistlichen und Mönche, für welche auch die wenigen Unterrichtsanstalten bestimmt und berechnet waren; doch dauerte in diesen die, freilich auf kirchliches Bedürfniß beschränkte Kenntniß der altgriechi-

schen Sprache fort; im Volksleben war diese meist entartet und durch Mischung mit slavischen und türkischen Worten verdorben; nur in Kreta und auf den meisten Inseln des Archipelagus erhielt sie sich reiner. In den von Venedig abhängigen Theilen Griechenlands hatte das Volk kein viel besseres Loos als in den türkischen Provinzen; der Schein von Bildung, zu welchem einige griechische Dichter auf Kreta im 16. Jahrhundert Veranlassung gegeben haben, ist eine leere Täuschung; denn sie ahmten italienischen Mustern nach und spielten mit rhythmischen Sprachübungen.

Von dem ebenso starren als trägen Despotismus der Osmanen geschah durchaus nichts zur Verbesserung der bürgerlichen Lage der Griechen oder für ihre sittlich gesellschaftliche Veredelung; ihm genügte gewaltsamer oder bequemer Nießbrauch; der Gedanke, die Unterthanen mit der Regierung zu versöhnen, sie durch milde Vorsorge zu gewinnen, in ihnen das Gefühl des Vaterlandes und der Volksthümlichkeit zu erwecken, war den rohen Zwingherren fremd, und es hing von Laune oder von äußerlichen Zufällen ab, wenn der Druck ihrer unbeschränkten Herrschaft von Zeit zu Zeit oder in einzelnen Gegenden und Orten etwas weniger fühlbar wurde. Erst durch das Emporkommen der Fanarioten, der Abkömmlinge angesehener und reicher griechischer Familien, welche sich seit dem

Falle des griechischen Kaiserthums in Konstantinopel in dem von dem Leuchtthurm, Fanal, benannten Stadtviertel, nahe bei dem Wohnsitze des Patriarchen angesiedelt hatten, begann eine bedeutende Umänderung in dem griechischen Volksleben seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. Sie machten sich theils durch Kenntnisse in der Astrologie, Alchymie und Medizin, welche bei den Türken in fast ausschließlicher Achtung standen, theils durch Kenntniß europäischer Sprachen und Staatsverhältnisse, deren Bedürfniß die zunehmende Verbindung mit christlichen Höfen fühlbar werden ließ, ohne die Türken zu ihrer Erwerbung zu vermögen, den Verwaltungsbehörden bemerklich und bald unentbehrlich. Sie wurden, zuerst Panajotaky, aus einer trapezuntischen Familie, und nach ihm Alexander Maurokorbatos aus Chios, als Dolmetscher der Pforte angestellt und eigentlich Mitglieder des Ministeriums; sie genossen Steuerfreiheit und andere ungewöhnliche Begünstigungen, erlangten den bedeutendsten Einfluß auf die politische Geschäftsführung und eigneten sich, durch ihre Stellung dazu berechtigt, die Aufsicht über die Christen im türkischen Reiche zu. Bei aller Eitelkeit und Prunksucht, welche ihnen nicht ohne Grund vorgeworfen zu werden pflegt, läßt sich ihr Verdienst um ihr Volk nicht in Zweifel ziehen, und nicht Wenige von ihnen haben durch ihre Großherzigkeit und durch ihr Märtyrthum gerechten

Anspruch auf dankbare Achtung der Nachwelt. Aus ihrer Mitte wurden seit 1714 die Hospodare der Moldau und Wallachei ernannt, und sie erwarben sich um die Entwilderung, wo nicht Bildung dieser Provinzen einiges Verdienst, soviel die oft kurze Dauer ihrer beschränkten Herrschaft und die vielen Hindernisse und Erschwerungen, mit denen sie zu kämpfen hatten, erlaubten. Von ihnen geschah Manches für Errichtung von Schulanstalten, in welchen die altgriechische Sprache gelehrt wurde, und ihnen ist namentlich auch die Verbesserung des griechischen Unterrichts in Konstantinopel zu verdanken; sie veranlaßten viele Griechen, nach Italien, Deutschland und Frankreich zu reisen und sich mit christlicher Bildung zu befreunden; daß viel gelesen wurde, beweisen die zahlreichen Bücher in alt- und neugriechischer Sprache, welche bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts in Jassy und Bukharest, vorzüglich in Leipzig und Venedig gedruckt und rasch verbreitet wurden, wenn sich auch die damalige Lesewelt zunächst nur auf Geistliche und wohlhabende Kaufleute und Gutsbesitzer beschränkte, und der streng gewürdigte Inhalt dieser Schriften keine große Ausbeute für Geistesbildung gewährte. Der Patriarch Samuel (1767) ließ sich nicht nur Schutz des Christenthums eifrigst angelegen sein und arbeitete an Veredelung der Geistlichkeit, sondern vermehrte auch die Schulen und förderte geistige Bildung

sowol durch seine, in reinerer neugriechischer Sprache verfaßten Schriften, unter welchen die Umschreibung mehrer Reden des Demosthenes und der Republik und einiger Dialogen Platon's bemerkenswerth ist, als durch Uebersetzungen einiger Werke Voltaire's und anderer französischer Schriftsteller, welche auf seine Veranlassung unternommen wurden und Viele zu ähnlichen Arbeiten auffoderten.

Diese langsam gedeihende Befruchtung und Erweckung der Gemüther des griechischen Volkes brachte ein Gefühl zum Bewußtsein, welches schon lange dunkel vorhanden war und sich jetzt zur öffentlichen Meinung gestaltete. Der Schrecken, welchen die Alles überwältigende Macht der Türken um sich her verbreitet hatte, verbleichte nach Suleiman's des Großen Tode; die Mehrheit seiner Nachfolger war ruhmlos, unthätig, oft nur durch blutgierige Wildheit bis zur Verrücktheit ausgezeichnet; auch in den meisten Großvezieren ließ Untüchtigkeit sich bald entdecken; die Tapferkeit der Janitscharen war in rohe Unbändigkeit entartet; die Umtriebe im Harem und die Uebermacht der schwarzen Verschnittenen erzeugten Verachtung. Ungeschick und Unglück im Kriege standen mit dem unheilbaren Hochmuthe der Heerführer und Hofbeamten in auffallendem Widerspruche; innere Unruhen, anfangs vereinzelt, bald häufiger und trotziger wiederholt, beurkundeten die Gesetzlosigkeit und die Unsicher-

heit eines Reiches, dessen Erhaltung lediglich durch blinden Gehorsam bedingt ist. Nicht ohne geheimes Wohlgefallen wurde das Sinken des kriegerischen Ansehens der Pforte von den ihr immer abgeneigten Griechen wahrgenommen; flößte ihnen der lange Zeit fortgesetzte ehrenwerthe Kampf der Venetianer gegen die Erbfeinde des Christenthums weniger Vertrauen und Hoffnung ein, so hatten es diese durch kaufmännische Selbstsucht und aristokratische Gewaltthaten selbst verschuldet; doch gewöhnten sich die von ihnen eingerichteten Milizen an Waffendienst, der als Vorbereitung auf künftige Zeiten betrachtet werden kann; an den Vortheilen, welche gegen Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrh. Johann Sobiesky und Eugen erfochten, nahmen die Griechen geringen Antheil, denn die Sieger waren ihnen so fremd als die Besiegten verhaßt. Dagegen fanden die Russen schon früher vollständiges Vertrauen; sie bekannten sich zu demselben kirchlichen Glauben und waren mit den Griechen durch mehrfachen Verkehr verbunden und im alten unversöhnlichen Haß gegen den gemeinsamen Feind verbrüdert. Bei dem Ausbruche des ersten Krieges, welchen Katharina II. gegen die Pforte führte (1768), wurden die Russen als Befreier der unter dem türkischen Joche seufzenden Griechen betrachtet; die Stelle in dem russischen Manifeste, welche sich über die Usurpation der Unchristen äußerte, machte einen tiefen

Eindruck und wurde auf Griechenland gedeutet. Aber die Russen erwarteten zu viel von den Griechen, die Griechen Alles von den Russen; beide fanden sich hart getäuscht. Morea, schauderhaft büßend für seine Theilnahme am russischen Kriege, mußte selbst von Türken gegen die Wuth der Albanesen in Schutz genommen werden. Die mildere Behandlung der Halbinsel ist wol hauptsächlich dem mächtigen Einflusse des Griechen Maurojeny, späterhin Hospodars der Wallachei, auf den türkischen Heerführer, Admiral Hassan-Pascha, und den Vorbitten, welche der Fürst Alexander Hypsilantis bei dem Großvezier und bei Ismael-Bei, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, für seine Landsleute einlegte, zuzuschreiben; einer Sage [1]) nach hatte die Tochter eines griechischen Weltgeistlichen, durch ihre Schönheit zur Gemahlin des Großherrn erhoben, daran den größten Antheil.

Die Griechen, obgleich hart getäuscht in ihren überspannten Erwartungen, beharrten in ihrer zum Volksglauben gewordenen Zuneigung und in dem Vertrauen auf Rußland, welches ihnen in mehrfacher Hinsicht näher getreten war; es hatte die Fürstenthümer Moldau und Wallachei unter seinen, freilich nicht alle Mishandlungen der Pforte abwehrenden

1) Rizo S. 92.

Schutz genommen; seine Flagge herrschte auf den Meeren, von welchen der griechische Handel abhing, und dieser wurde besonders auf dem schwarzen Meere durch russische Schutzbriefe begünstigt. An dem Kampfe gegen die krimmschen Tataren (1783) nahm ein Bataillon ausgewanderter Griechen unter Potemkin's Heere ruhmvollen Antheil. Als die Pforte (1787) wegen der Krimm den Russen den Krieg erklärte, erhob sich Griechenland auf's Neue und kämpfte mit Erfolg gegen den Pascha von Janina; aber auch diesmal beschränkte sich das Endergebniß auf Sicherstellung der freien Ausübung der christlichen Religion und auf Bestätigung der russischen Schutzherrlichkeit über die Moldau und Wallachei. Um das gefürchtete Rußland zu schonen, wurde Mäßigung in Behandlung der Griechen Regierungsgrundsatz des türkischen Cabinets, und wenn das Festland sich derselben weniger zu erfreuen hatte, so genossen die Küstenstriche desto bedeutendere Vortheile; Gewerbfleiß und Handel fingen an zu gedeihen, und mit dem wachsenden Gewinne und Wohlstande nahmen Bildung, Selbstgefühl und Sehnsucht nach Freiheit zu. Besonders entwickelte sich damals die Ueberlegenheit der Inseln Hydria, Spezzia, Ipsara, Chios; es wurden ihnen viele Freiheiten bewilligt, weil die griechischen Seeleute bei der durch den Großadmiral Hussein Pascha beabsichtigten, höchst nöthigen Verbesserung der türkischen

Seemacht unentbehrlich waren. Die Betriebsamkeit der Insulaner in dem ihnen freigegebenen Handel mit Getreide und andern türkischen Erzeugnissen machte sie schnell reich; die Zahl ihrer Fahrzeuge belief sich fast auf 600; und was als das Wesentlichste erachtet werden muß, ihr Verkehr mit Europäern lehrte sie Bedürfnisse und Erfahrungen kennen, die ihnen Jahrhunderte lang fremd und mit ihrem dermaligen gesellschaftlichen Zustande unvereinbar waren. Jünglinge besuchten häufiger als je die gebildeten europäischen Länder, um sich für ihren Beruf zu ertüchtigen und vielseitige Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. Kamen sie in die Heimath zurück, so fühlten sie den Abstand zwischen ihr und dem Auslande nur zu lebhaft; sie drangen auf Vervollkommnung des Unterrichts, welche zugleich auch von vielen Fanarioten eifrig genug betrieben wurde; es begann eine leidenschaftliche Thätigkeit in Uebersetzungen, besonders französischer Schriften, deren Menge gegen das Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts kaum zu überrechnen ist.

Inzwischen waren mit der französischen Staatsumwälzung neue Ansichten von menschlichen Rechten und gesteigerte Foderungen an die gesellschaftliche Ordnung in Umlauf gekommen und hatten sich, wie überall, auch nach Griechenland verbreitet. Viele Thatsachen zur Beglaubigung der wachsenden Hoff-

nungen des griechischen Volkes mögen in dem damals gewaltigen Gewirre der öffentlichen Angelegenheiten nicht beachtet oder bald vergessen worden sein; einzelne haben sich der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entziehen können. Rhigas aus Velestini in Thessalien faßte den kühnen Gedanken, Griechenland befreien zu wollen. Er war aller seiner Blutsfreunde durch türkische Rohheit beraubt worden und glühete von unauslöschlichem Hasse gegen Die, welche ihm als Feinde des menschlichen Geschlechts erscheinen mußten; sein Geist war wissenschaftlich gebildet durch vertraute Bekanntschaft mit den griechischen Classikern, durch mathematische Studien und durch Geschichte; er war der französischen und deutschen Sprache mächtig. Der Glaube, daß die Zeit zur Erlösung des Vaterlandes aus schimpflicher Knechtschaft gekommen sei, riß ihn fort zu raschen Wagnissen, ohne ihn den Mangel aller nöthigen Vorbereitungen und Hülfsmittel erwägen zu lassen; er vertraute seinen Entwurf mehren durch Talente und Kenntnisse ausgezeichneten Männern, Kaufleuten, Gelehrten und Geistlichen an; selbst unzufriedene türkische Große soll er dafür gewonnen haben. Um die Ausführung desselben zu befördern, verließ er (1796) die Dienste des wallachischen Hospodars Michael Souzo und begab sich nach Wien und von da nach Triest, wo Uebereilungen und Unvorsichtigkeiten ihn und sein Vorhaben der wachsa-

men Polizei verriethen; er wurde, als er sich nach dem Peloponnes einschiffen wollte, verhaftet (1798), mit acht Einverstandenen nach Semlin gebracht und an den türkischen Befehlshaber in Belgrad ausgeliefert, welcher ihn enthaupten ließ. Vor seinem Tode rief er laut aus: „Zittere, übermüthiger Sultan, die Umwälzung ist nahe, aus meinem Blute werden die Rächer meines Vaterlandes erwachsen!" Rhigas wurde als Märtyrer der Freiheit von dem Volke gefeiert; seine begeisterten Lieder waren in Aller Mund; er wird auch jetzt noch als Vorläufer und Verkündiger der großen Zeit der Erhebung betrachtet [1]). Um dieselbe Zeit beglückwünschte der Häuptling der Mainoten den Besieger Italiens, Bonaparte, erbot sich, französische Fahrzeuge in die Häfen seines Vaterlandes gastfreundlich aufzunehmen, und erhielt eine dankbare Antwort und Ermunterung zum kräftigen Handeln [2]). Die Einwirkung der Franzosen wurde fruchtbarer, als sie die ionischen Inseln besetzt hielten; Muth und Hoffnung des seine Fesseln verabscheuenden Volkes mußten durch die Wankelmüthigkeit der Pforte hoch gesteigert werden; diese wechselte oft ihr politisches System, ließ sich von Neuerungssucht bethören, lebte in offenem Unfrieden mit mäch-

1) Rizo S. 137 fg.; Souzo S. 9.
2) Souzo S. 8.

tigen Beamten, erlitt die schmachvollsten Demüthigungen durch Empörer und durch Die, welche diese bekämpften, reizte die Wehrlosen durch Grausamkeit zur Verzweiflung und verlor die letzten schwachen Ueberbleibsel von Achtung und Furcht, welche ihr einziges Schutzmittel gegen wachsende Bedrängnisse waren. Der Aufstand (1804) der Servier, welche die Plackereien der Janitscharen mit Gewalt zurückzuweisen genöthigt waren, schien von der Pforte, aus Mistrauen gegen diese ihr verhaßte Rotte, im Stillen nicht gemisbilligt zu werden und gab den Nachbarn ein Beispiel, welches zur Nachfolge auffoderte. So waren die Griechen zu Hoffnungen erstarkt und zu Entschlüssen gereift, als Europa von langdauernden Erschütterungen auszuruhen begann; und sie hatten sich ein Anrecht auf Beachtung Derer erworben, denen die Befestigung des Völkerglückes oblag. Der edle Grieche Adamantios Koray, welcher in Paris lebte und durch Abdrücke griechischer Classiker und durch Uebersetzungen lehrreicher Werke mit nie erkaltendem Eifer für die geistige Veredelung seines Volkes sorgte, hatte nicht vergeblich (1805) den Civilisationszustand Griechenlands geschildert und die christliche Menschheit zur Mitwirkung für dessen Veredlung aufgefodert.

Während des wiener Congresses (1814) bildete ein Verein der Philomusen oder die attische Ge-

sellschaft, unter deren bald zu 80,000 vermehrten Mitgliedern Graf Capo d'Istrias und der in Pisa privatisirende Erzbischof Ignatios als vorzüglich wirksam zu nennen sind und sehr viele Fürsten und Große Europa's, wie auch mehre Fanarioten und reiche Griechen aufgeführt werden; er bezweckte Veredelung des nur zu lange vernachlässigten griechischen Volkes durch christliche Aufklärung und gesellschaftlich-sittliche Bildung vermittelst besserer Unterrichtsanstalten, erweckten Gewerbfleißes und ermunterter bürgerlicher Thätigkeit; die Vereinscasse war in München; auf dem Siegel des Bundes war eine Nachteule und Chiron, der Heldenerzieher, einen Knaben auf dem Rücken tragend, sinnreich abgebildet. Die Theilnahme an diesem Vereine verbreitete sich schnell über ganz Griechenland, wo ähnliche Verbindungen altherkömmlich waren. Schon im Anfange des 17. Jahrhunderts entstand hier eine solche Brüderschaft (ἀδελφοποίησις) zwischen Griechen und Albanesen, welche unter Austausch ihrer Waffen und mit den vor einem Altare ausgesprochenen Worten: „Dein Leben ist mein Leben und deine Seele ist meine Seele!" den Schutz und die Sicherheit ihrer Familien einander gewährleisteten. Auch Rhigas hatte sich zur Ausführung seines kühnen Entwurfs, der Befreiung des Vaterlandes, einer solchen Verbindung (Hetairie) bedient und sowol Klephten als selbst Mohammedaner, welche mit

der Pforte verfeindet waren, darin aufgenommen. Diese nie ganz erloschene Verbindung wurde jetzt erneut, erweitert und geordnet, mit der wesentlichen Aenderung, daß keine Mohammedaner zugelassen wurden. Drei Griechen [1]) von dunkler Abkunft in Konstantinopel, Skouphas, Xanthos und der Archimandrit Dikéos (später bekannt unter dem Namen Papa-Flechas), kühn, gewandt und nicht ohne Geist und Erfahrung, Ruhm und Macht erstrebend, stifteten die auf Herbeiführung eines allgemeinen Aufstandes gegen die Türken berechnete Hetairie, welche sie als den Hauptverein und als die Mutter der, jeder Aufregung bürgerlicher Unruhen fremden Philomusen geltend zu machen wußten; sie deuteten im dunkeln Hintergrunde auf den Schutz einer großen Macht; ihr Siegel enthielt in zwei concentrischen Kreisen die Buchstaben A, K und in der Mitte ein S, welche auf Alexander, Capo d'Istrias und *συμμαχία ἱερά* (die heilige Allianz) gedeutet werden konnten. Diese Umgestaltung einer rein menschenfreundlichen Verbindung zu einem Gewaltthätigkeiten bezweckenden und vorbereitenden politischen Bunde wurde durch die gereizte Stimmung des Volkes begünstigt. Aus allen Ständen ließen sich Viele in die geheime Gesellschaft aufnehmen und schwuren in einer Capelle, knieend vor

[1]) Souzo S. 12 fg.

dem Bilde des Auferstandenen, einem Priester den feierlichen Eid der Treue und Beharrlichkeit, des Stillschweigens und des unbedingten Gehorsams gegen die Befehle der Obern; sie verpflichteten sich, ihr Leben, Vermögen und ihre Kräfte dem Gemeinwohle des Vaterlandes zu widmen. Das Unternehmen dieser Männer kann zuerst als die Frucht selbstsüchtiger Eitelkeit [1]) erscheinen, denn unvorsichtiger Uebereilung oder strafbaren Leichtsinnes mag es weniger verdächtig gehalten werden; aber zur Entschuldigung, vielleicht selbst Rechtfertigung desselben ist zu beachten, daß nicht blos nach ihrer Ueberzeugung, sondern nach dem Urtheile Aller, welche der Verhältnisse kundig waren, die Wiedergeburt Griechenlands auf friedlich-milden Wegen nicht verwirklicht werden konnte. Die Kühnen bemächtigten sich demnach der Mittel zur Erreichung eines Zieles, dem seit Jahrhunderten von Allen nachgestrebt wurde; sollte ihre Handlungsweise in sittlicher Hinsicht nicht vorwurfsfrei befunden werden, so stand sie doch mit dem unzweideutigen Gemeinwillen ihrer Nation und mit den seit Jahrhunderten unterhaltenen Wünschen und Bestrebungen in Einklang, und es dürfte derselbe, zuletzt doch immer unvermeidliche Schritt, wenn nicht Alles Spiel mit

---

1) Aus diesem Gesichtspunkte wird es auch von Souzo beurtheilt.

bedeutungslosen Hoffnungen und leeren Worten bleiben sollte, auch unter andern berühmtern und tüchtigern Führern nicht ohne Tadel oder Misdeutung geschehen sein. Die Beistimmung der Gesammtheit zu Dem, was sie, freilich nicht ohne schlaue Benutzung erwünschter Zeitumstände und nicht ohne einigen Misbrauch argloser Vorarbeiten, unternommen haben, spricht sich vernehmlich genug aus, und so wird wenigstens durch den Gemeinwillen ihr Unternehmen vertreten.

Die drei Bundeshäupter kamen überein (gegen Ende des Jahres 1815), die Vermehrung der Hetairie in der Hauptstadt zu beschränken und damit der Gefahr, durch allzugroße Ausdehnung des Kreises verrathen zu werden, zu begegnen, dagegen durch Abgeordnete mit unbeschränkten Vollmachten für das Wohl des Vaterlandes im Auslande zu wirken. Galatis aus Ithaka, glühend von Vaterlandsliebe und scharfsinnig, aber wenig behutsam, wurde (1816) nach Rußland geschickt, gewann in Odessa einige der angesehensten Kaufleute, zog aber in St. Petersburg die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich und wurde mit zweien seiner Freunde, Argyropoulos und Pekevos, gefänglich eingezogen, jedoch nach dem an den Kaiser erstatteten Berichte entlassen und großmüthig beschenkt. Er fuhr unermüdet fort, in der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen für den Bund zu

werden. Unter den von ihm gewonnenen Hetairisten zeichnete sich als einer der geschäftigsten und im Erfolge glücklichsten Theilnehmer Athanasios Tsakalof, Sohn eines Kaufmanns aus Moskwa, vorzüglich aus. Da er überall als Bevollmächtigter des russischen Kaisers auftrat, so fand er um so schneller Eingang; im Peloponnesos zog er die angesehensten Klephten und Häuptlinge in das Geheimniß. Ihm wurde von den Obern der schauderhafte Auftrag gegeben, den durch seine Unvorsichtigkeit gefährlich werdenden Galatis aus dem Wege zu räumen, und ob er gleich mit Abscheu vermied, das Henkergeschäft selbst zu vollziehen, so übertrug er es doch einigen Hetairisten, und Galatis fiel als Opfer seiner schwärmerischen Offenherzigkeit. Die Zahl der Eingeweihten hatte sich inzwischen unglaublich vermehrt; sie belief sich allein in Konstantinopel auf 17,000. Zur leichtern Uebersicht und Verwaltung des Bundes wurden (1818) Ephorien mit eigenen Cassen und ausgedehnten Vollmachten in den Provinzen errichtet, welche mit der in Konstantinopel einen regelmäßigen Briefwechsel unterhalten sollten; auch wurde die Nothwendigkeit anerkannt, ein gemeinsames Haupt für den Bund zu suchen. Die Vorsteher vereinigten sich auf Xanthos' Antrag dahin, daß er selbst in St. Petersburg versuchen solle, entweder Capo d'Istrias oder Alexander Hypsilantis für diese Stelle zu

gewinnen. Der Erstere verwarf den Antrag mit Unwillen; Hypsilantis ließ sich durch die Gefahren, von denen er sein geliebtes Vaterland bedroht sah, bestimmen, den Oberbefehl des griechischen Heeres, welches erst geschaffen werden sollte, anzunehmen und als Haupt des Volksaufstandes sein irdisches und bürgerliches Dasein einzusetzen.

Das fürstliche Geschlecht der Hypsilantis, von den Komnenen abstammend, stand durch Reichthum, hohe Geistesbildung und erfolgreiche Thätigkeit, nicht weniger durch die Mishandlungen und Leiden, welche türkischer Despotismus über dasselbe verhängt hatte, in allgemeiner Achtung; Alexanders Großvater, zweimal Hospodar der Wallachei, hellsinnig und vielwirkend, wurde als 81jähriger Greis zu Tode gemartert; sein Vater Konstantin, Hospodar der Moldau und späterhin der Wallachei, ein Mann von seltener Einsicht und ausgebreiteter Gelehrsamkeit, auch als Schriftsteller berühmt, mußte (1806), um sein Leben zu retten, nach Rußland entweichen und starb (1816) in Kiew. Von fünf Söhnen Konstantins war Alexander (geb. 1791) der Erstgeborne; er trat (1809) als Officier bei der Leibwache zu Pferde in russische Dienste, zeichnete sich (1812) in dem Feldzuge gegen die Franzosen durch Tapferkeit und Geistesgegenwart aus, und ebenso bei dem Angriffe auf Dresden (den 27. Aug. 1813), wo er die rechte

Hand verlor; er wurde (1814) zum Obersten und (1817) zum Generalmajor ernannt. Nie vergaß er seines ihm über Alles theuern Vaterlandes und Volkes und hoffte mit Zuversicht auf die Erlösung desselben aus unwürdiger Knechtschaft; abgebrochene Aeußerungen des Kaisers Alexander und Vertröstungen wegen des künftigen Schicksals Griechenlands scheint seine für das Vaterland stets geschäftige Phantasie [1]) allzugünstig gedeutet [2]) zu haben. Mit dem Glauben, daß ihm und seinem Volke der mächtige Beistand Rußlands nicht versagt werden könne, hielt er es für unerläßliche Pflicht, seine Kräfte und Erfahrungen dem heiligen Dienste des Vaterlandes zu weihen. Doch behielt er sich ausdrücklich vor, daß der Ausbruch der Feindseligkeiten so lange verschoben bleibe, bis die erfoderlichen Vorkehrungen getroffen worden seien; es wurden sogleich Schreiben an alle Ephorien erlassen, um denselben Thätigkeit und Klugheit auf das nachdrücklichste zu empfehlen; Alexander bereiste die größeren Städte Rußlands und foderte die

1) Auch durch feinsinnige patriotische Dichtungen beurkundet, von denen Souzo S. 35 f. eine in der Urschrift und französischen Uebersetzung mitgetheilt hat, welche in Natürlichkeit, Anmuth und Feinheit die sprödesten Anfoderungen befriedigt.

2) Souzo S. 31 fg.

Hetairisten zu patriotischen Beiträgen auf; der seinige belief sich über 125,000 Reichsthaler; seine jüngste Schwester Maria brachte ihre ganze Mitgift, 100,000 Thaler, dar[1]); und so entstand eine Nationalcasse. Er trat mit Jakob Rizo, Minister des Hospodars der Moldau, Michael Souzo, in Briefwechsel und gewann den Letztern für sein Vorhaben; Dikéos übernahm die Leitung des Aufstandes in der Hauptstadt, welcher mit Feuer und Schwert den Umsturz der türkischen Regierung bewirken sollte, aber nicht zur Ausführung kam. Dennoch würde der letzte entscheidende Schritt nicht übereilt worden sein, wenn eine längere Zögerung zulässig gewesen wäre; aber das Ungestüm des zu den höchsten Erwartungen gespannten Volkes konnte nur mit Mühe gezügelt werden, und ein jäher Ausbruch, besonders in der Hauptstadt, würde alle Aussicht zum Gelingen der Unternehmung vernichtet haben. Dazu kam der Aufstand des Ali-Pascha von Janina, der den Plan des Großherrn Mahmud, alle mächtige Lehnsherren zu unterdrücken und zu berauben, längst durchschaut und sich dagegen zu sichern gesucht hatte; dieses blutbefleckte Ungeheuer, geächtet von der Pforte, erklärte (den 23. März 1820), daß er Griechenland vom türkischen Joche befreien wolle, in der Erwartung, auf solche

1) Souzo S. 40 fg.

Weise große Streitkräfte zu gewinnen, während auf der andern Seite die griechischen Häuptlinge und die Sulioten von der Pforte aufgeboten wurden, gegen den Empörer zu dienen; so wurde den Griechen von ihren Unterdrückern selbst das Schwert in die Hand gegeben, und es durfte das eingetretene vortheilhafte Zeitverhältniß nicht unbenutzt gelassen werden; denn Ali's Lage, einem furchtbaren Executionsheere gegenüber, wurde bald, zunächst durch Abfall der feilen Albanesen, bedenklich, und nach seinem Falle bedrohten die jetzt durch seinen verzweifelt hartnäckigen Widerstand beschäftigten türkischen Streitkräfte Griechenland. Auch erfolgten von allen Seiten Zusicherungen starker bewaffneter Aufgebote zum Kampfe gegen die Türken; die Wallachei, die Moldau, Bulgarien schienen dem Bunde ganz ergeben zu sein; den Ausschlag gab die Meldung aus Konstantinopel, daß die Polizei die Hetairie ahnde und zu verfolgen beginne; um das bedrohte Leben vieler tausend Brüder zu retten, entschloß sich Alexander Hypsilantis zum Aufbruche und Angriffe.

Die früher geäußerte Absicht [1]), sich nach dem Peloponnes zu begeben, kam nicht zur Ausführung; die Fürstenthümer schienen zum ersten Schauplatze des Aufstandes mehr geeignet zu sein; die Behörden und

1) Rizo S. 278 fg.

viele Mächtige (obgleich die reichsten Bojaren aus Eigennutz der Pforte zugethan blieben) waren im Einverständnisse; die Nähe der russischen Grenze erleichterte die Unterstützung, welche von daher erwartet wurde; auch ist wol nicht zu bezweifeln, daß der zu jedem Opfer entschlossene schwärmerisch edle Kämpfer den ersten Ausbruch der Türkenwuth von Griechenland abziehen und auf sich leiten wollte, vielleicht nicht ohne Hoffnung, daß er über so viele Kampfmittel zu gebieten haben werde, um sich in dem wilden Sturme ehrenvoll zu behaupten. Er verließ (den 6. März 1821) Kischenef, begleitet von seinem Bruder Nikolaus und zwei anderen Gefährten, setzte den folgenden Tag über den Pruth, wurde von seinem Bruder Georg und von Georg Kantakuzenos und 30 Hetairisten empfangen, hielt gegen 6 Uhr des Abends seinen Einzug in Jassy und trat im Hause der Fürstin Kantakuzenos ab. Hier umgaben ihn Hetairisten in großer Zahl und vernahmen seine prophetischen Worte: „Ich komme, um mit euch zu sterben!" — Die geringe mohammedanische Wache wurde entwaffnet; sechzig mohammedanische Kaufleute hatten sich in eine Kirche geflüchtet und wurden gegen Volkswuth geschützt, bis sie sich des Meuchelmordes eines griechischen Officiers, Bonkovalles, schuldig machten und denselben mit dem Leben büßten. In derselben Nacht berichtete Hypsi-

lantis an den Kaiser Alexander, welcher dem Congresse in Laibach beiwohnte, seinen Einzug in Jassy und weitern Entwurf und flehete ihn um Beistand an. Des Morgens wurde folgender Aufruf [1]) überall angeheftet und bekanntgemacht:

„Hellenen! die Stunde hat geschlagen; es ist Zeit, unser Joch abzuwerfen und unser Vaterland und unsern Glauben zu rächen. Ueberall sind unsere Freunde und Brüder bereit, uns beizustehen; die Servier, die Sulioten, ganz Epiros sind in den Waffen und rufen uns. Vorwärts, Hellenen, vorwärts, und wir werden eine furchtbare Macht unsere Rechte beschützen sehen!" . . . „Europa richtet die Augen auf uns und erstaunt über unsere Unthätigkeit; erfüllt von Erkenntlichkeit für die Wohlthaten, welche sie von unseren Vorfahren empfangen haben, unterhalten die gesitteten Völker die wärmsten Wünsche für die Befreiung Griechenlands; wir können auf ihren Beistand rechnen, wenn wir uns würdig erweisen unserer Altvordern und des Jahrhunderts, in welchem wir leben. Als der Edelste unter uns gelte Derjenige, der auf das edelste das Vaterland vertheidigt. Möge die Nation sich versammeln und ihre Abgeordneten wählen; und dieser höchsten Nationalbehörde müssen alle unsere Handlungen unterworfen sein. Welche hellenische

1) Souzo S. 58 fg.

Seele könnte gleichgültig bleiben bei dem Rufe des Vaterlandes? Ein Freund Cäsar's vermochte das römische Volk zum Aufstande, indem er das blutige Gewand des Machträubers vorzeigte; und was wollt ihr thun, Hellenen, ihr, denen das Vaterland seine Wunden zeigt und euern kindlichen Beistand erfleht? Zu den Waffen, meine Freunde, Griechenland ruft euch!"

Sehr viele Freiwillige strömten herbei zur begeisterten Theilnahme am Kampfe fürs Vaterland, und der Hospodar Michael Souzo gewährte alle Unterstützung an Geld, Waffen, Pferden und anderen Bedürfnissen. Hypsilantis eilte (den 12. März) nach der Wallachei, wo nach dem Tode des Hospodars Alexander Souzo (den 30. Januar 1821) die Hetairisten, der ehrgeizige Theodor Wladimiresko und der schlaue, treulose Savas mit nicht geringer bewaffneter Macht in vollem Aufstande waren. Begleitet von wenigen Waffengenossen, errichtete Hypsilantis in Fokzany aus den sich um ihn sammelnden griechischen Jünglingen die heilige Schaar und zog mit ihnen nach Bukharest, um den Oberbefehl des dort versammelten Heeres zu übernehmen. Es erwarteten ihn Unordnung, bösartige Umtriebe und schändlicher Verrath; unwürdige Menschen drängten sich an ihn heran, um ihn zu täuschen; er litt Mangel an allen Lebens- und Kriegsbedürfnissen, sah

sich genöthigt, seine gesammte Thätigkeit auf Vertheidigungsmaßregeln zu beschränken, und vermochte nicht einmal, unter den verschiedenen Abtheilungen seiner Kriegsmacht die erfoderliche Verbindung zu unterhalten.

Auf Befehl der Pforte rückten (gegen Ende Aprils) die Paschas von Silistria und Ibraila mit starker Macht ins Feld, um die Insurgenten zu unterdrükken. Ihr Weg war mit Blut bezeichnet; an den Bäumen der Heerstraßen wurden viele Kinder an den Beinen aufgehängt, eine Menge Bauern an Pfählen gespießt und Tausende von Unschuldigen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht niedergemetzelt. Die Moldau war vor der Ankunft der Türken schon sittlich besiegt, und Jeder dachte nur auf eigene Rettung. Kaiser Alexander hatte die Handlungsweise Hypsilantis' ohne allen Vorbehalt gemisbilligt[1]); der russische Consul erklärte dieses (den 9. April) öffentlich in Jassy; und Hypsilantis wurde unter Androhung der härtesten Ahndung aufgefodert, sich sofort zu sei-

1) Die Abneigung des Kaisers Alexander gegen den griechischen Aufstand erklärt sich sehr einfach aus den damals festgehaltenen obersten Grundsätzen der Politik; es bedarf also der diplomatischen Mystification nicht, welche Gonzo S. 60. erwähnt hat, um das vermeintliche Befremdliche zu enträthseln.

nem Regimente zu begeben; um dieselbe Zeit wurde das Umlaufsschreiben der heiligen Synode vom 21. März bekanntgemacht, welches die Empörung verdammte und Allen die Rückkehr zum Gehorsam gegen die Pforte zur Pflicht machte. Unter so ungünstigen Vorbedeutungen begann der Kampf. Athanasios mit einem Haufen von 200 Mann unterlag (d. 13. Mai) bei Galacz der Uebermacht von 5000 Türken und zog sich auf eine Halbinsel des Pruth zurück. Zu seiner Unterstützung rückte Georg Kantakuzenos, ehemals Hauptmann unter den russischen Uhlanen, herbei; er vereinzelte seine an sich kleine Macht und entwich bei dem Angriffe der Türken auf das russische Gebiet; Athanasios (den 25. Juni) mit 480 Waffenbrüdern verschanzte sich, zum Aeußersten entschlossen, bei Skuleni und Stinka, schlug in acht Stunden vier Stürme ab und richtete eine große Niederlage unter 8000 Türken an; bei wiederholten Angriffen rettete sich die Mehrheit der Griechen, durch den Pruth schwimmend, auf das russische Ufer; Athanasios und funfzig Gleichgesinnte beharrten heldenmüthig im Kampfe und opferten ihr Leben dem Vaterlande. Die Russen, auf dem jenseitigen Ufer in Schlachtlinie aufgestellt, waren Zeugen der beispiellosen Tapferkeit und staunten.

Gleich schnell und schauderhaft entschied sich der kurze Kampf in der Wallachei. Vladimireskos

und Savas, in Hoffnung, die Zwecke ihrer niedern Selbstsucht sicherer zu erreichen, traten mit den Türken in Unterhandlung, und diese, 13,000 Mann stark, besetzten Bukharest. Vladimireskos wurde als Verräther von einem hellenischen Kriegsgerichte (d. 7. Juni) zum wohlverdienten Tode verurtheilt; Savas empfing späterhin von Denen, welchen er sich verkauft hatte, den Tod zur Belohnung seiner Treulosigkeit. Zwietracht, Verwirrung und Meuterei zerrütteten das Heer der Griechen, zusammengesetzt aus den fremdartigsten Bestandtheilen; in der Nähe von Rimnik, bei dem Kloster Dragatsan, entwichen die Albanesen und Panduren; die heilige Schar, treu ihrem Eide und sich würdig des großartigsten Todes erweisend, wurde (den 19. Juni) aufgerieben; nur der Olympier Georgaky, mit wenigen Freunden, entkam nach der Moldau und wurde (d. 24. September) bei Vertheidigung des Klosters Sekko von dem Bischof Romano den Türken verrathen; er begrub sich mit den meisten seiner Waffenbrüder unter den Trümmern des Klosters; die wenigen Gefangenen wurden nach Konstantinopel geschleppt zur scheußlichsten Todesmarter. Das Heer war aufgelöst; alle Versuche, es zu sammeln, scheiterten; Hypsilantis, begleitet von seinen Brüdern Georg und Nikolaus und einigen Waffengenossen, rettete sich (d. 20. Juni) nach Siebenbürgen; die Stimmung seiner

Seele ist in der Bekanntmachung an die Trümmer des von ihm befehligten Heeres zu lesen; sie[1]) lautet also:

„Krieger! doch nein, ich darf diese schöne und ehrenvolle Benennung nicht beschmutzen, indem ich sie euch zugestehe. Feile Sklavenscharen, eure Verrätheréien und Meutereien zwingen mich, euch zu verlassen! Von diesem Augenblicke an sind alle Bande zwischen uns zerrissen; ich fühle nur im Innersten meiner Seele die Schande, euch befehligt zu haben. Ihr habt eure Schwüre mit Füßen getreten; ihr habt Gott, das Vaterland und euern Feldherren verrathen; selbst den Ruhm, im Kampfe zu sterben, habt ihr mir geraubt. Ich trenne mich von euch. Gehet, eilet den Türken entgegen, den einzigen Freunden, welche eurer Gesinnung würdig sind. Verlasset Wälder und Berge; vereiniget euch wieder mit euern Zwingherren; ergreifet ihre Hände, die noch rauchen von dem Blute des Oberhauptes eurer Kirche und so vieler Tausend Schlachtopfer; erkaufet eure Knechtschaft um den Preis eures Lebens, der Ehre eurer Weiber und Kinder! — Ihr, Schatten der Hellenen, der heiligen Schar, die ihr, von Verrath umgeben, nicht gezögert habt, für das Vaterland zu sterben, empfanget von mir den Dank des Volkes! Nur noch einige Tage und das

1) Souzo S. 84 fg.

zu euerm Gedächtniß errichtete Denkmal wird eure Namen der entferntesten Nachkommenschaft übergeben. Die Namen Derer, welche mir treu geblieben sind, trage ich in meinem Herzen eingegraben mit unverlöschlichen Zügen; die Erinnerung an sie wird der Trost der übrigen Tage meines Lebens sein. Der Verachtung der Menschen, der Rache Gottes, den Verwünschungen künftiger Geschlechter übergebe ich den meineidigen Verräther Savas, die Ausreißer u. s. w." So war das Trauerspiel des griechischen Freiheitskampfes in den Fürstenthümern beendet.

Als die Nachricht von diesem Aufstande nach Konstantinopel gebracht worden war, ergrimmte der Großherr Mahmud zur wildesten Wuth und brütete mit seinem Lieblinge über die blutigsten Racheplane. Es wurde von der Regierung Mäßigung geheuchelt, der Patriarch und die Synode drohend aufgefodert, ihre Misbilligung zu erklären und alle ihre Glaubensgenossen von der Theilnahme an der verbrecherischen Empörung abzumahnen; Amnestie wurde verkündigt für Alle, welche zu ihrer Pflicht zurückkehren würden. Es wurden die auswärtigen Gesandten erforscht, was von ihnen zu erwarten oder zu befürchten sei, Sicherheitsmaßregeln ergriffen, die Griechen entwaffnet. Nun erst erging der großherrliche Befehl an die Gläubigen, sich zur Vertheidigung der Religion zu erheben; Mord der Ungläubigen wurde im ganzen Reiche

verordnet; das Morden begann (d. 15. April), und der thierischen Rohheit der unbändigen türkischen Milizen wurde freier Spielraum gegeben. Der durch Tugenden und Verdienste um Staat und Kirche ehrwürdige 74jährige Patriarch Gregorios wurde (d. 22. April) beschuldigt, die Entweichung oder Rettung des Fürsten Morousi begünstigt oder nicht verhütet zu haben, und an einem vor seiner Wohnung aufgerichteten Galgen aufgeknüpft; drei Tage nachher schleiften Juden seinen Leichnam ins Meer; ein griechisches Fahrzeug fand ihn auf und brachte ihn nach Odessa, wo dem Märtyrer eine glänzende Todtenfeier gehalten wurde.

Die Kunde von diesen Schändlichkeiten und frevelhaften Gewaltthaten fachte überall in Griechenland das unauslöschliche Feuer der Verzweiflung an. Schon war der Peloponnesos (s. Ende März 1821) in vollem Aufstande, an dessen Spitze Theodor Kolokotronis und Mauromichalis standen; das erste Blut floß (d. 4. April) in Kalavrita und wenige Tage darauf (d. 7. April) wurde bei Kalamata mit Erfolg gekämpft; bald wurden die Festungen des Landes berennt. Athen, Livadien, Phokis, Doris, Lokris, auch Makedonien griffen zu den Waffen und wurden von mächtigen und erfahrenen Hauptleuten geschützt. Hydra, Spezzia und Ipsara erklärten (den 28. April) ihre Unabhängigkeit und waren bereit, für das Ge-

meinwohl des Vaterlandes die größten Opfer zu bringen und die äußersten Gefahren zu bestehen; auch in Kreta bewährte sich dieselbe Stimmung.

So brach zu der Zeit, in welcher sich verblendeter Despotismus blutig gerächt und durch Schrecken neu befestigt glaubte, der große allgemeine Kampf gegen unerträgliche Unterdrückung aus, und in seiner eigenthümlichen Beschaffenheit war zu erkennen, daß er nicht erfolglos enden werde. Wenn Alexander Hypsilantis, in sein Elend wandernd, von der Theilnahme an ruhmvollen Thaten, Drangsalen und Gefahren ausgeschieden war, so verurtheilt ihn dieses nicht zu unverdienter und unverschuldeter Vergessenheit. Nachdem er lange in Munkatsch (2 Jahre) und in Theresienstadt (4½ Jahre) als Staatsgefangener gelebt hatte, erhielt er (im August 1827) auf russische Verwendung die Freiheit unter der Bedingung, in den östreichischen Staaten zu verbleiben, und starb (d. 31. Januar 1828), 36 Jahr alt, an der Wassersucht in Wien. Bei vielem Geiste, bei liebenswürdigen Eigenschaften eines edeln Gemüths, bei männlicher Gesinnung und immer gleicher Tapferkeit ermangelte er der Gewalt eines starken Willens, welcher erfodert wird, um in der Zeit beginnenden Kampfes und einer neuen Entwickelung der gestörten gesellschaftlichen Ordnung mit Glück zu wirken, und konnte also nicht ausrichten, was auch einem geübtern und mit höhern

Kräften begabten Führer schwer gelungen sein würde. Sein Misgeschick entwaffnet die strenge Gerechtigkeit der Geschichte; er kann im Grabe sich gegen Vorwürfe und Tadel nicht vertheidigen; sein guter Name muß vertreten werden durch dankbare Gefühle der Nachwelt, welche die Erinnerung an sein unglückliches Leben von einer sich daran anschließenden großen Begebenheit der neuern Weltgeschichte nicht wird trennen wollen. Alles, was er sein nennen konnte, hat er dem Vaterlande geopfert, und es war sein größter Schmerz, daß er ihm das Leben im Kampfe nicht opfern konnte. Seine Träume, Wünsche, Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen; das Werk, was er mit harten Erfahrungen zu begründen begonnen hat, nahet seiner Vollendung!

Nicht ohne Theilnahme kann der Bericht [1]) gelesen werden, welchen er zur Rechtfertigung seiner Handlungsweise und über seine Leiden sieben Tage vor seinem Tode an den Kaiser Nikolaus erstattet hat. Derselbe lautet, soweit er bekannt geworden ist, also:

---

1) Die Bruchstücke desselben sind aufbewahrt bei Souzo S. 38 fg., 60 und besonders 86 fg. — Bedarf vielleicht dieses Actenstück einiger Berichtigungen, so ist auch deshalb vermehrte Oeffentlichkeit desselben nothwendig.

„Die Nation arbeitete mit aller möglichen Anstrengung an ihrer Wiedergeburt und verständigte sich vermittelst einer geheimen Gesellschaft lange Zeit vorher, ehe Misbräuche und Misverständnisse, welche die Sicherheit des Volks gefährdeten, die Häupter der Hetairie nöthigten, mich in Petersburg zu beschicken, um mir die oberste Leitung anzuvertrauen. Die Gefahr konnte groß werden; ich glaubte, daß die Stunde der Aufopferung für mich geschlagen habe. Es war im Anfange des Jahres 1820, als die Pforte gegen Ali-Pascha von Janina den Vernichtungskrieg erklärte. Dieses Ereigniß, welches den Griechen erlaubte, sich zu bewaffnen, steigerte ihre Begeisterung und ihre Hoffnung aufs höchste. Ich wußte bald genug die Vortheile zu würdigen, welche daraus zu ziehen waren. — Es ist gewiß, daß Se. Majestät der Kaiser Alexander seit dem Jahre 1816 das Dasein der geheimen Hetairie kannte und Entwürfe unterhielt, die er oft durchschimmern ließ im Gespräche mit den Griechen, welche seinen Schutz und seine Großmuth anflehten und immer überhäuft mit Wohlthaten ihn verließen. Diese Griechen wiederholten überall mit Entzücken die höchst wohlwollenden Aeußerungen Sr. Majestät und die Hoffnungen, welche Sie ihnen für die Zukunft gaben. So gestaltete sich ein prophetisches Echo, welches in allen Gegenden Griechenlands wiederschallte und in allen Herzen das heilige Feuer der Begeiste-

rung und Hingebung für das Vaterland entzündete. Dieses erklärt auch den unermeßlichen Erfolg meiner geheimen Briefe und Aufrufe an die Vornehmen und Häuptlinge, und die Aufopferung, welche sich in den ersten Unternehmungen abspiegelt, da sie alle mit sehr geringen Hülfsmitteln ausgeführt wurden. — Man klagt mich an, daß ich den Augenblick übel gewählt und die Sache zu sehr übereilt habe. Aber als die Umwälzung in Neapel und Piemont ausbrach, war es mir unmöglich, die angeregte Bewegung aufzuhalten, eine Bewegung, welche vermöge ihres obersten Grundsatzes derjenigen durchaus fremd war, durch welche die unruhigen Köpfe dieser beiden Länder zum Aufstande fortgerissen wurden. Ich verheimlichte mir keinesweges die nachtheiligen Folgerungen, welche hieraus für die Sache der Griechen gezogen werden konnten; aber es war zu spät, und alle meine Anstrengungen beschränkten sich darauf, einige Monate zu zögern, bis zu dem Augenblicke, wo von allen Seiten zuverlässige Nachrichten eingingen, daß die Pforte von dem Vorhaben unterrichtet und die Gefahr höchst dringend sei, daher ich mich verpflichtet erachtete, das Zeichen zum Ausbruche zu geben und mich in die beiden Fürstenthümer zu werfen, um die ganze Aufmerksamkeit der Pforte dahin zu ziehen und mehren Landschaften Griechenlands die Rüstungen zu erleichtern. Ew. Majestät können nun über mich richten; Ihre hohe Weisheit

und Ihre Billigkeit mag entscheiden über meine Ansprüche auf Schutz, welchen ich für meine Brüder nachzusuchen wage. Ich fodere denselben als Unterthan Ewr. kaiserl. Majestät und als alter Soldat, der mit aller möglichen Hingebung gedient hat . . . . Man kann nicht darauf ausgehen, die Wahrheit zu verbergen, wenn man dem Tode ins Auge sieht. — Dies sind meine Meutereien und die Umtriebe, woraus die östreichische Staatskunst zur Zeit des Laibacher Congresses ein Gewebe von Abscheulichkeiten und Verbrechen gemacht hat; und als der Kaiser daran nicht glauben wollte, hatte dieselbe die ausgezeichnete Kühnheit, ihm einen unechten und erdichteten Briefwechsel zwischen mir und den Liberalen von Paris vorzulegen!" — — —

„Als ich vergeblich Briefe des Barons Stroganoff erwartete, welche nach den amtlichen Aeußerungen des Grafen Capo d'Istrias über mein Schicksal entscheiden sollten, und Verrätherei, Zuchtlosigkeit und Unordnung, angeregt durch geheime Agenten Oestreichs, den Geist meines Heeres vollends vergifteten; als Umlaufschreiben, unterzeichnet von Dudriski, östreichischem Agenten in Bukharest, in meinem Lager verbreitet wurden und im Namen der Türken Demjenigen, der mich ihnen ausliefern würde, Straflosigkeit und Belohnung verhießen; als endlich die Niederlage bei Dragatsan mir keine Hoffnung der Ret-

tung übrig ließ, so war ich entschlossen, mit den wenigen mir treu gebliebenen Tapfern, die Waffen in der Hand, zu sterben, oder mich nach Rußland durchzuschlagen. Um jedoch meine Brüder ein so verzweifeltes Schicksal nicht theilen zu lassen, änderte ich meinen Entschluß und näherte mich den Grenzen von Oestreich, damit sie sich in dieses Land begeben könnten, vorausgesetzt, daß Leben und Freiheit ihnen gewährleistet würden. Zu diesem Behufe schickte ich Georg Lassanis ab, und diesem erklärte der Obrist Schwindt, daß er nur einen meine Person betreffenden Befehl erhalten habe, worin gesagt sei, auf den Fall, daß ich mich an der Grenze einfände, solle man mich wissen lassen, daß ich unter einem andern Namen in voller Sicherheit durch die östreichischen Staaten nach Hamburg reisen könne, um mich nach Amerika einzuschiffen; daß dieser Befehl eine Folge der Entscheidungen der beiden Kaiser vor ihrer Trennung in Laibach sei, und daß er, ein alter Krieger, sein Ehrenwort gebe, ich werde weder für mein Leben noch für meine Freiheit etwas zu befürchten haben, wenn ich dieses einzige Mittel annehme, um den von allen Seiten mich bedrohenden Gefahren zu entgehen. Da ich ohne Briefe des Baron Stroganoff war und dem Willen des Kaisers Alexander zu gehorchen glaubte, so nahm ich den Vorschlag an; den 27. Junius 1821 ging ich unter dem Namen Demetrios Paleogenides über

die Grenze, begleitet von meinen Brüdern und vier andern Personen. Obrist Schwindt empfing mich mit allen möglichen Achtungsbezeigungen, wiederholte mir seine Versicherungen und Versprechen und begleitete mich bis nach Rothenthurm, wo ich 36 Stunden verweilte, um mich zur Reise vorzubereiten."

„Ich reiste des Nachts im Stillen nach einem Dorfe Orlai, jenseits Hermannstadt, wo Major Hartink, erster Adjutant des commandirenden Generals von Siebenbürgen, die Zusagen des Obrist Schwindt erneute und meinen Paß unterzeichnete. Begleitet von einem Officier, gelangte ich ziemlich schnell nach Temeswar; hier eröffnete mir der commandirende General, daß er die Fortsetzung meiner Reise nicht zulassen könne, ehe er die ihm mangelnden Verhaltungsbefehle von Wien eingeholt habe, und daß ich seine Befehle in Arad abwarten müsse. Alle meine Vorstellungen waren umsonst; ich begab mich nach Arad, wo ich während der zehn Tage meines dortigen Aufenthaltes mit Achtung und ohne lästige Beschränkung behandelt wurde. Nach Verlauf dieser Zeit lud mich der Festungscommandant General Thori zu sich und theilte mir den durch den Adjutanten des commandirenden Generals von Temeswar erhaltenen Befehl mit, worin gesagt war, daß Kaiser Franz, bewogen durch die ihm eigenthümliche großmüthige Gesinnung, uns eine Freistätte in seinem Reiche bewilligen wolle unter der

Bedingung, daß ich mein Ehrenwort schriftlich gebe, für mich und meine Begleiter, keine Entweichung zu versuchen während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes an dem Orte, welcher mir angewiesen werde; daß ich mit Keinem, wer es auch sei, einen Briefwechsel unterhalten wolle anders als auf den mir vorzuschreibenden Wegen; daß ich den Namen des Barons von Schönwarth annehme und führe, ohne mich zu unterstehen, Jemanden meinen wahren Namen zu sagen; wolle ich diese Bedingungen nicht eingehen, so werde man, in Rücksicht auf die zwischen Oestreich und der Pforte bestehenden Verträge, genöthigt sein, mich den Türken auszuliefern, welche meine Auslieferung verlangten. Weil ich das schreckliche Loos, welches meiner wartete, nicht ahnden konnte, so willigte ich in Alles und gab mein Wort, besonders in der Hoffnung, daß dieser Zustand nicht lange dauern könne, worin General Thori und der Adjutant mich bestärkten, mit einer Fassung, die geeignet war, selbst das höchste Mistrauen zu täuschen. Denselben Tag bei Annäherung der Nacht, begleitet von dem Lieutenant des Platzes und von zwei Personen meines Gefolges, trennte ich mich von meinen Brüdern und traf den 26. Julius des Abends fünf Uhr in Munkatsch ein. Sogleich bei dem Anblicke des Schlosses hatte ich ein Vorgefühl meines Schicksals; mein Blut erstarrte, als ich den Platzcomman-

danten es dem mich begleitenden Officier verweisen hörte, daß er mich bei Tage eingeführt habe und nicht des Nachts, wie es für Staatsgefangene vorgeschrieben sei. Der Officier antwortete, daß in seinen Verhaltungsbefehlen nichts darüber gesagt, und er nicht angewiesen sei, mich als Staatsgefangenen zu betrachten und zu behandeln. Der Commandant ersuchte uns, in die Kanzlei zu kommen, und schritt sofort mit dem Gefangenwärter dazu, meine Habe zu verzeichnen, die er ohne Ausnahme in Verwahrung nahm. Um zehn Uhr folgte ich auf Befehl des Commandanten dem Gefangenwärter, der, mit einer düstern Laterne versehen, mich im tiefsten Schweigen nach dem mir bestimmten Gemache führte, welches der Commandant mir sehr gepriesen hatte. Mehre Thüren hörte ich hinter mir sich schließen, mehre dunkle Wendeltreppen mußte ich herab- und hinaufsteigen, endlich gelangte ich am Ende eines Ganges vor eine eiserne Thüre; der Kerkermeister schloß sie auf und ließ mich in ein kleines Gemach eintreten, welches durch eine nahe bei der Decke befindliche Schießscharte seine ganze Beleuchtung empfing. Die Geräthschaften bestanden in einem niedrigen Bettgestelle mit einer strohenen Matratze und in einem schlechten Nachtstuhl. Starke Nägel mit eisernen Ringen, eingeschlagen in die Mauern und in den Fußboden, brachten mein Erstaunen auf das höchste; der Kerkermeister sagte mir

sagt, dies seien die Kerker des Platzes, und er werde mich darinnen einschließen. Ich fragte ihn nach meinen Leuten und ob ich sie zu meiner Bedienung haben könne; er antwortete mir, sie seien mir zur Seite in ähnlichen Kerkern besonders eingeschlossen, aber er habe keinen Befehl, uns zusammenzulassen. Ich schickte ihn darauf zum Commandanten und ließ diesem sagen, daß ich, ohne Hand, mich nicht selbst bedienen könne, daß ich mein Bett und einige Kleidungsstücke nothwendig brauche, und vor allem Andern, daß ich ihn bitte, uns in diesem schrecklichen Aufenthaltsorte nicht getrennt einzuschließen. Die letzte Bitte bewilligte der Commandant, das Uebrige schlug er ab; ich war genöthigt, die Nacht auf der vorgefundenen Bettstelle zuzubringen, und entbehrte des andern Morgens Wäsche und Kleider. Meine Brüder, Kassanis und Orphanos, kamen am folgenden Tage gegen zehn Uhr des Abends an und wurden ohne Licht und ohne ihnen etwas zu sagen, in einem ähnlichen Kerker eingeschlossen. Endlich öffnete man uns, auf Befehl des Commandanten, sieben Kerker und überließ sie uns zu unserm Gebrauche. Niedergebeugt von abschläglichen Antworten und Entbehrungen, schmachteten wir hier sieben Wochen, ohne Nachrichten von unsern Verwandten zu haben, ohne ihnen schreiben zu können, ohne den geringsten Aufschluß über unser Schicksal und über die Dauer unserer

schrecklichen Lage zu erhalten. Unsere Gesundheit fing an zu leiden; der Arzt, welcher uns zugeschickt wurde, erklärte, daß die Entbehrung der Luft und der Bewegung die einzige Ursache unsers Uebelbefindens sei. Der Commandant verfügte darauf, daß wir des Nachts frische Luft schöpfen sollten; damit uns Niemand sähe, ließ man uns des Abends zwischen zehn und elf Uhr auf eine Bastion gehen, wo die Abtritte der Wache waren. Die Stunden, in welchen wir aufstanden und aßen, waren dieselben der übrigen Gefangenen, welche in den zwei Stockwerken unter dem unserigen eingeschlossen waren. Unser Essen und Trinken war gemein und schlecht, obgleich es uns theuer zu stehen kam. Da unsere Lage sich mit jedem Tage verschlimmerte, so war die Geduld endlich erschöpft, und Verzweiflung wollte sich unserer Gemüther bemächtigen, als ein Hoffnungsstrahl in diese schreckliche Gruft durchdrang. Ein kurzer Brief, Worte des Trostes enthaltend, kam von Wien uns zu und mit ihm der Befehl an den Commandanten, uns aus den Kerkern herausgehen und an unsere Verwandte und Freunde schreiben zu lassen. Es wurde uns verstattet, bei Tage spazieren zu gehen, begleitet vom Kerkermeister; nach Verlauf einer Woche wurden uns drei luftige und auch sonst erträgliche Zimmer neben denen des Commandanten eingeräumt."

„So verbesserte sich unsere Lage ein wenig. Bald

wurden uns Dinte, Feder und Papier gegeben; Bücher und Briefe verkürzten die langen Tage, welche mit dem Druck der Entbehrungen aller Art und der vollständigsten Unthätigkeit schwer auf uns lagen; von dem Gelde, das unsere Mutter schickte, konnten wir aus Pesth die uns mangelnden Kleidungsstücke kommen lassen. Der Commandant erlaubte uns bisweilen Spaziergänge in den Umgebungen des Schlosses, in dessen Innerem wir frei herumgehen konnten; so verlief der Winter. Das Frühjahr und der Sommer veränderte nichts in unserer Lage, ungeachtet mehrer Briefe, die ich schrieb, und welche alle ohne Wirkung blieben. Unterdessen wurde die Uebellaune des Commandanten unerträglich; er erschwerte uns Alles und machte unser Leben von seinem Eigensinne abhängig; Monate vergingen, ohne daß er uns ausgehen ließ, und ohne irgend einen Grund verweigerte er uns rein Alles, was uns zerstreuen und unsere Lage erleichtern konnte. Meine Gesundheit wurde hiervon angegriffen, und ich litt während des Winters fürchterlich. Da sich die Mislaune und der Eigensinn des Commandanten von Tag zu Tag vermehrten, so sah ich mich genöthigt, mich zu beschweren und die Absendung eines höhern Kriegsbeamten zu verlangen, um meine Klagen und das Betragen des Commandanten gegen uns zu untersuchen. Nach zwei oder drei Monaten kam Generalmajor Gerchnowski,

fand meine Beschwerden sehr gegründet, unsern Aufenthaltsort ungesund und die Veränderung des Himmelsstrichs für meine Wiederherstellung nothwendig."

„Dem Berichte dieses Generals verdanken wir unsere Versetzung nach Theresienstadt. Sie geschah langsam wegen meiner Gesundheit; der Weg wurde durch die Karpaten genommen, um die Heerstraße und großen Städte zu vermeiden; zehn Grenadiere mit einem Oberlieutenant waren unsere Bedeckung; auf der ganzen Reise wurden wir mit größter Schonung behandelt. Ueberall wußte man, wer wir waren, trotz des Namens Baron von Schönwarth und ungeachtet aller Vorsorge, das Geheimniß nicht erforschen zu lassen. In Theresienstadt waren dieselben Vorsichtsmaßregeln angeordnet; aber mehre Officiere, welche die Feldzüge 1813 und 1814 mit mir gemacht hatten, erkannten mich, und in wenigen Tagen wußte Jedermann in Böhmen den wahren Namen der Staatsgefangenen, welche in Theresienstadt angekommen waren. Abgesehen von den Kerkern und von dem rohen und unfreundlichen Betragen des Commandanten in Munkatsch, wurden wir mehre Monate in Theresienstadt weit strenger behandelt; erst im zweiten Jahre unserer dortigen Haft, und nachdem wir mehre ernsthafte Krankheiten überstanden hatten, wurde uns erlaubt, zu Fuß oder im Wagen kleine Ausflüge in den Umgebungen der Festung zu machen. So ver-

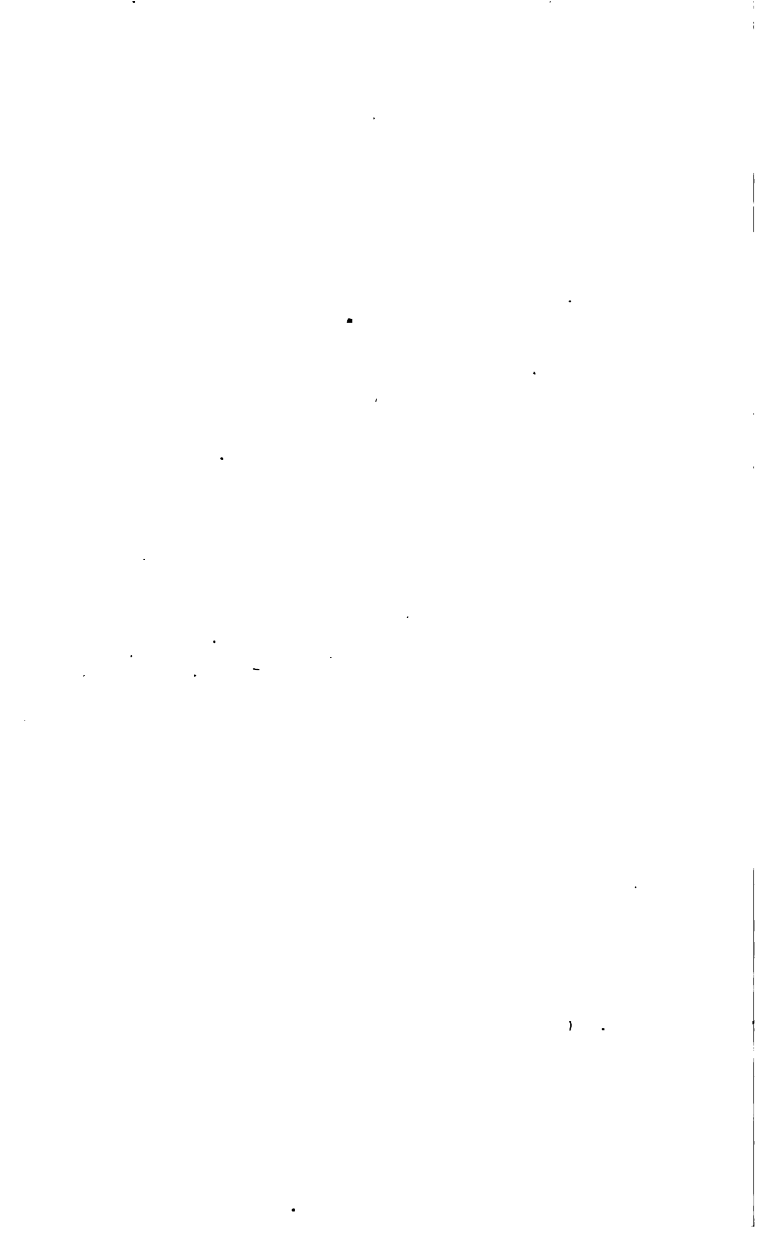
gingen drei Jahre unserer Gefangenschaft in diesem Orte, ohne daß so viel Zeit, Kummer, Entbehrung und Leiden die geringste Erleichterung unserer Lage herbeigeführt hätten. Kein Schimmer von Hoffnung belebte von irgend einer Seite unsere traurigen Gemüther. Sittlich und körperlich Tag und Nacht abgequält, verfiel meine Gesundheit sichtbar, und ich verlangte, mit Beibringung ärztlicher Zeugnisse, die Erlaubniß zum Gebrauche der Heilquellen in Töplitz oder Marienbad; gegen Ende des Sommers wurde mir erlaubt, in das Bad von Pictzan in Ungarn zu gehen, welches mir mehr Nachtheil als Nutzen brachte; es zeigte sich dieses bei meiner Zurückkunft in Theresienstadt, wo ich den ganzen vergangenen Winter fürchterlich litt, während neue Befehle und ich weiß nicht welcher Verdacht die Strenge unserer Behandlung verschärften; unser Dasein, übersättigt von Verdruß und Widerwärtigkeiten, wurde unerträglich. Endlich war ich am Rande des Grabes; zurückgerufen ins Leben, fand ich all mein Elend wieder, und fast sterbend konnte ich, trotz der wohlwollendsten Vorbitten, eine Veränderung der Luft, welche zur Wiederherstellung meiner Gesundheit so nöthig war, nicht erlangen ... Ich habe den Schmerzenskelch bis auf die Hefen geleert ... Ich sterbe, so zu sagen ermordet von Oestreich ... Bald wird der Tod meinen Mund schließen, der einige Wahrheiten enthüllen und meine Verleumder beschämen könnte ... Wer wird sich meiner annehmen?"

IV.

Andronikus Komnenus.

Von

Friedrich Wilken.



J...
(Kais...
Gemahl...
...

Maria.

Eudocia.

Ale...
Porphyr...
† vo...

† 1180.
...ene (Bertha,
... Berengar
...ch):
Maria von

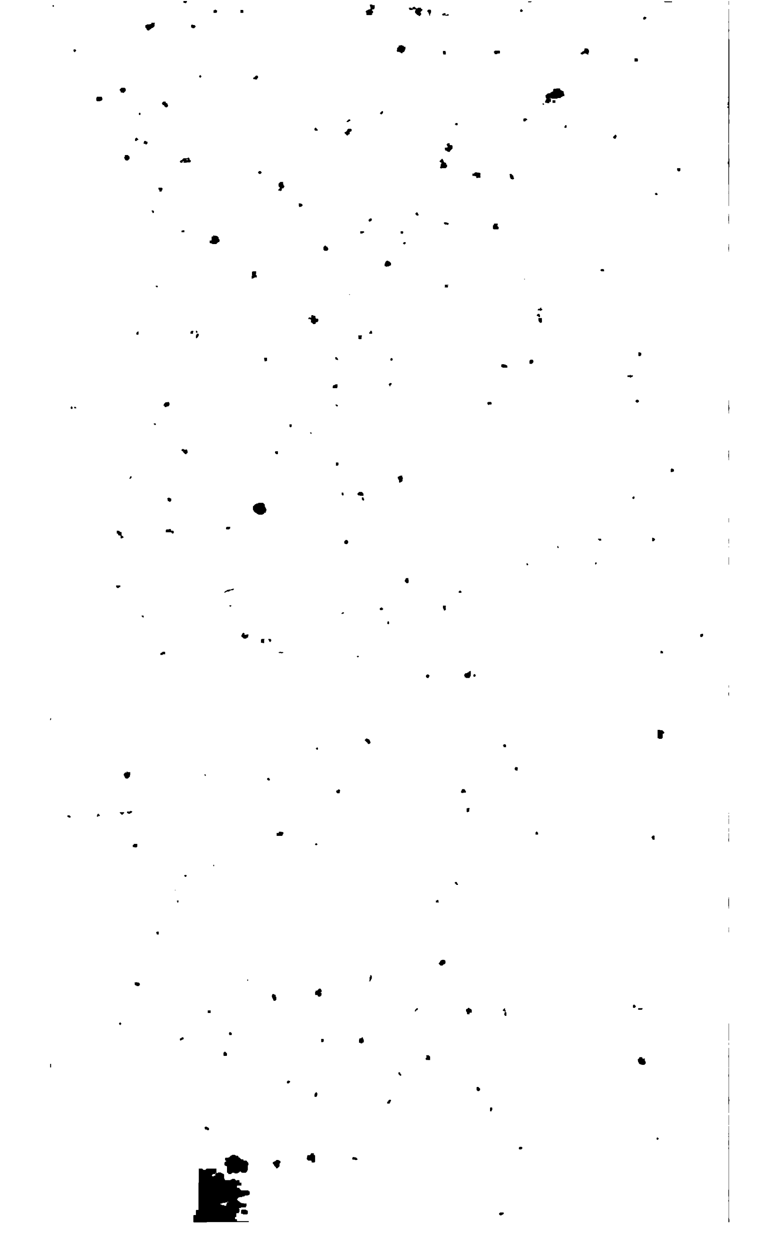
Zwei unge-
nannte
Töchter.

Johanne...
(Protoseba...
und Pro...
vestiarius...

...es
...ch-
...h

II. Ale-
xius II.
(Kaiser).

...te Töch-
...die Mut-
...s Isaak
... Cypern,
...Gemahlin
...s Con-
...par.



Dem Hause der Komnenen verdankte das byzantinische Kaiserthum drei durch große Talente ausgezeichnete Beherrscher, welche in einer höchst gefahrvollen Zeit nicht nur das wankende Reich von dem drohenden Untergange retteten, sondern auch dem Throne Constantinus des Großen einen neuen Glanz verliehen.

Das Geschlecht der Komnenen hatte zu der Zeit, in welcher es bekannt zu werden anfing, seinen Wohnsitz in der Stadt Kastamon in Paphlagonien. Obgleich dieses Geschlecht zu den alten edeln Familien des byzantinischen Reichs gehörte, so beruht gleichwol die von Gibbon und andern neueren Schriftstellern angenommene Meinung, daß die Vorfahren desselben schon mit dem Kaiser Constantinus dem Großen aus Italien nach der neuen Hauptstadt des römischen Reichs übergingen, mehr auf dem Ansehen des gelehrten Ducange [1]), als auf Gründen. Der erste

1) S. Ducangii familiae Augustae Byzantinae (ed. Paris.) p. 169.

Komnene, dessen in der Geschichte Erwähnung geschieht, war Manuel, welcher um das Jahr 989, zur Zeit des Kaisers Basilius, des Sohns und Nachfolgers von Johannes Zimisces, Oberbefehlshaber der morgenländischen Truppen war, und um seinen Kaiser dadurch sehr verdient sich machte, daß er den Feldherrn Bardas Sklerus, welcher in den morgenländischen Provinzen zum Kaiser sich aufgeworfen hatte und mit den Waffen nicht bezwungen werden konnte, durch geschickte Unterhandlungen zur Unterwerfung bewog. Basilius belohnte diesen wichtigen Dienst dadurch, daß er, als nicht lange hernach Manuel Komnenus starb, die Vormundschaft für dessen beide hinterlassene Söhne, Isaak und Johannes, welche noch in zartem jugendlichen Alter sich befanden, übernahm und deren Erziehung mit großer Aufmerksamkeit und Sorgfalt leitete. Das männliche Alter dieser beiden Komnenen fiel in die unglücklichen Zeiten, in welchen das byzantinische Kaiserthum den Launen der Kaiserin Zoe, der Tochter des Kaisers Constantin IX., preisgegeben war, und die Kaiser, welche ihre Erhebung auf den Thron der Wahl der Zoe verdankten und als Werkzeuge zur Befriedigung der Sinnlichkeit jener leichtsinnigen Frau sich misbrauchen ließen, nicht im Stande waren, weder im Innern des Reiches Ordnung und Ruhe aufrecht zu halten, noch die Grenzen gegen die Angriffe der Türken, Komanen,

Petschenegen, Bulgaren und Russen zu vertheidigen. Nach dem Ableben der Zoe und ihrer Schwester Theodora, welche einige Zeit mit Zoe gemeinschaftlich und nach deren Tode allein die Regierung führte, kam zwar ein tapferer und kriegskundiger Mann, Michael Stratiotikus, auf den Thron; da dieser Kaiser aber aus einem verkehrten Grundsatze nur die Hofdiener, Beamten und Senatoren begünstigte und die Befehlshaber der Truppen, obgleich er selbst Soldat war, bei jeder Gelegenheit kränkte, so wurde er bei den Soldaten sehr bald verhaßt, und er hatte noch nicht Ein Jahr die kaiserliche Krone getragen, als die Truppen der asiatischen Provinzen sich empörten und ihren Magister Isaak Komnenus [1]) zum Kaiser ausriefen, welcher bald hernach auch von der Geistlichkeit und dem Senate der Hauptstadt als Oberhaupt des Reiches anerkannt wurde.

Auf solche Weise gelangte schon der Sohn des ersten Komnenen, welcher den Namen seines Geschlechtes bekannt gemacht hatte, zu der höchsten Stufe der

1) Für die Geschichte des Kaisers Isaak Komnenus und der spätern Kaiser aus dem Geschlechte der Komnenen sind bekanntlich Zonaras, Nicephorus Bryennius, Anna Komnena, Cinnamus und Nicetas die Hauptquellen. Vgl. Fr. Wilken Rerum ab Alexio I., Joanne, Manuele et Alexio II. gestarum Libri IV. Heidelb. 1811. 8.

Ehre. Isaak Komnenus aber vermochte es nicht, seinem Geschlechte den erblichen Besitz des Thrones zu verschaffen; denn der einzige Sohn, welchen ihm seine Gemahlin Katharina geboren hatte, war frühzeitig gestorben, und als Isaak nach einer Regierung von zwei Jahren und drei Monaten, welche ihm durch körperliche Gebrechlichkeit nicht minder als durch verdrießliche Händel mit dem Patriarchen von Konstantinopel war erschwert worden, einen Thronfolger suchte, so ließ sein Bruder Johannes, welcher Vater von fünf Söhnen war, durch keine Vorstellungen, weder seiner Gemahlin Anna, noch des Kaisers, sich bewegen, die angebotene Krone anzunehmen. Isaak, welcher entschlossen war, den übrigen Theil seines Lebens in der Stille eines Klosters zuzubringen, sah sich daher genöthigt, seinem Freunde Constantinus Ducas den Thron zu übergeben [1]).

Von den fünf Söhnen des Johannes Komnenus zeichneten sich die drei ältesten unter den Nachfolgern des Kaisers Constantinus Ducas als tapfere und geschickte Feldherren aus; Manuel und Isaak leisteten den Kaisern Romanus Diogenes und Michael Ducas nützliche Dienste in den damaligen Kriegen gegen die Türken; ihr Ruhm wurde aber bald verdunkelt durch die glänzendern Verdienste ihres jüngern Bruders Ale-

1) Im J. 1059.

xius, welcher schon als Jüngling an der Seite seines Bruders Isaak an der Grenze von Kappadocien wider die Türken stritt, und als Isaak das Unglück hatte, in Gefangenschaft zu gerathen, es zwar nicht vermochte, den unrühmlichen Rückzug des römischen Heeres zu hindern, aber doch mit vieler Klugheit und Umsicht aus der schwierigen Lage, in welche er gerathen war, sich und seine Waffengefährten rettete. Durch sein Benehmen auf diesem Feldzuge gewann Alexius so sehr das Vertrauen des Kaisers Michael, daß ihm bald hernach der Krieg gegen Ursel, einen römischen Heerführer normännischer Abkunft, welcher in den Provinzen von Paphlagonien und Pontus sich empört hatte, übertragen wurde; und sowie der Kaiser Michael die Unterdrückung dieses Empörers der Klugheit und Thätigkeit des Alexius Komnenus verdankte, ebenso vertheidigte Alexius bald hernach mit Beharrlichkeit die Hauptstadt, als Nicephorus Bryennius, Statthalter von Illyrien, nach einem glücklichen Kriege wider die Kroaten mit seinen siegreichen Truppen vor Konstantinopel erschien und dem Kaiser Michael den Thron streitig machte. Auch gegen einen dritten Empörer, den Nicephorus Botaniates, Oberfeldherrn der asiatischen Truppen, leistete Alexius seinem Herrn so lange redlichen Beistand, als dieser den Muth hatte, den bedrohten Thron zu behaupten; und erst als der kleinmüthige Michael freiwillig den

Purpur abgelegt und in der Sophienkirche das Mönchskleid angenommen hatte, unterwarf sich Alexius Komnenus dem Nicephorus Botaniates, welchen nach der freiwilligen Entsagung des Kaisers Michael das Volk von Konstantinopel als seinen Beherrscher anerkannte.

Auch diesem Kaiser leistete Alexius wichtige Dienste, zuerst in dem Kriege gegen Nicephorus Bryennius, welcher zwar sich genöthigt gesehen hatte, die Belagerung von Konstantinopel aufzuheben, aber seit jener Zeit seine Kriegsmacht beträchtlich verstärkt hatte, Macedonien und einen großen Theil von Thracien beherrschte und die Hauptstadt mit einer neuen Belagerung bedrohte. Alexius entwickelte in der Schlacht bei Kalaura, in welcher er über das bei weitem an Zahl überlegene Heer des Nicephorus einen entscheidenden Sieg gewann, das große strategische Talent, durch welches er auch in spätern Zeiten oftmals das römische Reich aus dringenden Gefahren rettete; denn seiner klugen Benutzung der örtlichen Verhältnisse des Schlachtfeldes gebührte die Ehre des Sieges über einen Feind, welcher ebenfalls ein sehr erfahrener und tapferer Feldherr war. Bald hernach verdankte Nicephorus Botaniates der Thätigkeit des Alexius Komnenus die Unterdrückung eines neuen Nebenbuhlers, des Nicephorus Basilaces, welcher in Illyrien, wie zuvor Bryennius, die Fahne des Aufruhrs erhoben, italienische Söldner in seinen Dienst genommen und

zu Thessalonich den kaiserlichen Titel sich beigelegt hatte. Der Kaiser Botaniates ehrte anfangs die Dienste des Alexius Komnenus, welchem er die Befestigung des Throns verdankte, durch dankbare Anerkennung; und er erhob, nachdem Basilaces ebenso wie Bryennius gefesselt vor seinen Thron geführt und geblendet worden war, den verdienten Feldherrn, welchen er schon im Anfange seiner Regierung mit dem Titel Nobilissimus geziert und zum Großdomesticus ernannt hatte, zu der Würde eines Sebastus, welche ihm den nächsten Platz nach dem Kaiser in der Rangordnung des byzantinischen Hofes gewährte. Als aber bald hernach Alexius sich weigerte, den Krieg gegen Nicephorus Melissenus, den Gemahl seiner Schwester Eudocia, welcher in Asien sich empört hatte, zu übernehmen, so benutzten die Günstlinge des Kaisers Botaniates, unter welchen besonders zwei Fremdlinge slavischer Abkunft, Borilus und Germanus, von großem Einflusse waren, diese Weigerung, sowol den Alexius als dessen Bruder Isaak, deren großes Ansehen schon längst ihren Neid erweckt hatte, dem Kaiser, einem schwachen und wankelmüthigen Greise, verdächtig zu machen; und die beiden Komnenen wurden durch die Nachricht überrascht, daß die beiden slavischen Günstlinge des Kaisers beschlossen hätten, ihrer durch List sich zu bemächtigen und des Lichts der Augen sie zu berauben. Diese Nachricht setzte die Kom-

nenen in die Nothwendigkeit, auf ihre Rettung bedacht zu sein; sie verließen die Hauptstadt und begaben sich zu den Truppen, welche bei Tzurulum versammelt waren und nach einer frühern Bestimmung des Kaisers Botaniates unter der Anführung des Alexius Komnenus gegen die Türken in Kleinasien streiten sollten. Da beide Komnenen als tapfere Feldherren bei den Soldaten in großem Ansehen standen, so wurde es ihnen nicht schwer, jene Truppen für sich zu gewinnen, und Alexius wurde, nachdem sein älterer Bruder Isaak freiwillig ihm den Vorzug zugestanden hatte, im Lager bei Tzurulum als Kaiser ausgerufen. Weder Nicephorus Botaniates noch seine Günstlinge hatten den Muth, den Kampf gegen Alexius zu bestehen. Sowie die Komnenen mit ihren Truppen vor Konstantinopel erschienen, vertauschte Botaniates den kaiserlichen Purpur mit dem Mönchskleide, und einige den Komnenen ergebene fremde Söldner, welche zur Besatzung der Hauptstadt gehörten, öffneten dem neuen Kaiser die Thore.

Die Anerkennung des Alexius Komnenus als Kaisers, obgleich er nur den Soldaten seinen kaiserlichen Titel verdankte, fand in Konstantinopel um so weniger Schwierigkeit, da der Thron gewissermaßen als das ihm gebührende Erbe seines Oheims Isaak betrachtet wurde, und seine Verwandtschaft mit dem Hause der Ducas, indem Alexius der Gemahl der Irene, einer Enkelin des Kai-

fers Constantinus Ducas war, ihn den Freunden je-
nes Geschlechtes empfahl. Wenigstens waren die An-
sprüche des Alexius Komnenus an den kaiserlichen
Thron von Byzanz nicht verwerflicher als das Recht
des Nicephorus Botaniates, welcher seine Herrschaft
ebenfalls nur den Soldaten verdankt hatte.

Alexius hatte eine Aufgabe von nicht geringer
Schwierigkeit zu lösen, als er die Regierung über-
nahm. Bei dem häufigen und schnellen Wechsel der
Kaiser war sowol alle Ordnung in der Verwaltung
des Reichs als die Zucht im Heere verschwunden;
die wichtigsten Aemter des Staats und die Statthal-
terschaften der Provinzen waren in ganz unfähigen
Händen, und den Feldherren war durch die Weise, in
welcher Nicephorus Botaniates und Alexius Komne-
nus selbst des Throns sich bemächtigt hatten, ein
Beispiel gegeben worden, welches leicht zur Nachah-
mung reizen konnte. Der kaiserliche Schatz war völ-
lig erschöpft, und die Einkünfte, da die Provinzen
zum Theil durch die wiederholten innern Kriege be-
trächtliche Beschädigungen erlitten hatten, flossen spär-
lich. Die äußern Verhältnisse des Kaiserthums wa-
ren nicht minder gefährlich. Die asiatischen Provin-
zen waren entweder in der Gewalt der Türken oder
deren räuberischen Einbrüchen preisgegeben; die nörd-
lichen Länder wurden von slavischen Völkerschaften,
sowie von Petschenegen und Komanen geängstigt; ge-

gen Westen wurde das byzantinische Reich von den Normannen bedroht, welche in Sicilien herrschten, und der Ehrgeiz des kühnen Robert Guischard konnte wol die Besorgniß begründen, daß den Normannen sogar die Eroberung von Byzanz und die Stiftung eines normännischen Kaiserthums nicht als ein unerreichbares Ziel erscheinen möchte; und sämmtliche Küstenländer und Inseln, welche den Kaiser von Byzanz als ihren Herrn anerkannten, wurden von türkischen und normännischen Seeräubern durch häufige und schreckliche Plünderungen heimgesucht und in ihrem Handel und Verkehr gehemmt.

Alexius löste diese schwierige Aufgabe mit großer Gewandtheit und Klugheit. Dem Kriege, welchen Robert Guischard wider das römische Reich unternahm, unter dem Vorwande, einen Mönch, welcher für den ehemaligen Kaiser Michael Ducas sich ausgab, wieder auf den Thron von Byzanz zu setzen, machte Alexius dadurch ein Ende, daß er dem normännischen Fürsten, als er es nicht vermochte, ihn mit den Waffen zu überwinden, Feinde in Italien erweckte und ihn dadurch zur Rückkehr nöthigte. Gegen die Petschenegen, Komanen und andere nördliche barbarische Völker brachte er seine Ueberlegenheit als Feldherr, meistens mit dem glücklichsten Erfolge, in Anwendung; und wenn es der strategischen Kunst nicht gelang, jene Horden zu besiegen, so waren List

und Betrug desto wirksamere Mittel. Die Gefahr, welche durch die wachsende Macht der Türken das byzantinische Reich bedrohte, wurde durch die Kreuzzüge abgewandt; und den begeisterten Heeren der Kreuzfahrer, welche auf ihrem Zuge durch Kleinasien die Macht der seldschukischen Sultane von Ikonium überwältigten, hatte Alexius es zu danken, daß er nicht in die Lage kam, die Hauptstadt seines Reichs gegen die Türken zu vertheidigen. Von eben dieser allgemeinen Bewaffnung der Abendländer, welche dem wankenden byzantinischen Reiche dadurch höchst nützlich war, daß sie die Türken nöthigte, auf ihre eigene Vertheidigung bedacht zu sein und ihre Eroberungen zu beschränken, würde Alexius noch größern Vortheil gewonnen haben, wenn er den Charakter und die Gesinnungen der abendländischen Ritterschaft richtiger beurtheilt und nicht der Meinung sich überlassen hätte, daß dieselben Mittel des Betrugs, der List und Verstellung, welche ihm in den Kriegen gegen die Petschenegen und Komanen oftmals nützliche Dienste geleistet hatten, ihre Wirksamkeit auch in seinen Verhältnissen zu den Fürsten der Kreuzfahrer nicht verfehlen würden; Alexius aber bewirkte durch sein unredliches Verfahren gegen Gottfried von Bouillon und dessen Waffengefährten bei den Kreuzfahrern die Ueberzeugung, daß der Zweck der Kreuzfahrten nicht erreicht werden könnte, so lange die Griechen in dem Besitze der Länder wären, durch

welche der Weg nach Syrien führte. Schon der Fürst Boemund von Tarent rieth, während die ersten Kreuzheere vor den Mauern von Konstantinopel versammelt waren, diese Stadt zu erobern, und nur die Gewissenhaftigkeit der übrigen Kreuzfahrer hinderte die Ausführung dieses Vorschlags. Wenn aber auch Alexius nicht nur bei fremden Völkern, sondern selbst bei seinen eigenen Unterthanen die Meinung begründet hatte, daß Heuchelei und Verstellung die Grundzüge seines Charakters bildeten, so hinterließ er doch auch den Ruhm, in einer Regierung von sieben und dreißig Jahren und sieben Monaten (von 1081 bis 1118) ein treffliches Kriegsheer geschaffen, die Ordnung der innern Verwaltung wiederhergestellt und die nördlichen und östlichen Grenzen seines Reichs erweitert und durch zweckmäßige Anstalten gesichert zu haben.

Johann, der älteste Sohn des Alexius, gelangte nach dem Tode seines Vaters nicht ohne Schwierigkeit zu dem Besitze des kaiserlichen Throns, indem seine Mutter Irene ihrer Tochter Anna Komnena, der bekannten Geschichtschreiberin, und deren Gemahle, Nicephorus Bryennius, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden sich bemühte. Während seiner vierundzwanzigjährigen Regierung (von 1118 bis 1143) behauptete er nicht nur das von seinem Vater wiederhergestellte äußere Ansehen des byzantinischen Kaiserthums, sondern mehrte auch dessen innern Wohlstand; er

zeigte sich in den fast ununterbrochenen Kriegen, welche er bald gegen die Petschenegen oder Ungarn, bald gegen die Türken führte, als einen tapfern und kundigen Feldherrn, und in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn ernstlich der Plan, die ehemaligen Grenzen seines Kaiserthums in Asien wiederherzustellen, und selbst die Besitzungen der Kreuzfahrer in Syrien und Palästina mit seinem Reiche wieder zu vereinigen. Unter seiner Führung stritten die byzantinischen Truppen mit Ruhm gegen die antiochische Ritterschaft, und sein unerwarteter Tod, welchen er auf der Jagd durch unvorsichtige Verletzung mit einem vergifteten Pfeile, mitten unter den Zurüstungen zu einem Zuge nach Palästina, sich zuzog, rettete das Königreich Jerusalem aus einer schlimmen Gefahr.

Manuel, der Sohn und Nachfolger des Johann Komnenus, welchen sein Vater dem ältern, noch lebenden Bruder Isaak vorzog (indem die beiden ältesten Söhne des Johannes schon vor dem Vater gestorben waren), erwarb sich zwar den Ruhm eines tapfern und unerschrockenen Soldaten, aber als Feldherr war er weder seinem Vater noch seinem Großvater zu vergleichen. Indem er seine beinahe achtunddreißigjährige Regierung (von 1143 bis 1180) fast stets im Feldlager zubrachte, bald an der Donau, bald in Asien wider die Feinde seines Reiches gefähr-

liche Kämpfe bestand und nur selten der Ruhe oder dem Vergnügen und dem behaglichen Leben in seiner Hauptstadt sich überließ, folgte er zwar dem Berufe, welchen ihm die Natur durch die Verleihung eines Körpers von ungewöhnlicher Stärke angewiesen hatte; aber er verstand nicht die Kunst, von seinen Siegen gehörigen Vortheil zu ziehen, und durch seinen letzten unglücklichen Feldzug in Pisidien gegen die Türken (im J. 1175), in welchem er den ganzen, in seinen frühern türkischen Kriegen errungenen Ruhm einbüßte, ein treffliches Heer verlor und selbst nur mit Mühe der Gefangenschaft entging, zog er den verdienten Vorwurf sich zu, daß er leichtsinnig in einen unnützen und gefährlichen Krieg sich eingelassen hätte, ohne die Beschaffenheit des Landes zu kennen, in welchem er es unternahm, die Türken zu bekämpfen. Indem Manuel seiner Neigung zum kriegerischen Leben nachgab, vernachlässigte er die innere Verwaltung; und die Zerrüttung der Finanzen seines Reichs wurde um so drückender für seine Unterthanen, als nicht nur die vielen kostbaren Kriege, welche er führte, sondern auch die verschwenderischen Geschenke, mit welchen er seine Günstlinge belohnte, den kaiserlichen Schatz erschöpften und eine unverhältnißmäßige Erhöhung der Abgaben und Steuern nothwendig machten. So sehr aber Manuel durch die schweren Lasten, welche er seinen Unterthanen aufbürdete, deren Haß auf sich zog, eben=

so sehr gewann er die Zuneigung der Abendländer durch die Begünstigungen, welche er ihnen an seinem Hofe und in seinem Heere einräumte [1]); sogar die beiden Gattinen, mit welchen nach einander Manuel sich vermählte, Bertha oder Irene, und Maria, waren fränkischer Abkunft, und seinen Sohn Alexius verlobte er mit Agnes, der Tochter des Königs Ludwigs VII. von Frankreich. Wegen der Vorliebe, welche Manuel den Abendländern bewies, erwähnen die lateinischen Chroniken dieser Zeit des Kaisers Manuel nur mit großem Lobe; des Kaisers Johannes Komnenus dagegen und noch mehr seines Vaters, des Alexius, wird von den abendländischen Geschichtschreibern nicht anders als mit Unwillen gedacht.

Da Manuel durch die Vernachlässigung der innern Verwaltung seines Reichs, sowie durch die Begünstigung der Fremden und die Zurücksetzung seiner Unterthanen einen sehr gespannten Zustand der Dinge herbeigeführt und seinem Nachfolger die heftigste Erbitterung seiner Unterthanen als Erbe hinterlassen

1) Einige lateinische Chroniken behaupten sogar, daß Manuel die Absicht gehabt habe, die griechische Kirche dem römischen Stuhle zu unterwerfen; z. B. Appendix Roberti de Monte im Recueil des historiens de la France. T. XVIII. p. 335.

hatte, so war es leicht vorauszusehen, daß der dreizehnjährige Sohn des verhaßten Manuel, Alexius II., in einem Reiche, in welchem man an gewaltsame Umwälzungen seit frühen Zeiten gewöhnt war, nicht im Stande sein würde, den Besitz des väterlichen Throns zu behaupten. Diese gefahrvolle Lage der Dinge wurde noch dadurch sehr verschlimmert, daß Manuel in seiner letzten Krankheit, verführt durch die Versicherung der Sterndeuter, daß ihm noch eine Lebenszeit von vierzehn Jahren bevorstände, die Hoffnung, zu genesen, nicht aufgeben wollte, und als er endlich in der Ueberzeugung, daß das Ende seines Lebens nahe wäre, der Eitelkeit der Welt entsagte und ein Mönchskleid sich anlegen ließ, nicht mehr die Kraft gehabt hatte, eine Vormundschaft für seinen einzigen minderjährigen Sohn anzuordnen.

Die Kaiserin Maria, Tochter des Fürsten Raimund von Antiochien, welcher schon der allgemeine Haß der Griechen gegen die von ihrem verstorbenen Gemahl begünstigten Fremdlinge, denen auch sie angehörte, schädlich war, besaß nicht die Eigenschaften, welche erfoderlich waren, Achtung und Ansehen ihr zu verschaffen. Sie war eine höchst sinnliche und leichtfertige Frau, ohne Einsicht und Erfahrung, schwach, unbeständig und wankelmüthig, und nicht unempfindlich gegen die Huldigungen der Männer. Obgleich sie

das Gelübde gethan hatte, nach dem Tode ihres Gemahls ihr übriges Leben in einem Kloster zuzubringen, so konnte sie gleichwol der Versuchung nicht widerstehen, im Namen ihres Sohnes Alexius zu herrschen; sie hörte mit Wohlgefallen die Schmeicheleien Derer, welche um ihre Gunst buhlten, und endlich war der Protosebastus Alexius, der Sohn des Andronikus, eines ältern Bruders des Kaisers Manuel, der Glückliche, welchem es gelang, die Gunst der Kaiserin Maria zu gewinnen. Je mehr aber der Protosebastus seinen Einfluß auf die Angelegenheiten des Reichs erweiterte, um so heftiger und allgemeiner wurde die Unzufriedenheit; denn es war bekannt, daß Alexius ebenso als sein Oheim Manuel ein leidenschaftlicher Freund der Fremdlinge war. Man erhob wider die Kaiserin und ihren Günstling nicht nur die Anschuldigung, daß sie absichtlich die Erziehung des jungen Alexius vernachlässigten und den Knaben, welcher seine Zeit nur mit Jagen, Reiten oder kindischen Spielen zubrachte, zu keiner ernstlichen Beschäftigung anhielten; sondern es wurde sogar der Verdacht geäußert, daß der Protosebastus mit dem Plane umginge, den jungen Alexius des Rechts der Thronfolge zu berauben, mit der Kaiserin Maria sich zu vermählen und des Throns sich zu bemächtigen. Alexius aber verstand es nicht, eine Partei sich zu bilden, obgleich er es versuchte, durch Schmeicheleien und Ge-

schenke sich Freunde zu machen; vielmehr erregte er durch sein Bestreben, die Herrschaft an sich zu bringen, einen allgemeinen Widerstand. Die höchsten Staatsbeamten verrichteten nicht mehr ihre Amtsgeschäfte, die Versammlungen des Senats wurden nicht mehr besucht, eine allgemeine Verwirrung bemächtigte sich aller Zweige der Verwaltung des Reiches, und einzelne habsüchtige und gewissenlose Beamte benutzten diese Verwirrung, durch Veruntreuungen und Erpressungen sich zu bereichern.

Unter diesen höchst bedenklichen Umständen richteten sich die Augen Derer, welche eine Aenderung des Zustandes der Dinge für nothwendig achteten, auf einen der ältern Prinzen des regierenden Hauses, Andronikus, welcher damals zu Oenäum, einer in Paphlagonien gelegenen Stadt, in der Verbannung lebte.

* * *

Das Leben dieses ebenso merkwürdigen als seltsamen Mannes, welches wir hier in einer kurzen Schilderung darzustellen versuchen, bietet eine Reihe von Schicksalen dar, wie sie selten in dem Leben Eines Mannes sich vereinigen.

Andronikus war der zweite Sohn des Sebastokrators Isaak, des Jüngsten der Söhne des Kaisers Alexius Komnenus I. Sowie es aber uns nicht bekannt ist, wer seine Mutter war, so ist auch

über seine Jugend, Erziehung und Bildung keine andere Nachricht uns überliefert worden, als daß er mit seinem Vetter, dem nachherigen Kaiser Manuel, welcher mit ihm gleiches Alters war, gemeinschaftlich erzogen wurde [1]). Daß er eines sorgfältigen Unterrichts in denjenigen Kenntnissen genoß, welche von den Griechen damals als erfoderlich zur Bildung betrachtet wurden, läßt sich nicht bezweifeln; sowol weil überhaupt das Geschlecht der Komnenen auf wissenschaftliche Bildung einen hohen Werth legte, als auch weil Andronikus ebenso wie der Kaiser Manuel in spätern Jahren einen Versuch als Schriftsteller machte, und Nicetas, ein glaubwürdiger gleichzeitiger Geschichtschreiber, es bezeugt, daß Andronikus eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung besaß und gern mit gelehrten Männern über wissenschaftliche Gegenstände sich unterhielt [2]). Wenn aber auch sein Geist einer sorgfältigen Bildung nicht ermangelte, so war dagegen seine sittliche Erziehung vernachlässigt worden. Andronikus hatte nicht gelernt, seine Leidenschaften

---

1) Cinnamus (ed. Par.) S. 72.

2) Nicetas S. 115, 165, nach der Ausgabe von Hieronymus Wolf (Basel 1557. Fol.), welche überall in dieser Abhandlung citirt wird. Andronikus schrieb einen Dialog gegen die Juden. Fabricii bibl. Gr. (alte Ausg.) T. VI. p. 398.

zu zähmen, und Achtung für Sitte, Pflicht und Tugend war seinem Gemüthe nicht eingeprägt worden. Die vielen Widerwärtigkeiten, welche ihn in seiner Jugend und seinem männlichen Alter trafen, und das schreckliche Ende seines Lebens waren die Folgen theils eines grenzenlosen Leichtsinns und Muthwillens, theils der ungestümen Leidenschaftlichkeit, welche durch die schmerzlichsten Erfahrungen nicht gemildert wurde und selbst im hohen Alter ihn noch beherrschte. Die Vernachlässigung seiner sittlichen Erziehung hatte für ihn um so schlimmere Folgen, je ausgezeichneter seine natürlichen Anlagen waren, und die große Lebendigkeit und Regsamkeit seines Geistes gab allen seinen Leidenschaften eine unbezähmbare Gewalt und brachte ihn an die äußerste Grenze der Lasterhaftigkeit. Er war ein Mann von einer überaus schönen Gestalt, einer ungewöhnlichen körperlichen Größe [1]) und von einer seltenen Kraft; gewandt in allen Leibesübungen, unermüdlich in der Ertragung von Mühseligkeiten und Beschwerden, unerschrocken in Gefahren, und diese Eigenschaften, sowie die Geistesgegenwart, welche selbst in den bedenklichsten Lagen ihn nicht verließ, machten ihn zum trefflichen Krieger [2]). Obgleich er in an-

1) Doch ist es sicherlich übertrieben, wenn Nicetas (S. 127) sagt, daß Andronikus fast zehn Fuß hoch gewesen sei.

2) Durch seine schöne körperliche Bildung war Andro-

dern sinnlichen Genüssen den wildesten Ausschweifungen sich überließ, so war er dagegen sehr mäßig im Essen und Trinken, und in dieser Beziehung war seine Lebensweise höchst geregelt. Daher war er niemals krank; erst in seinem letzten Lebensjahre ließ er sich von den Aerzten bereden, Arznei zu nehmen und einen Aderlaß anzuwenden [1]), und noch im hohen Alter war sein Aeußeres kräftig und jugendlich. Seine Unterhaltung war belebt, witzig, geistreich und angenehm, und wenn er gefallen wollte, so war es ihm ein Leichtes, die Gemüther zu gewinnen, obwol sein Gesicht, in welchem Stolz und Hochmuth ebenso sehr als List und Verschlagenheit sich kund gaben, nicht geeignet war, Zutrauen und Zuneigung zu erwecken, und in seinen Reden niemals ein Zug von Gutmüthigkeit sich offenbarte. Ueberhaupt bildete eine tiefe Verachtung des menschlichen Geschlechts, die durch die Erfahrungen, welche seine Zeit täglich ihm darbot, genährt wurde, die Grundlage seines Charakters. Er misbrauchte seinen Witz, um durch bittere Spöttereien zu verwunden, und je mehr er sich selbst nachsah, desto schonungsloser war er gegen die Schwächen

---

nikus, wie Nicetas (S. 60) sagt, zum Herrscher bestimmt (ἡ εὐ ἔχουσα πλάσις τοῦ σώματος ἀξία οὖσα τυραννεῖν).

1) Nicetas S. 175.

und Gebrechen Anderer. So wenig er in seinen Handlungen der ruhigen Ueberlegung Gehör gab, ebenso wenig zügelte er die Ausgelassenheit seiner Rede [1]); und wenn seine muthwillige und spöttische Laune ihn beherrschte, so schonte er weder seiner nächsten Verwandten, noch seiner vertrautesten Freunde. Keine Leidenschaft beherrschte ihn mit größerer Gewalt als der Ehrgeiz, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß Andronikus ebenso wie sein Vater, welcher es gewagt hatte, dem Kaiser Johannes Komnenus den Thron streitig zu machen, schon sehr früh die kaiserliche Krone zum Ziele seiner Bestrebungen sich gesetzt hatte [2]).

Die Entwickelung der trefflichen Anlagen dieses merkwürdigen Mannes würde ohne Zweifel eine glücklichere Richtung genommen haben, wenn nicht die Zeit, in welcher sein Charakter sich bildete, so viele schlimme und verführerische Beispiele der Sittenlosigkeit dargeboten hätte; und selbst der Kaiser Manuel, wenn auch dessen kriegerische Tapferkeit den jungen Andronikus zu einer rühmlichen Nacheiferung aufregte, gab durch sein ausschweifendes Leben und vornehmlich durch sein sträfliches Verhältniß mit einer seiner Nichten, welches er auch nach seiner Vermählung mit

1) Τὸ ἐλευθεροστομεῖν bei Nicetas S. 52.
2) Nicetas S. 140.

der deutschen Prinzeß Irene fortsetzte, ein schlimmes Aergerniß, welches Andronikus, wie wir weiter unten sehen werden, nicht unbenutzt ließ, um ein ähnliches Aergerniß, welches er gab, zu entschuldigen.

Wir lernen Andronikus zuerst kennen in dem letzten Kriege, welchen sein Oheim, der Kaiser Johannes, führte; er begleitete nämlich im Jahre 1143 seinen Oheim auf dem Zuge nach Syrien, welcher in dem letzten Lebensjahre dieses Kaisers unternommen wurde, und wahrscheinlich war dieser Feldzug der erste, an welchem er Theil nahm. Schon auf diesem Feldzuge, welcher durch den unerwarteten Tod des Kaisers Johannes unterbrochen wurde, brachte sich Andronikus durch seinen Leichtsinn in großes Unglück. Als Manuel, welcher nach dem Tode seines Vaters mit dem griechischen Heere eiligst von der syrischen Grenze mitten durch das türkische Gebiet in Kleinasien nach Konstantinopel zurückkehrte, um sich in den Besitz des Throns zu setzen: so beging Andronikus auf diesem Zuge die Unbesonnenheit, das Heer zu verlassen und in Begleitung seines Freundes, des Theodorus Dasiotes [1]), im feindlichen Lande mit der Jagd sich zu belustigen; und Beide büßten für diese

1) Theodorus war der Gemahl der Maria, der Tochter des Sebastokrator Andronikus, des ältern Bruders des Kaisers Manuel. Nicetas S. 26.

Unbesonnenheit dadurch, daß sie in die Gefangenschaft der Türken geriethen und zu dem Sultan Masud von Ikonium geführt wurden.

Schon damals scheint zwischen dem Kaiser Manuel und seinem Vetter Andronikus nicht das beste Vernehmen stattgefunden zu haben, und es ist auch sehr begreiflich, daß zwei junge Prinzen, welche beide in gleichem Maße ehrgeizig und leichtsinnig waren, zu gegenseitiger Eifersucht manche Veranlassung fanden [1]). Dem Kaiser Manuel, welcher ohnehin, obgleich sein Vater Johannes in den letzten Stunden seines Lebens ihn zum Nachfolger ernannt hatte, seinen ältern Bruder Isaak als Nebenbuhler fürchtete, war die Gefangenschaft des Andronikus vielleicht nicht

1) Nach Nicetas (S. 53) waren zwar in früherer Zeit die beiden Prinzen mit einander befreundet; man darf aber mit den meistens rhetorischen Redensarten dieses Schriftstellers es nicht allzugenau nehmen. Die von Johannes Cinnamus (S. 72) angegebene Ursache der Feindschaft des Andronikus gegen Manuel, nämlich die Verwundung des jungen Prinzen Johannes Komnenus, des ältesten Sohns von Andronikus, dem Bruder von Manuel, in einer Waffenübung, darf man wol um so weniger als die wahre Ursache annehmen, da, wie Cinnamus selbst berichtet, der Kaiser Manuel den Verwundeten für den Verlust eines Auges durch die Ertheilung der Würden eines Protovestiarius und Protosebastus tröstete.

ungelegen, weil sie ihn in sehr bedenklichen Umständen gegen die ehrgeizigen Pläne dieses Mannes sicherstellte; und er bemühte sich daher gar nicht, dessen Freilassung zu bewirken, sondern setzte seine Rückkehr fort [1]), und Andronikus und sein Freund erhielten erst einige Monate später ihre Freiheit wieder, als der Kaiser Manuel die von den Türken eingenommene isaurische Stadt Prakan eroberte. Andronikus begleitete hierauf den Kaiser auf den ferneren Heerfahrten, welche in dem damaligen türkischen Kriege stattfanden. Manuel kränkte aber bald hernach den Andronikus dadurch empfindlich, daß er in einem Gefechte, als das kaiserliche Streitroß müde wurde, ihn zwang, ihm sein Pferd zu überlassen und so lange zurückzubleiben, bis ein anderes kaiserliches Pferd, welches Manuel herbeizuführen befohlen hatte, ihm würde gebracht werden. Andronikus nahm daher an diesem Gefechte keinen andern Theil, als daß er die Pferde der erschlagenen Türken in das römische Lager trieb [2]).

1) „Der Kaiser," sagt Nicetas (S. 16), „indem er damals mit fremden Dingen sich nicht beschäftigen konnte, sondern nur an seine eigenen Angelegenheiten dachte und darin sich nicht stören lassen wollte, nahm sich dieser Männer (des Andronikus und Theodorus) nicht an, wie er gesollt hätte, und half ihnen nicht, wie seine kaiserliche Pflicht es foderte."

2) Indem Cinnamus bei dieser Gelegenheit (S. [illegible]. Pari

Das Misverhältniß des Andronikus mit dem Kaiser Manuel wurde aber bald noch ernsthafter, und Manuel fand in den Reden und Handlungen des Andronikus Beweise für die Unredlichkeit der Absichten des gefürchteten Nebenbuhlers; er umgab ihn daher mit Spähern, deren Berichte dem Argwohne des Kaisers täglich neue Stärke gaben. Andronikus erregte außerdem zu dieser Zeit das Misfallen des Kaisers und des ganzen Geschlechtes der Komnenen durch das ärgerliche Verhältniß, in welchem er mit Eudocia, der Tochter des Sebastokrator Andronikus, eines der beiden ältern, schon vor dem Kaiser Johannes gestorbenen Brüder des Kaisers Manuel, lebte, indem er dieses Verhältniß, welches noch dadurch verschlimmert wurde, daß Eudocia eine Witwe war, nicht zu verbergen suchte, sondern vielmehr öffentlich zur Schau trug. Die Brüder der Eudocia und ihr Schwäher, Johannes Kantakuzenus, machten mehrere vergebliche Versuche, dieses Verhältniß zu stören und an dem Andronikus wegen der Schande, welche er

---

p. 84.) zuerst des Andronikus erwähnt, fügt er die Worte hinzu: „Dessen wir im Vorhergehenden oft gedacht haben (*οὗ πολλὴν ἐν τοῖς ἔμπροσθεν ἐποιησάμεθα λόγον*)"; es findet sich aber leider in dem gedruckten Texte des Cinnamus keine frühere Erwähnung des Andronikus.

über ihr Geschlecht brachte, sich zu rächen; wider den ebenso verwegenen als schlauen Mann war aber weder durch List noch durch Gewalt etwas auszurichten, und sein Verhältniß mit Eudocia wurde nur um so vertraulicher, je mehr deren Verwandte es misbilligten und erschwerten. Noch weniger wirksam waren bei Andronikus, welchem die Achtung, in welcher er bei Andern stand, sehr gleichgültig war, Ermahnungen und Vorstellungen; vielmehr gab er Denen, welche ihn ermahnten, ein sittsameres Leben zu führen, mit bitterer Verhöhnung des Kaisers Manuel, welcher ein ähnliches Aergerniß gab, zur Antwort, daß der Unterthan nach dem Beispiele seines Herrn sich zu richten, und, was aus Einer Töpferei komme, gleicher Art zu zu sein pflege [1]). Unter diesen Umständen hielt der Kaiser Manuel es für nöthig, den Andronikus aus der Hauptstadt zu entfernen; er ernannte ihn zum Statthalter von Cilicien und Isaurien und übertrug ihm den Krieg wider den Fürsten Toroses von Kleinarmenien, welcher auf Kosten der Römer in Cilicien seine Herrschaft zu erweitern suchte [2]).

---

1) Ὡς τὰ τῆς αὐτῆς ὁμοστοιχεῖ (ὁμοστιχεῖ) καὶ συνάδει πως κεραμείας. Nicetas S. 52. Hieronymus Wolf hat in seiner lateinischen Uebersetzung ein anderes Sprichwort an die Stelle des griechischen gesetzt: aquam ex eodem fonte petitam eundem saporem referre.

2) Cinnamus (ed. Paris.) S. 69, wo des von Nicetas

Diesen Auftrag erfüllte Andronikus mit einer Nachlässigkeit, welche wol nur durch seine Unzufriedenheit mit seiner Entfernung aus der Hauptstadt sich erklären läßt. Er belagerte zwar die Stadt Mopsvestia, wo Toroses damals sich aufhielt, beschäftigte sich aber, obgleich der armenische Fürst durch frühere Kriege den Griechen als ein kühner und unternehmender Mann bekannt war, weniger mit der Belagerung als mit mancherlei Belustigungen, und selbst an theatralischer Unterhaltung gebrach es nicht in dem Lager des Andronikus. Die Folge war, daß Toroses die Unthätigkeit und Unachtsamkeit seines Gegners sich zu Nutze machte, in einer dunkeln und regnichten Nacht einen Ausfall aus der belagerten Stadt unternahm und das griechische Heer, obgleich Andronikus auch in diesem Kampfe seinen Ruhm als tapferer und unerschrockener Krieger bewahrte, umringte und zur verwirrtesten Flucht nöthigte, dergestalt, daß Andronikus, da ihm der Weg nach den Grenzen des griechischen Kaiserthums versperrt war, sich gezwungen sah, nach Antiochien zu fliehen [1]).

---

ausführlich erzählten Verhältnisses des Andronikus mit Eudocia keiner Erwähnung geschieht.

1) Cinnamus S. 69—71. Dieser cilicische Krieg, dessen Nicetas nicht erwähnt, ereignete sich nach Abulfarabsch (Chron. Syr. p. 342) im J. 1154; die by-

Wiewol der Kaiser Manuel, als Andronikus nach einiger Zeit wieder in Konstantinopel erschien, vollkommen berechtigt war, seinen leichtsinnigen Vetter mit Vorwürfen zu empfangen, so unterdrückte er gleichwol öffentlich seinen Unwillen, ehrte sogar den Andronikus mit Geschenken, und nur insgeheim soll er ihm wegen der nachlässigen und ungeschickten Leitung des cilicischen Krieges Vorwürfe gemacht haben. Der Kaiser, welcher noch immer seine Krone durch den Ehrgeiz des Andronikus, vielleicht nicht mit Unrecht, gefährdet glaubte, beeilte sich aber, seinen Nebenbuhler wieder aus der Hauptstadt zu entfernen, indem er ihn zum Dux oder Statthalter der äußersten nördlichen Grenzprovinz von Nissa und Branitzoba [1]) ernannte und dieser Provinz noch die Stadt Kastoria beifügte.

Daß Andronikus die Statthalterschaft von Servien ebenso sehr wie die frühere Statthalterschaft von Cilicien und Isaurien als eine Verbannung betrachtete, war natürlich, und seine feindselige Gesinnung gegen Manuel, wenn sie auch durch die äußere ehren-

---

zantinischen Geschichtschreiber geben keine Zeitbestimmung an.

1) Cinnamus S. 71. Eben diese Provinz (Servien) heißt bei Nicetas (S. 51) die Statthalterschaft von Branitzoba und Belgrad.

volle Aufnahme, welche ihm nach seiner Rückkehr aus Cilicien der Kaiser gewährt hatte, einigermaßen war gemildert worden, kehrte daher bald in ihrer ganzen Stärke zurück. Nach der Erzählung des Geschichtschreibers Johannes Cinnamus hatte Andronikus schon in Cilicien darauf gedacht, den Kaiser Manuel vom Throne zu verdrängen, und in dieser Absicht Verbindungen mit dem Sultan Masud von Ikonium und dem Könige von Jerusalem angeknüpft [1]); obwol sich nicht einsehen läßt, wie er glauben konnte, durch den Beistand eines türkischen Sultans von nicht sehr bedeutender Macht und eines christlichen Königs, welcher nur mit Mühe in dem Besitze seines eigenen Reichs sich behauptete, Herr des griechischen Kaiserthums zu werden. Um so mehr aber erwachte in ihm die Hoffnung, sein Ziel zu erreichen, als ihm, nachdem er die Statthalterschaft von Servien übernommen hatte, in dem Könige Geisa von Ungarn, welcher niemals in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Kaiser Manuel war, ein mächtiger Bundesgenosse sich darbot. Der König von Ungarn sagte dem Andronikus den gewünschten Beistand zu unter der Bedingung, daß ihm die Städte Nissa und Branitzoba abgetreten würden; und Andronikus suchte die Ausführung seiner Pläne noch dadurch zu sichern, daß er

1) Cinnamus S. 72.

auch mit dem deutschen Kaiser Friedrich I. durch Abgeordnete wegen eines Bündnisses in Unterhandlungen trat. Ehe aber Geisa seine Zusage erfüllen konnte, wurde dieses Bündniß dem Kaiser Manuel verrathen, obgleich Andronikus durch das Vorgeben, daß seine geheimen Unterhandlungen mit dem Könige von Ungarn keine andere Absicht hätten, als zum Vortheile des griechischen Hofes eine Partei unter den ungarischen Magnaten zu gewinnen, den griechischen Hof irre zu leiten sich bemüht hatte. Andronikus erschien jedoch mit der größten Unbefangenheit zu Byzanz, und Manuel, welcher sich scheute, den Gespielen seiner Jugend als einen Verräther zu strafen, oder dadurch, daß er die Zuneigung des Andronikus gewönne, am besten gegen dessen fernere Feindschaft sich sicher zu stellen glaubte, empfing ihn mit Freundlichkeit und Wohlwollen. Erst als Andronikus während der Jagdbelustigungen bei Heraklea oder Pelagonia, einer thracischen Stadt, in welchen er den Kaiser Manuel begleitete, aufs Neue Verdacht wider sich erweckte, ließ der Kaiser seiner Person sich bemächtigen und ihn in einem Thurme des großen Palastes zu Konstantinopel einsperren.

Die Veranlassung zu diesem Entschlusse des Kaisers wird von den beiden byzantinischen Geschichtschreibern, welche die von ihnen erlebten Begebenheiten des griechischen Reichs beschrieben haben, Cinnamus und Nicetas, auf

verschiedene Weise erzählt. Nach dem Erstern dieser beiden Schriftsteller [1]) veranlaßte Andronikus seine Gefangenschaft durch zweimalige mislungene Anschläge wider das Leben des Kaisers Manuel; nach Nicetas [2]) wurde Manuel zu jenem Entschlusse vermocht durch das Zureden der Brüder der Eudocia, mit welcher Andronikus zu Pelagonia das ehemalige Verhältniß erneuert hatte. Die Brüder der Eudocia versuchten es, des Andronikus, während er bei seiner Geliebten in ihrem Zelte war, sich zu bemächtigen, und als Andronikus, gewarnt von der Eudocia, welche von den Absichten ihrer Brüder Kunde erhalten hatte, durch Kühnheit und Gewandtheit mitten durch die Bewaffneten, von welchen das Zelt umgeben war, den Weg sich geöffnet hatte und den Nachstellungen entgangen war: so gelang es den Brüdern der Eudocia, den Kaiser Manuel zu überzeugen, daß die Sicherheit des kaiserlichen Throns die Einsperrung des ränkevollen Andronikus erfoderte. Ueberhaupt ist Nicetas sehr geneigt, den Verrath, dessen Andronikus damals beschuldigt wurde, nicht für vollkommen erwiesen und das Misverhältniß desselben mit dem Kaiser Manuel für die Folge der Verleumdungen und Anschwärzungen, welche von den Brüdern der Eudocia

---

1) Cinnamus S. 74.

2) Nicetas S. 51.

ausgingen, zu halten. Daß aber zwischen Andronikus und dem Könige von Ungarn Verabredungen zum Nachtheile des Kaisers Manuel stattgefunden hatten, bewies der Erfolg, indem der König von Ungarn, bevor er das Schicksal des Andronikus erfuhr, den Krieg gegen das griechische Reich durch einen Angriff auf Belgrad eröffnete [1]).

Andronikus schmachtete neun Jahre im Gefängnisse [2]), und mehrere Versuche, zu entfliehen, hatten nur die Folge, daß er sorgfältiger bewacht und mit größerer Strenge behandelt wurde. Einmal gelang es ihm, während der Kaiser Manuel in Cilicien wider den armenischen Fürsten Toroses Krieg führte, durch einen verborgenen unterirdischen Gang aus dem Thurme des großen Palastes, in welchem er gefangen gehalten wurde, zu entwischen; vergeblich suchte man den Flüchtling nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in verschiedenen Seehäfen, und vergeblich waren die Nachforschungen, welche die Statthalter der Provinzen auf den Befehl des Kaisers anstellten; man bemächtigte sich endlich der Gattin des Andronikus [3]),

1) Cinnamus S. 75. Nicetas S. 51.

2) Cinnamus S. 134. Nicetas (S. 53) sagt blos, er sei während einer geraumen Zeit (ἐφ' ἱκανὸν χρόνον) in harter Gefangenschaft gehalten worden.

3) Weder Cinnamus noch Nicetas geben den Namen und das Geschlecht der Gattin des Andronikus an.

indem man sie der Theilnahme an der Flucht ihres Gemahls beschuldigte, und sperrte sie in demselben Gefängnisse ein, aus welchem Andronikus nicht lange zuvor entflohen war. Andronikus war aber, während jene vergeblichen Nachforschungen angestellt wurden, noch in der Nähe seines ehemaligen Gefängnisses und besuchte, ohne daß es einer der Spähèr, welche ihm nachstellten, gewahr wurde, täglich vermittelst desselben unterirdischen Ganges, welchem er seine Freiheit verdankte, seine Gattin, welche in Folge dieses Umganges ihren Sohn Johann gebar. Erst nach einiger Zeit fand er Gelegenheit, aus den Mauern von Konstantinopel zu entkommen, und begab sich nach Kleinasien, wurde aber in der Stadt Melangea erkannt, ergriffen und wieder nach Konstantinopel geliefert, wo man ihn in demselben Thurme, aus welchem er entflohen war, in ein festeres Gefängniß brachte und ihm doppelte Fesseln anlegte [1]). Endlich täuschte Andronikus aber doch sowol die Wachsamkeit seiner Wächter als die Nachforschungen, mit welchen man ihn verfolgte. Durch einen Sklaven, welcher ihm, als er sich hatte krank melden lassen, zur Aufwartung gegeben wurde, verschaffte er sich Abdrücke der Schlüssel seines Gefängnisses in Wachs und brachte diese in die Hände seiner Gattin und seines Sohns Manuel, welche nach

1) Nicetas S. 53, 54.

jenen Abdrücken Nachschlüssel machen ließen und diese Schlüssel, sowie die übrigen Mittel zur Flucht, dem Andronikus übersandten, wozu die Gefäße benutzt wurden, in welchen dem Gefangenen täglich Wein gebracht wurde. In einer Nacht, während die Wächter schliefen, öffnete Andronikus die Thüren seines Gefängnisses, hielt sich einige Tage in dem hohen Grase eines freien Platzes, welcher von dem kaiserlichen Palaste eingeschlossen wurde, verborgen und ließ sich dann, als er die gelegene Zeit dazu fand, vermittelst eines Stricks, welchen ihm seine Gattin und sein Sohn übersandt hatten, von der Mauer des großen Palastes herab, bestieg ein Fahrzeug, welches bereit gehalten wurde, und ward von demselben nach seiner Wohnung, welche in der Nähe des Hafens Blanka [1]) lag, gebracht. Auch auf dieser kurzen Fahrt entging Andronikus den Nachforschungen Derer, welche ihm nachspähten, nur durch seine Geistesgegenwart, indem er sich, als er eingeholt wurde, für einen entlaufenen und wieder eingeholten Sklaven seines Schiffers ausgab, diese Rolle mit großer Geschicklichkeit spielte und vornehmlich die Furcht vor der

1) Der jetzige Hafen Blanga Bosthan. S. Jos. von Hammer's: Constantinopolis und der Bosporus, I, S. 122. Wegen dieser Lage führte das Haus des Andronikus den Namen Blanka oder Blanga (ὁ οἶκος τοῦ Βλάγγα), Nicetas S. 65.

Züchtigung, welche ihm bevorstände, so täuschend darzustellen wußte, daß der Wächter, welcher ihn bewachte, zum Mitleiden gerührt wurde und die Flucht des Andronikus beförderte. Erst in seiner Wohnung entledigte er sich völlig seiner Fesseln, verließ dann unerkannt die Stadt und bestieg außerhalb derselben [1]) ein Pferd, welches für ihn bereit stand, und entkam glücklich nach der am Meere liegenden thracischen Stadt Anchialus. Dort fand er bei dem Statthalter Pupaces eine gastfreundliche Aufnahme, wofür dieser hernach auf Befehl des Kaisers Manuel durch eine öffentliche Geißelung gezüchtigt wurde; und nachdem Andronikus zu Anchialus durch einige Ruhe sich erquickt hatte, so begab er sich auf den Weg nach Halitsch, in der Hoffnung, bei Jaroslaw, dem russischen Fürsten dieser Stadt, Schutz und Beistand zu finden [2]). Dahin aber gelangte er nicht ohne Gefährlichkeit, indem die Wallachen sich seiner bemächtigten und beschlossen, ihn dem Kaiser Manuel auszuliefern; er rettete sich jedoch auch dieses Mal durch

---

1) Bei Melibotus. Nicetas a. a. O. Vergl. Cinnamus, dessen Bericht in einigen Nebenumständen von der Erzählung des Nicetas abweicht.

2) „Galitza (Halitsch) ist," sagt Nicetas, „ein Fürstenthum (τοπαρχία) bei den Russen, welche auch hyperboreische Scythen genannt werden."

List, indem er auf eine täuschende Weise sich krank stellte, an heftigen Schmerzen des Unterleibes zu leiden vorgab und durch dieses Vorgeben sich die Erlaubniß verschaffte, von Zeit zu Zeit von seinen Begleitern sich zu entfernen. Auf solche Weise entschlüpfte er in einer Nacht den Wallachen[1]), welche, als Andronikus zu lange ausblieb, ihm nachgingen, aber nichts fanden als den Stock, welcher ihrem Gefangenen zur Stütze gedient hatte und von ihm mit seinem Oberkleide und seinem Hute auf eine solche Weise bedeckt und im Boden befestigt war, daß dieses Trugbild dieselbe Stellung darbot, in welcher die Wallachen kurz vorher den Andronikus gesehen hatten; dieser aber war schon in die benachbarte Waldung entflohen[2]). Von dem Fürsten von Halitsch wurde er nicht nur gastfreundlich aufgenommen, sondern er gewann, obwol er nur kurze Zeit zu Halitsch verweilte, dessen Vertrauen so sehr, daß er nicht nur der unzertrennliche Gesellschafter desselben war, sondern auch in allen Angelegenheiten von ihm zu Rathe gezogen wurde.

---

1) Nicetas S. 66.

2) Nach Cinnamus (S. 74) rettete sich Andronikus auf ähnliche Weise aus der Gefahr, als er bei Pelagonia dem Kaiser Manuel nach dem Leben trachtete und entdeckt wurde.

Dem Kaiser Manuel war diese Vertraulichkeit des Andronikus mit dem Fürsten von Halitsch um so bedenklicher, als die römischen Grenzen damals aufs Neue von einem Angriffe der Ungarn bedroht wurden, indem der damalige König Stephan von Ungarn, Sohn des Königs Geisa, auf Rache dachte gegen den Kaiser Manuel; denn der griechische Kaiser hatte mit List und Gewalt sich bemüht, dem Oheim des ungarischen Königs gleiches Namens, welcher der Gemahl der Maria, der Nichte des Kaisers, war, die Thronfolge in Ungarn nach dem Tode des Königs Geisa zu verschaffen und den jüngern Stephan von dem Throne, welchen er vermöge der testamentarischen Verfügung seines Vaters Geisa erlangt hatte, zu verdrängen. Als aber Manuel erfuhr, daß Andronikus wirklich die Absicht hatte, seine Gefangenschaft mit dem Beistande eines russischen Heeres zu rächen, und ein Versuch, den Fürsten von Halitsch zur Auslieferung des Andronikus zu bewegen, ohne Erfolg geblieben war[1]), so eilte er, mit ihm sich zu versöhnen, und Andronikus ließ sich durch die Verheißungen des Kaisers bewegen, seine Pläne auf-

1) Cinnamus S. 134, wo dieser Versuch des Kaisers, die Auslieferung des Andronikus durch die Vermittelung eines Gesandten zu bewirken, nur sehr leise angedeutet wird.

zugeben und an den Hof von Byzanz zurückzukehren [1]).

In dem ungarischen Feldzuge, welchen der Kaiser Manuel im Jahre 1161 bald nach der Rückkehr des Andronikus unternahm, leistete Andronikus sehr nützliche Dienste, vornehmlich bei der Belagerung von Zeugminum, und auch von seinem vielseitigen Talente gab er während dieser Belagerung einen Beweis. Nach seiner Angabe wurde eine treffliche Wurfmaschine erbaut und auf eine so wirksame Weise von ihm angewendet, daß durch die schweren Steine, welche er aus derselben schleudern ließ, ein Theil der Mauer niedergeworfen wurde und die Stadt von dem griechischen Heere erstürmt werden konnte. Andronikus selbst war einer der ersten, welche vermittelst einer Sturmleiter die Höhe der Mauer von Zeugminum erstiegen [2]).

Kaum war aber ein Waffenstillstand mit den Ungarn geschlossen und der Kaiser Manuel mit Andronikus nach Byzanz zurückgekehrt, so erneuerte sich das alte Misverhältniß dieser beiden unversöhnlichen Nebenbuhler. Diese neue Störung ihres guten äußern

---

1) Cinnamus S. 143. Nicetas S. 66.

2) Cinnamus S. 142, 143 (wo die belagerte Stadt Zeugma genannt wird), Nicetas S. 68.

Vernehmens soll veranlaßt worden sein durch die Absicht des Kaisers Manuel, den Gemahl seiner Tochter Maria, den ungarischen Prinzen Bela, welcher den Namen Alexius angenommen hatte, zu seinem Nachfolger auf dem kaiserlichen Throne zu ernennen, und von den Großen des Reichs die Leistung eines Eides zu fodern, durch welchen sie sich verbindlich machen sollten, nach dem Tode des Kaisers Manuel als dessen Nachfolger keinen Andern außer dem ungarischen Prinzen Alexius anzuerkennen. Andronikus widerrieth dem Kaiser, welcher eben damals mit seiner zweiten Gemahlin, der schönen antiochischen Prinzeß Maria, sich verbunden hatte, die Ausführung dieses Vorhabens, indem er ihm vorstellte, daß es höchst voreilig sein würde, einen Nachfolger zu ernennen und demselben in voraus huldigen zu lassen, in einer Zeit, in welcher für den Kaiser noch die Möglichkeit vorhanden wäre, durch seine zweite Gemahlin einen Sohn zu erhalten, da die Geburt eines Sohns die Aufhebung jener Anordnung zur nothwendigen Folge haben würde; und Andronikus soll noch die bittern Worte hinzugefügt haben: „Wie kann der Kaiser so sehr von Gott verlassen sein, daß er diesen Fremdling, welcher sich unter uns eingeschlichen hat, zur Schmach der Römer zu unserm Herrn machen will!“ Obgleich mehrere Große der Ansicht des Andronikus beitraten, so beharrte Manuel dennoch bei dem ein=

mal gefaßten Beschlusse [1]), und der Widerspruch, welcher von Andronikus war erhoben worden, hatte keine andere Wirkung, als daß Manuel die baldige Entfernung des unbequemen Mannes aus der Hauptstadt aufs Neue für nothwendig achtete.

Andronikus erhielt den Befehl, zum zweiten Male die Statthalterschaft von Cilicien und Isaurien und die Leitung des Kriegs gegen den armenischen Fürsten Toroses zu übernehmen. Wenn auch Nicetas versichert [2]), daß dieser Auftrag ein Beweis des großen Vertrauens gewesen sei, welches Manuel zu der Klugheit und Tapferkeit des Andronikus gehegt habe, indem der Kaiser die Vertheidigung jener Provinz gegen die Eroberungssucht des Toroses als eine sehr wichtige Angelegenheit des Reichs betrachtete, so bringt gleichwol dieser Schriftsteller selbst die zweite Ernennung des Andronikus zum Statthalter von Cilicien und Isaurien in eine so genaue Verbindung mit dem eben erzählten Streite, daß die Vermuthung sich aufdringt, daß der Kaiser Manuel weniger daran dachte, dem Andronikus Gelegenheit zu verdienstlichen Thaten zu geben, als ihn aus der Nähe des Hofes zu entfernen und in einer entlegenen Provinz zu beschäftigen. Andronikus betrachtete ohne Zweifel diese

1) Nicetas S. 69.
2) A. a. O.

Statthalterschaft als eine Verbannung, und obgleich Manuel ihn, bevor er nach Tarsus, der Hauptstadt seiner Statthalterschaft, abging, mit vielem Golde beschenkte [1]) und ihm zur Bestreitung der Kosten des Kriegs gegen Toroses die Einkünfte von Cypern anwies [2]): so verfuhr Andronikus auch dieses Mal in der Verwaltung und Vertheidigung der ihm anvertrauten Provinz nicht nur mit grenzenloser Nachlässigkeit, sondern auch mit einem in der That unglaublichen Leichtsinne und sogar mit frevelhaftem Muthwillen. Nachdem er in mehreren Gefechten, welche er gegen den kühnen und unternehmenden Toroses bestand, den Kürzern gezogen hatte, so beschloß er ein entscheidendes Treffen zu liefern, stellte aber sein Heer in einer Schlachtordnung auf, welche so abenteuerlich war [3]), daß kaum an der boshaften Absicht des Andronikus, das Verderben der ihm anvertrauten Truppen zu bewirken, gezweifelt werden kann. Die von ihm gewählte Schlachtordnung stellte nämlich, wie Nicetas berichtet, ein Thier dar, mit dem Kopfe, dem Hintertheile und den verhältnißmäßigen Gliedern [4]).

---

1) Cinnamus S. 146.

2) Cinnamus a. a. O. Nicetas S. 69.

3) „Andronikus hatte," sagt Nicetas, „einen gar wunderlichen Einfall (βουλεύεταί τι παραβολώτατον)."

4) Ἀνδρόνικος μὲν ὅσα καὶ ζῶον τὴν στρατιὰν εἰς

Toroses, welcher sein Heer auf zweckmäßige Weise in verschiedene Abtheilungen gesondert hatte, sodaß er zu rechter Zeit seine ermüdeten Truppen durch frische Streiter unterstützen oder ersetzen konnte, gewann also ohne große Gefahr einen entscheidenden Sieg; und es war nichts als eine unnütze Verwegenheit, daß Andronikus, als seine Truppen schon in der verwirrtesten Flucht begriffen waren, wider den Toroses, welcher, umgeben von einer zahlreichen Leibwache, in einiger Entfernung die Rückkehr seiner die Römer verfolgenden Scharen erwartete, mit gewaltiger Heftigkeit rannte, mit seiner Lanze den armenischen Fürsten aus dem Sattel warf und dann mit Blitzesschnelle zu seinen fliehenden Truppen zurückkehrte [1]).

Nach diesem durch den frevelhaftesten Muthwillen herbeigeführten unglücklichen Ausgange jenes Treffens durfte Andronikus nicht auf die Nachsicht und Verzeihung des Kaisers Manuel rechnen, und er entschloß sich daher, der verdienten Strafe, welche ihm bevorstand, durch die Flucht sich zu entziehen. Er begab sich, alles Geld, welches er in Cilicien und

---

κεφαλὴν καὶ μέρος τὸ κατόπιν καὶ μέλη ἀνάλογα τῷ παντὶ συνδιαθέμενος εἶχε. Nicetas a. a. O.

1) Nicetas S. 70. Cinnamus erwähnt (S. 146) nur in allgemeinen Ausdrücken des kurzen Aufenthalts des Andronikus in Cilicien.

Cypern erpreßt hatte, mit sich nehmend und von einem zahlreichen Gefolge begleitet, zuerst nach Antiochien, wo es ihm gelang, die Prinzeß Philippa, die schöne Tochter des Fürsten Raimund und Schwester der griechischen Kaiserin Maria, durch sein einschmeichelndes Betragen so sehr für sich zu gewinnen, daß schon von einer Vermählung die Rede war [1]); und vergeblich bemühte sich der Kaiser Manuel, dieses Verhältniß dadurch zu stören, daß er den Constantinus Calamanus, den Nachfolger des Andronikus in der Statthalterschaft von Cilicien, bewog, nach Antiochien sich zu begeben und um die Hand der Prinzeß Philippa zu werben. Dieser Versuch, jene dem Kaiser unangenehme Verbindung zu hindern, konnte um so weniger den erwünschten Erfolg gewähren, da

1) Die erste Gemahlin des Andronikus scheint damals nicht mehr am Leben gewesen zu sein, obgleich die Schriftsteller der Zeit ihres Todes nicht erwähnen; Nicetas erzählt nur (S. 165), daß Andronikus, als er Kaiser geworden war, den Leichnam seiner ersten Gemahlin aus dem Kloster Ankurius nach der Kirche der vierzig Heiligen bringen ließ, wo er auch für sich selbst ein Begräbniß einrichtete. Cinnamus misbilligt die Verlobung des Andronikus mit der Philippa nur aus dem Grunde, weil nach byzantinischen Gesetzen diese Ehe wegen naher Verwandtschaft der Verlobten nicht zulässig war.

Calamanus ein Mann von kleiner und unansehnlicher Gestalt war, welcher von der leichtfertigen Philippa verspottet wurde und nicht einmal eine Audienz sich verschaffen konnte, um seine Werbung vorzutragen. Andronikus wurde jedoch des Verhältnisses mit der Philippa bald überdrüssig, und da er ohnehin in Antiochien wegen der Nähe der griechischen Grenze sich nicht völlig sicher glaubte, so verließ er plötzlich den antiochischen Hof, an welchem er gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, die Hoffnung seiner bisherigen Geliebten auf leichtsinnige Weise täuschend, und begab sich nach Jerusalem. Der König Amalrich von Jerusalem war zu der Zeit, als Andronikus nach der heiligen Stadt kam, zwar in Aegypten, wo er gegen Schirkuh, den Oheim des nachherigen Sultans Saladin, Krieg führte; die Prälaten und Barone des Königreichs Jerusalem aber freuten sich der Ankunft des vornehmen griechischen Herrn und erwarteten von ihm und der zahlreichen Ritterschaft, welche ihn begleitete, nützlichen Beistand in der Vertheidigung des heiligen Landes; und der König Amalrich, als er von seinem ägyptischen Feldzuge zurückgekehrt war, verlieh dem Andronikus die Stadt Berytus [1]). Es gelang, wie es den Anschein hat, dem listigen Andronikus,

1) Guilelmi Tyrii historia Hierosolymitana, lib. XX. c. 2.

dem Könige Amalrich sowol als den Prälaten und Baronen des Königreichs Jerusalem das Verhältniß, in welchem er zu dem Kaiser Manuel stand, verborgen zu halten; denn da zwischen dem griechischen Kaiserthume und dem Königreiche Jerusalem zu dieser Zeit ein sehr freundschaftliches Vernehmen bestand, so würde man dem Flüchtlinge schwerlich eine so günstige Aufnahme gewährt haben, wenn das gewissenlose und boshafte Betragen, durch welches Andronikus während seiner kurzen Verwaltung der Statthalterschaft von Cilicien den Kaiser Manuel zu gerechtem Unwillen gereizt hatte, in Palästina bekannt gewesen wäre [1]).

Diese freundliche Aufnahme vergalt Andronikus dadurch, daß er mit Theodora, der Witwe des verstorbenen Königs Balduin, Tochter des Sebastokrators Isaak Komnenus und Nichte des Kaisers Manuel, ein Liebesverständniß anknüpfte, welches um so größeres Aergerniß im heiligen Lande erweckte, als die verwitwete Königin eine nahe Verwandte des Andronikus war. Durch Theodora erfuhr aber Andronikus

1) Der Erzbischof Wilhelm von Tyrus erwähnt in der eben angeführten Stelle weder jener dem Andronikus nachtheiligen cilicischen Angelegenheit, noch der leichtsinnigen Weise, in welcher Andronikus die antiochische Prinzeß Philippa verließ.

sehr bald, daß der Aufenthalt in Palästina ihm nicht länger Sicherheit gewährte, indem die Königin ihm ein Schreiben des Kaisers Manuel mittheilte, durch welches alle Behörden in Cölesyrien aufgefodert wurden, den Andronikus zu fangen und der Augen zu berauben. Da er mit gutem Grunde fürchtete, daß weder der König Amalrich, noch die Barone des Königreichs Jerusalem geneigt sein würden, einen leichtsinnigen Wüstling, welcher durch ärgerliche Sittenlosigkeit einen allgemeinen Unwillen erregte, fernerhin gegen die verdiente Strafe zu schützen, so beschleunigte er seine Flucht. Bevor jenes kaiserliche Schreiben in Palästina bekannt wurde, verließ er das Königreich Jerusalem, und Theodora, welche von den ihr als Witthum angewiesenen Einkünften der Stadt Ptolemais ein bequemes und ehrenvolles Leben hätte führen können, zog es vor, die Buhlerin eines wankelmüthigen Wollüstlings zu sein und mit ihm ein unstetes und gefahrvolles Leben zu führen. Nach der Erzählung des Geschichtschreibers Nicetas hatte die Königin, als sie mit dem Andronikus die Reise antrat, nur die Absicht, ihn auf einem Theile des Weges zu begleiten und dann heimzukehren; sie blieb aber halb freiwillig halb gezwungen die Gefährtin seiner Flucht und seiner mehrjährigen Irrsale. Mit dieser Erzählung ist auch die Nachricht des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus, eines gleichzeitigen und sehr acht-

baren Geschichtschreibers, nicht im Widerspruche, daß Andronikus die Königin Theodora durch eine trügerische Einladung nach Berytus gelockt und dann entführt habe [1]).

Andronikus nahm, als er unter den Christen nicht mehr sicher zu sein glaubte, seine Zuflucht zu den Saracenen. Er begab sich zuerst nach Damaskus, wo der ebenso edelmüthige als tapfere Nureddin ihn gastfreundlich aufnahm, suchte späterhin am Hofe des Chalifen von Bagdad [2]) Schutz, irrte, als er auch in Bagdad keine bleibende Stätte fand, begleitet von der Königin Theodora, an den Höfen verschiedener türkischer Fürsten umher, hielt sich auch in Iberien einige Zeit auf, kehrte aber bald wieder zu den Türken zurück, und fand endlich an dem Sultan Kilidsch Arslan von Ikonium, welchen er früherhin oft zum Gegenstande seiner Spötterei gemacht hatte, einen treuen Beschützer [3]).

---

1) Nicetas S. 71. Guil. Tyr. l. c.

2) Der Erzbischof Wilhelm von Tyrus sagt, Andronikus habe mit Begünstigung Nureddin's (favente Noradino) nach Persien sich begeben. Unter Persien versteht Wilhelm von Tyrus gewöhnlich das eigentliche Chalifat, dessen Hauptstadt Bagdad war. Was aber den Sultan Nureddin bewog, den Andronikus nach Persien zu befördern, wird von dem Erzbischof Wilhelm verschwiegen.

3) Andronikus pflegte, wie Nicetas (S. 61) erzählt, zu

Ueber die Unternehmungen und Schicksale des Andronikus während seines Aufenthaltes in Iberien und in den Ländern der Muselmänner ist uns nichts Anderes überliefert worden, als daß er an mehreren Heerzügen der Türken gegen die Griechen Theil nahm und die Christen, welche als Gefangene in seine Hände fielen, dem Sultan Kilidsch Arslan überlieferte, wofür die Geistlichkeit von Konstantinopel ihn mit dem kirchlichen Banne strafte [1]).

Der Kaiser Manuel versuchte es mehrere Male,

---

sagen, der Sultan Kilidsch Arslan (Löwenschwert), welchen die Griechen Klitziasthlanes nannten, sollte eigentlich Kutzaslan (von κουτζός und ἀσθλάν oder Arslan, d. i. der lahme Löwe) heißen, weil der Sultan durch die Gicht an den Händen und Füßen gelähmt war. Nicetas bezeichnet diesen Sultan, welchen er sonst einfach den Sultan von Ikonium nennt, da, wo er von dessen Verbindung mit Andronikus redet, als den Beherrscher der Länder, welche mit Kolonea und Chaldäa zusammengrenzten. Kolonea war aber die Stadt, welche zur Zeit des Nicetas, wie er selbst (S. 28) sagt, Taxara hieß und an der Grenze der Herrschaft des Sultans Kilidsch Arslan lag, und es kann also mit dem von Nicetas etwas unbestimmt angedeuteten Sultan, welchen er (S. 114) Saltuch — Σαλτούχ nennt, kein anderer als der Sultan von Ikonium gemeint sein.

1) Cinnamus S. 146.

den Andronikus, während derselbe in dem Schutze der Türken sich befand und diese gefährlichen Feinde des griechischen Reichs wahrscheinlich zu Feindseligkeiten aufreizte, durch List oder Macht in seine Gewalt zu bringen; und auch Nachstellungen wider das Leben des Andronikus blieben nicht unversucht. Andronikus aber, welcher in der Kunst, sich angenehm und beliebt zu machen, ein Meister war, hatte die Zuneigung der Türken so sehr gewonnen, daß weder die Versprechungen noch die Drohungen des Kaisers Manuel den Sultan von Ikonium zur Untreue gegen seinen Gastfreund bewogen. Vielmehr räumte der Sultan dem Andronikus und seiner Theodora eine durch Natur und Kunst feste Burg als Wohnsitz ein. Es gelang aber endlich dem Kaiser Manuel, vermittelst der Dienstfertigkeit des Statthalters Nicephorus Paläologus von Trapezunt der Theodora und der beiden Kinder, welche sie dem Andronikus geboren hatte [1]), sich zu bemächtigen; und Andronikus, dessen Tugend in früherer Zeit die Beständigkeit der Liebe und Zuneigung keineswegs gewesen war, hing an seiner Geliebten sowol als den Kindern, welche er mit ihr erzeugt hatte, mit einer solchen Innigkeit, daß er die Trennung von ihnen nicht zu ertragen vermochte.

---

1) Theodora gebar dem Andronikus einen Sohn (Alexius) und eine Tochter (Irene). Nicetas S. 71.

Um wieder zu dem Besitze seiner geliebten Theodora und seiner Kinder, welche sämmtlich nach Konstantinopel waren geführt worden, zu gelangen, nahm Andronikus zu der Gnade des Kaisers Manuel seine Zuflucht und flehte durch Abgeordnete, welche er an den kaiserlichen Hof sandte, um die Verzeihung seiner Vergehen und um die Erlaubniß, nach Konstantinopel zurückzukehren. Als der Kaiser diese Bitte gewährt hatte, so eilte Andronikus nach der Hauptstadt und erschien in dem kaiserlichen Palaste, zu einer Zeit, als Manuel in einer glänzenden Versammlung seiner Hofleute und hohen Staatsbeamten auf seinem Throne saß, warf sich laut weinend auf den Boden des Gemachs und zog aus dem langen und weiten Gewande, mit welchem er bekleidet war, eine schwere, an seinem Halse befestigte eiserne Kette hervor, mit welcher er selbst sich gefesselt hatte. Manuel, welcher durch diese demüthige Selbsterniedrigung des ehemals so hochfahrenden Mannes so sehr gerührt wurde, daß auch er Thränen vergoß, befahl, den Andronikus aufzurichten. Dieser aber weigerte sich, aufzustehen, bevor ihn nicht einer der Anwesenden an seiner Kette bis zu den Stufen des kaiserlichen Throns gezogen haben würde. Diesen Dienst leistete ihm endlich Isaak Angelus, derselbe, welcher nach wenigen Jahren ihm Thron und Leben raubte. Manuel gewährte hierauf nicht nur dem Andronikus Verzeihung, son-

dern behandelte ihn selbst mit Achtung und Auszeichnung, entfernte ihn aber bald aus seiner Nähe und wies ihm die Stadt Oenäum in Paphlagonien zum künftigen Wohnsitze an [1]); wir wissen aber nicht, ob den Andronikus auch Theodora dahin begleitete [2]).

So lästig dem Andronikus das einförmige Leben sein mochte, welches er in seiner Verbannung zu führen gezwungen war, so lebte er gleichwol mehrere Jahre zu Oenäum in stiller Zurückgezogenheit, und die reichlichen Einkünfte, welche ihm der Kaiser angewiesen hatte, und häufige kaiserliche Geschenke gewährten ihm die Mittel, sein einförmiges Leben zu erheitern. Er entsagte aber auch in der Verbannung nicht seinen ehrgeizigen Plänen.

Der verwirrte Zustand der Dinge, welcher in dem byzantinischen Kaiserthum unmittelbar nach dem Tode des Kaisers Manuel (im J. 1180) eintrat, gab der Hoffnung des Andronikus, das lange verfolgte Ziel endlich zu erreichen, neue Stärke, und mit bewundernswürdiger Vorsicht und Klugheit wurde von ihm dieses Mal die Ausführung seines Planes vorbereitet.

1) Nicetas S. 114, 115.

2) Daß Alexius, der Sohn der Theodora, in Konstantinopel blieb, erhellt aus der Erzählung des Nicetas (S. 116) von der Verschwörung, an welcher Alexius bald nach dem Tode des Kaisers Manuel Theil nahm.

Indem er die Verpflichtung, Alles, was zum Schaden des Kaisers Manuel und des Thronfolgers Alexius führen könnte, nach seinen Kräften abzuwenden, welche die von ihm bei seiner letzten Versöhnung mit Manuel ausgestellte Urkunde ihm auflegte, zum Vorwande nahm, erließ er sowol an den jungen Kaiser Alexius als an den Patriarchen Theodosius und einige andere angesehene Männer der Hauptstadt Schreiben, in welchen er seine Misbilligung des verderblichen Einflusses, welcher dem Protosebastus Alexius eingeräumt würde, und seine Besorgnisse wegen der Gefahr, in welcher der junge Kaiser sowol als das ganze Kaiserthum schwebte, auf eine sehr kräftige Weise aussprach. Die Wirksamkeit dieser Schreiben verstärkte Andronikus noch durch die Anführung passender Stellen der heiligen Schrift, vornehmlich der Briefe Pauli, welche er gern und fleißig las[1]), und der fromme Ton, welchen er dadurch seinen Ermahnungen und Warnungen gab, gewann ihm um so mehr die Zuneigung aller Derer, welche seine Briefe lasen, als man diesen Ton für einen Beweis der gänzlichen Sinnesänderung des sonst so leichtsinnigen Mannes ansah. Die Stimmen Derer, welche den Andronikus als den einzigen Retter des griechischen Kaiserthums betrachteten, wurden in eben dem Maße

1) Nicetas S. 176.

lauter und dringender, als in der Hauptstadt die Unordnung und Verwirrung mit jedem Tage zunahm.

Die Absichten des Andronikus wurden außerdem nicht wenig befördert durch den Haß und Neid der Maria, der Tochter des Kaisers Manuel aus dessen erster Ehe, welche damals in zweiter Ehe mit dem zum Cäsar ernannten Grafen Rainer von Montferrat verbunden war, gegen ihre Stiefmutter und deren Günstling, den Protosebastus Alexius; und diese leidenschaftliche Frau munterte nicht nur den Andronikus auf, seine Rückkehr nach der Hauptstadt zu beschleunigen, sondern trat sogar mit den drei Söhnen desselben, welche zu Konstantinopel sich aufhielten, und einigen andern Anhängern des Andronikus in eine Verschwörung, deren Zweck die Ermordung des Protosebastus war. Diese Verschwörung mislang zwar, die meisten Theilnehmer derselben büßten für ihre frevelhafte Absicht durch harte Gefangenschaft und die Cäsarissa Maria rettete sich und ihren Gemahl nur durch die Flucht in die Sophienkirche. Unter dem Schutze des Patriarchen von Konstantinopel und seiner Geistlichkeit aber begann die Cäsarissa nunmehr einen offenen Kampf gegen den Protosebastus, verlangte mit Ungestüm nicht nur die Freilassung ihrer Mitschuldigen, sondern auch die schleunige Entfernung ihres Widersachers aus dem kaiserlichen Palaste, und verstärkte ihre Partei durch Austheilung von Geld

unter das geringe Volk, welches ohnehin schon zu ihren Gunsten gestimmt war. Als bald hernach der Protosebastus ihr gebieten ließ, die Kirche zu verlassen, mit der Drohung, daß sie mit Gewalt aus derselben würde hinweggeführt werden, falls sie nicht freiwillig diesem Gebote gehorchen würde, so errichtete sie zu ihrem Schutze eine bewaffnete Miliz von Griechen sowol als in Konstantinopel angesessenen italienischen und georgischen Handelsleuten, besetzte mit Wachen die Pforten des Tempels und machte, wie Nicetas sich ausdrückt, das Haus des Gebets zu einer Räuberhöle und festen unbezwinglichen Burg. Sehr bald nahm auch das gemeine Volk von Konstantinopel an diesem Streite lebhaften Antheil [1]), auf Anregung besonders der Priester, welche jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel anwandten, um die Gemüther des gemeinen Volks zum Hasse gegen die verwitwete Kaiserin und den Protosebastus Alexius zu entflammen; denn die Kaiserin war den griechischen Priestern verhaßt, weil sie eine Fremde war und ursprünglich der römischen

1) „Das gemeine Volk jeder Stadt," sagt Nicetas (S. 118), „ist zwar zu unverständigen Dingen geneigt und schwer zu bändigen, wenn es einmal in Aufruhr gebracht ist; kein Pöbel ist aber unbändiger als der von Konstantinopel, welcher aus Leuten von der verschiedensten Herkunft und den mannichfaltigsten Gewerben besteht."

Kirche angehörte. Die Priester begaben sich selbst mit einem Bilde des Heilandes, einem Kreuze und einem Paniere auf den Markt, sprachen über die Kaiserin und ihren Liebhaber den kirchlichen Bann und erklärten die Vertheidigung der Cäsarissa Maria gegen deren Feinde für eine heilige und von Gott gebotene Pflicht. Der Aufruhr verbreitete sich bald durch die ganze Stadt; selbst auf dem Hippodrom, in der Nähe des kaiserlichen Palastes ermahnten die Priester das Volk zur Empörung gegen die Kaiserin; der Pöbel, ihrer Ermahnung gern gehorchend, begann die Häuser Derer, welche als Freunde der Kaiserin und des Protosebastus bekannt waren, zu zerstören und zu plündern, und dieses Schicksal hatte sogar der prächtige Palast des Präfecten der Stadt, Theodorus; der Präfect selbst entging nur durch die Flucht persönlicher Mishandlung, und die Urkunden des Archivs, welches in dem Palaste sich befand, wurden zerstört. Unter diesen Umständen sah auch die Partei der Kaiserin sich genöthigt, zu den Waffen zu greifen; sowol aus den östlichen als den westlichen Provinzen wurden Truppen nach der Hauptstadt gerufen, und an dem zweiten Tage des Maimonats 1182 kam es auf dem Markte des Constantinus und in mehreren Straßen von Konstantinopel zu einem blutigen Kampfe, in welchem die Vertheidiger der Cäsarissa durch die überlegene Zahl der Feinde überwältigt wurden. Die Erneuerung des

Kampfes am folgenden Tage wurde aber durch den Patriarchen gehindert, welcher die Heiligkeit seines Amtes und seiner Person benutzte, um eine Versöhnung der Cäsarissa Maria mit der Kaiserin zu vermitteln, worauf die Cäsarissa ihre Miliz entließ und mit ihrem Gemahle in den kaiserlichen Palast sich begab [1]).

Mittlerweile setzte Andronikus schon sich in Bereitschaft, den Ort seiner Verbannung zu verlassen und die Reise nach Konstantinopel anzutreten, wo eine zahlreiche Partei mit steigender Sehnsucht seine Ankunft erwartete; und eine seiner Töchter, Maria, welche Gelegenheit fand, aus der Hauptstadt zu entfliehen, nach Oenäum kam und ihm von dem Zustande der Dinge am kaiserlichen Hofe und den letzten blutigen Ereignissen Nachricht brachte, vermochte ihn, seine Abreise zu beschleunigen. Er begab sich also zuerst nach Heraklea in Pontus und suchte, indem er von dieser Stadt aus nach allen Seiten Botschafter und Briefe aussandte, die Statthalter und

---

1) Nicetas beschreibt in dem Abschnitte seines Werks, welcher von der Zeit des jungen Alexius Porphyrogennetus handelt, mit großer Ausführlichkeit diese Streitigkeiten und das Gefecht, welches auf dem Markte und in den Straßen von Konstantinopel stattfand.

Befehlshaber der Provinzen und Städte für sich zu gewinnen, was im Anfange nicht gelang, weil der Protosebastus Alexius durch freigebige Geschenke die Zuneigung der Statthalter sich verschafft hatte. Andronikus ließ sich aber durch die Schwierigkeiten, welche seinem Vorhaben sich entgegenstellten, nicht abschrecken, er setzte vielmehr seine Reise nach der Hauptstadt langsam und behutsam fort, und es gelang ihm endlich, zu Nikomedien und in der Provinz Bithynien einen zahlreichen Anhang sich zu verschaffen; und selbst der Statthalter dieser Provinz, Andronikus Angelus, der Vater der nachherigen Kaiser Isaak und Alexius, trat, nachdem er einen schwachen Widerstand geleistet hatte, zur Partei des Andronikus, welcher ihn mit den Worten der heiligen Schrift empfing: „Siehe, ich werde meinen Engel (Angelus) vor dir her senden, damit er dir den Weg bereite." Ohne weitern Aufenthalt beschleunigte nunmehr Andronikus seine Reise nach Konstantinopel, indem er weder die ihm ergebene Stadt Nikomedien, noch Nicäa, wo der Statthalter Johannes-Ducas der Sache des Protosebastus Alexius treu blieb, berührte. Auf seiner Reise sammelten sich nach und nach zu ihm einige Truppen, mit welchen er an der Küste in der Nähe von Chalcedon ein Lager bezog; die Einwohner der Hauptstadt wurden plötzlich durch den Anblick dieses Kriegslagers überrascht, und die zahlreichen Wachtfeuer, welche

Andronikus am Abende anzünden ließ, gaben seiner kleinen Schar den Schein eines starken Heeres und erweckten Furcht und Angst in dem kaiserlichen Palaste.

Der Protosebastus Alexius wurde durch die drohende Stellung, welche Andronikus genommen hatte, aus dem weichlichen und üppigen Leben, dem er ergeben war, auf eine sehr unangenehme Weise aufgeschreckt; und die Gefahr für ihn war um so größer, als er ebenso wenig auf die Treue seines Heeres als auf den Beistand des Volks der Hauptstadt mit Sicherheit sich verlassen durfte. Er beschloß daher, der Flotte zu seiner Vertheidigung sich zu bedienen, indem er durch eine große Zahl von dreiruderigen Galeeren die Propontis und den Bosporus besetzen ließ und die Führung dieser Schiffe abendländischen Seeleuten, welche durch Geschenke und beträchtlichen Sold gewonnen wurden, anvertraute. Gleichzeitig wurden Unterhandlungen mit Andronikus angeknüpft und demselben Geschenke und Vortheile aller Art angetragen, wenn er seinen ehrgeizigen Plänen entsagen und nach Oenäum zurückkehren wollte. Keine dieser Maßregeln gewährte aber den erwünschten Erfolg. Der Priester Georgius Xiphilinus, welchem der Protosebastus die Unterhandlungen übertrug, anstatt seinen Auftrag mit Treue auszurichten, redete dem Andronikus zu, in der angefangenen Weise fortzufahren und durch die Ver-

sprechungen des Protosebastus sich nicht täuschen zu lassen, und brachte daher die Antwort nach Konstantinopel: Andronikus würde unter keiner andern Bedingung nach Oenäum zurückkehren, als wenn der Protosebastus Alexius davongejagt und wegen seiner Veruntreuungen zur Rechenschaft gezogen, die Kaiserin Maria geschoren und in ein Kloster verwiesen und der junge Kaiser in seine Rechte eingesetzt würde. Ebenso erging es dem Protosebastus mit den von ihm zu seiner Vertheidigung angeordneten Vorkehrungen. Anstatt, wie er anfangs entschlossen war, mit der Anführung der Flotte, welche er in der Propontis versammelt hatte, einen seiner Verwandten und Freunde zu beauftragen, überließ er diesen wichtigen Posten dem Megas Dux Kontostephanus, indem er der Behauptung nachgab, welche der Megas Dux aufstellte, daß Niemanden außer ihm die Führung der Flotte, welche bestimmt war, die Hauptstadt gegen Andronikus zu vertheidigen, mit Fug und Recht anvertraut werden könnte. Kaum hatte aber der Megas Dux den Befehl über die Flotte der Propontis erlangt, als er mit der ganzen griechischen Seemacht zu Andronikus überging.

Dieser Abfall der Flotte entschied den Fall der Partei, welche bis dahin das griechische Reich beherrscht hatte. Nicht nur begaben sich die Anhänger des Andronikus, als dem Uebergange nach der asiatischen

Küste kein Hinderniß mehr entgegenstand, scharenweise aus der Hauptstadt in das Lager bei Chalcedon, und Diejenigen, welche zurückkehrten, priesen mit Begeisterung die Liebenswürdigkeit des Andronikus und dessen hohe Tugenden, welche nunmehr in ihrem vollen Glanze erschienen, nachdem seine vorgerückten Jahre die Leidenschaftlichkeit und den Ungestüm seines jugendlichen und männlichen Alters gemildert hätten; sondern es wurde auch der Wunsch einer baldigen Aenderung der Dinge laut und ohne Scheu ausgesprochen, und die Freunde des Andronikus hielten in zahlreichen Versammlungen zuversichtlich und ungestört ihre Berathungen. Nach wenigen Tagen schon herrschte die Partei des Andronikus über die Hauptstadt, und ihre erste Sorge war die Befreiung der Söhne des Andronikus, Johannes und Manuel, welche wegen ihrer Theilnahme an der vorhin erwähnten Verschwörung gegen den Protosebastus Alexius waren verhaftet worden, und aller Andern, welche wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen die bisher bestandene Ordnung der Dinge in Gefängnissen verwahrt wurden. Dagegen wurde der Protosebastus Alexius seiner Freiheit beraubt und zuerst im kaiserlichen Palaste durch die mit Beilen bewaffneten deutschen Söldner bewacht, bald hernach aber in ein anderes Gebäude, welches mit der Sophienkirche verbunden war [1]), zu strengerer

1) *Τοῖς κατὰ τὸ ἱερὸν Ἀνάκτορον οἰκήμασι δίδοται*

Bewachung geführt. So lange der unglückliche, an Bequemlichkeit gewöhnte Mann, welchem nichts lästiger war, als daß seine Wächter ihn nicht ungestört schlafen ließen, in diesem Gefängnisse sich befand, erleichterte ihm der Patriarch Theodosius durch tröstenden Zuspruch das harte Schicksal, welches ihm zu Theil geworden war; ihm stand aber eine noch schlimmere Prüfung bevor. Nach einigen Tagen holte man ihn aus seinem Gefängnisse, setzte ihn auf ein kleines und schlechtes Roß, und indem vor ihm ein Fähnlein, welches auf einem Rohre aufgesteckt war, getragen wurde, führte man ihn in einem solchen schimpflichen Aufzuge an das Ufer des Meeres, wo ein Schiff seiner wartete, welches ihn nach der asiatischen Küste in das Lager des Andronikus brachte. Dort hielt Andronikus mit seinen angesehensten Parteigenossen über ihn Gericht, und das einstimmige Urtheil dieses Gerichts verdammte den Protosebastus zu der Strafe der Blendung, welche auch sofort vollzogen wurde.

Andronikus wagte es jedoch noch nicht, obwol seine Partei schon im völligen Besitze der Herrschaft war, nach der Hauptstadt sich zu begeben, sondern er sandte zuvor einige Truppen dahin, um die lateini-

---

Nicetas S. 125. Unter. ἱερὸν Ἀνάκτορον. versteht Nicetas, wie aus dem Fortgange der Erzählung hervorgeht, die Sophienkirche.

schen Miethsoldaten, welche der Kaiserin Maria noch anhingen, zu vertreiben. Auch dieses gelang ohne Schwierigkeit; denn da das Volk von Konstantinopel gemeinschaftliche Sache mit den Truppen des Andronikus machte, so konnten die lateinischen Miethstruppen, welche von allen Seiten umringt wurden, keinen nachdrücklichen Widerstand leisten, sondern sie schifften sich ein und entflohen [1]). Bald hernach erschien der Patriarch Theodosius, den Umständen nachgebend, im Lager bei Chalcedon, und obwol Andronikus durch seine Unterredung mit dem Patriarchen nicht befriedigt wurde, sondern vielmehr deutlich bemerkte, daß es ihm durch den angenommenen Schein von Frömmigkeit und Demuth ebenso wenig als durch Schmeicheleien und Ehrenbezeigungen gelang, das Vertrauen des ersten Geistli-

---

1) Auf dieses Ereigniß beziehen sich die Nachrichten von der durch Andronikus verhängten Verfolgung der Lateiner, welche in einigen lateinischen Chroniken sich finden, z. B. in der Appendix zu der Chronik des Robertus de Monte. Recueil des historiens de la France, T. XVIII. p. 335. Nach der Erzählung der Chronik von Anchin (ebendas. S. 537) riefen die Einwohner von Konstantinopel den Andronikus in der Absicht, durch ihn von den Lateinern befreit zu werden, und Andronikus setzte sich mit Hülfe des Sultans von Ikonium in den Besitz der Herrschaft über das griechische Kaiserthum.

chen von Konstantinopel zu gewinnen, so glaubte er gleichwol, nunmehr ohne Gefahr nach der Hauptstadt sich begeben zu können. Er gebrauchte jedoch die Vorsicht, den jungen Kaiser Alexius und dessen Mutter, die verwitwete Kaiserin, aus dem großen Palaste, welcher in der Mitte der Stadt und an der Küste des Meeres lag, zu entfernen und nach dem Palaste Mangane, welcher außerhalb der Stadt in dem Parke Philopation sich befand, führen zu lassen.

Andronikus setzte auch in Konstantinopel die bisher beobachtete Verstellung fort. Indem er den jungen Kaiser begrüßte, wußte er so sehr den Schein der herzlichsten Liebe und Freundschaft darzustellen, daß er alle Anwesende täuschte; und nur der verwitweten Kaiserin verbarg er schon in der ersten Zusammenkunft nicht den erbitterten Haß, welchen er gegen sie in seinem Gemüthe trug. Nachdem er mehrere Tage, indem er mit den angesehensten seiner Anhänger in Zelten wohnte, im Parke Philopation mit dem jungen Kaiser verweilt hatte, so wallfahrtete er an das Grab des Kaisers Manuel, welches in dem Kloster Pantokrator sich befand, heuchelte auch dort die innigste Rührung, ließ sich kaum bewegen, die Uebung einer scheinbar angestrengten Andacht abzubrechen, und murmelte ein unverständliches Gebet; viele Anwesende waren aber überzeugt, daß er nicht betete, sondern eine ruchlose Verwünschung der Seele des verstorbe-

nen Kaisers und den Schwur, an dem jungen Kaiser Alexius wegen der Verfolgungen, welche er von dessen Vater erfahren hätte, eine furchtbare Rache zu üben, aussprach.

So bitter Andronikus früher die Vernachlässigung der Erziehung des jungen Kaisers getadelt hatte, so traf er gleichwol in dieser Beziehung keine bessern Anstalten; vielmehr wurde der Knabe auch ferner zu keiner andern Beschäftigung als zur Jagd und zu Spielen angehalten und von Wächtern umgeben, welche Niemanden es gestatteten, mit ihm über ernsthafte Angelegenheiten sich zu unterhalten. Alle diejenigen Beamten des Hofes und Reiches, welche nicht zur Partei des Andronikus gehörten, wurden aus ihren Aemtern entfernt, und an ihre Stelle traten die Paphlagonier, welche den Andronikus auf der Reise von Oenäum nach der Hauptstadt begleitet hatten, sowie überhaupt dessen Anhänger, und vornehmlich die Söhne des Andronikus wurden zu hohen Ehrenstellen erhoben. Sobald Andronikus durch diese Maßregeln die Herrschaft sich gesichert zu haben glaubte, so begann er eine rücksichtslose und grausame Verfolgung aller Derer, welche seinen Absichten sich widersetzt hatten, oder deren Gesinnungen ihm gefährlich oder verdächtig schienen; und selbst feige Unterwerfung rettete Diejenigen, welche er zu Opfern seiner Rache ausersehen hatte, nicht von Gefangenschaft, Blendung und Hin-

richtung. Selbst die Cäsarissa Maria und deren Gemahl, obgleich ihnen Andronikus die Erreichung seiner Absichten größtentheils verdankte, starben durch Gift.

Alle diese Grausamkeiten wurden ohne Widersetzlichkeit sowol in der Hauptstadt als in den Provinzen ertragen; nur der Megas Domesticus und Statthalter von Philadelphia, Johannes Komnenus, mit dem Beinamen Vatatzes, verweigerte den Gehorsam und erhob einen Krieg wider den Andronikus in derselben Zeit, in welcher der Sultan von Ikonium in das römische Gebiet einfiel, der Stadt Sozopolis und mehrerer anderer Oerter sich bemächtigte und Attalia belagerte. Dieser Feinde wurde aber Andronikus bald entledigt; denn der Sultan ließ sich zum Frieden bewegen, und der Megas Domesticus Johannes Vatatzes besiegte zwar die Truppen, welche Andronikus wider ihn gesandt hatte, starb aber bald nach dem gewonnenen Siege zu Philadelphia an einer Krankheit, worauf die Einwohner von Philadelphia der Herrschaft des Andronikus sich unterwarfen. Die beiden Söhne des Megas Domesticus, Manuel und Alexius, welche an der Empörung ihres Vaters Theil genommen hatten, wurden flüchtig, suchten zuerst bei dem Sultan von Ikonium Schutz und entschlossen sich, nach Sicilien zu entfliehen, wurden aber auf der Insel Kreta erkannt und auf den Befehl des Andronikus geblendet.

Mittlerweile beschäftigte sich Andronikus zu Konstantinopel mit einer Vermählung seiner in Blutschande mit der Königin von Jerusalem erzeugten Tochter Irene mit Alexius, dem von dem Kaiser Manuel mit seiner Nichte Theodora erzeugten natürlichen Sohne. Wenn diese Vermählung nicht das Erzeugniß der Laune war, so konnte keine andere Absicht ihr zum Grunde liegen, als Unfrieden in der Geistlichkeit und dem Senate zu stiften und Veranlassung zur Entfernung der Priester und Senatoren von strengen Grundsätzen zu finden. Das Schreiben, in welchem Andronikus mit kurzen Worten diese Vermählung der Geistlichkeit und dem Senate ankündigte, als eine Maßregel, welche an sich unbedenklich wäre, dem römischen Reiche aber unter den damaligen Umständen unendliche Vortheile bringen würde, erregte eine heftige Bewegung, weil die Ehe des Alexius und der Irene wegen doppelter naher Verwandtschaft nach den Satzungen der Kirche unzulässig war; wenige Priester und Senatoren hatten aber den Muth, bei ihrem Widerspruche lange zu beharren, und einige kriechende und feige Schmeichler unter Denen, welchen es oblag, das Ansehen der Gesetze und die Würde des Reichs zu vertheidigen, stellten die scharfsinnige Behauptung auf, daß eben jene verbotenen Verhältnisse, welchen Irene und ihr künftiger Gemahl ihr Dasein verdankten, jede Verwandtschaft zwischen ihnen auf=

höben. Nur der Patriarch Theodosius ließ nicht ab von seinem Widerspruche und entsagte, damit er nicht in den Fall käme, einer von ihm verabscheuten Ehe den kirchlichen Segen zu ertheilen, seiner hohen Stelle; worauf er nach der Insel Terebinthus, wo er schon früher sich eine einsame Wohnung und ein Begräbniß erbaut hatte, sich zurückzog. Diese Entfernung des strengen und unbequemen Theodosius war dem Andronikus, welcher den Patriarchen wegen dessen Abstammung aus Armenien den heimtückischen Armenier zu nennen pflegte [1]), höchst erwünscht; zur Einsegnung der beabsichtigten Ehe ließ sich der damals in Konstantinopel anwesende Erzbischof von Thessalonich [2]) willig finden, und der Patriarch Basilius Kamaterus, welcher an die Stelle des Theodosius trat, stellte eine schriftliche Erklärung aus, in welcher er sich verbindlich machte, in allen Dingen, ohne Rücksicht auf Ge-

---

1) Nicetas S. 128.

2) Der Erzbischof von Thessalonich führte von den Bulgaren, welche in der Zeit der Bilderstürmerei dort sich niedergelassen hatten und erst von dem Kaiser Basilius, dem Bulgarenerwürger (ὁ Βουλγαρόκτονος), waren ausgerottet worden, den Titel eines Erzbischofs der Bulgaren, und mit diesem Titel bezeichnet auch Nicetas den Erzbischof jener Stadt. Vergl. Nicephorus Gregoras, Lib. II. 2. (ed. Bonn. T. I. p. 26, 27).

setze und Satzungen, dem Andronikus gefällig zu sein [1]) und nichts zu thun, was demselben unangenehm sein könnte.

So sehr Andronikus durch die Vermählung seiner Tochter Irene mit einem nahen Blutsfreunde dem sittlichen Gefühle der Byzantiner getrotzt hatte, so hielt er es doch noch für nöthig, in anderer Hinsicht milde und gesetzmäßige Gesinnungen zur Schau zu tragen. Dazu bot die Krönung des jungen Kaisers die passendste Gelegenheit dar; und obwol sich nicht zweifeln läßt, daß Andronikus damals schon mit sich einig war über das Schicksal, welches er dem Knaben bereiten wollte, so betrieb er gleichwol mit Eifer die Vollziehung dieser Feierlichkeit und zeigte sich bei der Krönung dem zahlreich versammelten Volke als den zärtlichen Freund und treuen Beschützer des jungen Kaisers, welchen er, nicht ohne Thränen der Rührung zu vergießen, auf seinen eigenen Schultern auf den Chor der Sophienkirche, auf welchem die Krönung stattfand, hinauf- und wieder herabtrug.

Durch solche Mittel gewann Andronikus vornehmlich das geringe Volk der Hauptstadt, und auf den Beistand des Pöbels rechnete er am meisten in der

1) Ἐκεῖνα ἐν τῷ ἀρχιερατεύειν διαπράττεσθαι ὅσα φιλητὰ Ἀνδρονίκῳ, κἂν εἴησαν παναθέμιτα. Nicetas S. 132.

Ausführung seiner weitern Pläne. Zuvörderst lag ihm daran, der verwittweten Kaiserin sich zu entledigen, und auch dazu nahm er den Beistand des Pöbels in Anspruch, indem er die Klage erhob, daß der schädliche Einfluß der Kaiserin ihn hinderte, sowol die Mißbräuche, welche in allen Zweigen der Verwaltung des Reichs herrschten, zu entfernen, als zweckmäßigere Anordnungen zu treffen, und sich stellte, als ob er, ermüdet durch die Hindernisse, welche die Kaiserin ihm in den Weg legte, entschlossen wäre, die Hauptstadt wieder zu verlassen. Dadurch brachte er den Pöbel von Konstantinopel in solche Bewegung, daß eine große Menge des gemeinen Volks in den kaiserlichen Palast drang und den Patriarchen Theodosius, welcher damals noch der Kirche von Konstantinopel vorstand, mit Gewalt zwang, zu der Entfernung der Kaiserin Maria aus dem Palaste seine Einwilligung zu geben. Bald hernach trat Andronikus noch offener mit seinen feindseligen Absichten gegen die Kaiserin hervor, indem er ein Gericht niedersetzte zur Untersuchung der Verbrechen, welche er der unglücklichen Frau zur Last legte. Der rechtliche Sinn der Richter setzte ihm aber Schwierigkeiten entgegen, auf welche er nicht gerechnet hatte; denn die Richter erklärten, daß sie nicht anders ihr Amt verwalten könnten, als wenn ihnen auf glaubliche Weise kundgethan würde, daß ihre Zusammenberufung von dem

Kaiser gebilligt oder befohlen worden sei. Diese Erklärung brachte den Andronikus in den heftigsten Zorn. „Seht," sprach er, „das sind die Leute, welche den Protosebastus Alexius zu allen Schlechtigkeiten verführt haben;" er befahl der mit Beilen bewaffneten fremden Leibwache, die widerspenstigen Richter zu verhaften, und der Pöbel mishandelte durch Verspottung und Gewaltthätigkeiten die redlichen Männer, welche es gewagt hatten, dem Tyrannen sich zu widersetzen und ihrer Pflicht treu zu bleiben.

Dieses Verfahren erregte einen tiefen Unwillen und nicht geringe Besorgnisse unter den angesehenen Familien des Hofes, welchen die Vertraulichkeit des Andronikus mit dem Pöbel nicht anders als sehr anstößig sein konnte; und es bildete sich daher eine Verschwörung des Adels, an deren Spitze der Megas Dux Andronikus Kontostephanus, dessen Abfall von dem Protosebastus Alexius Komnenus früher dem Andronikus den Sieg verschafft hatte, der Logothet des Dromus (Reichspostmeister), Basilius Kamaterus, und Andronikus Angelus standen. Die Verschwornen gelobten einander durch die heiligsten Schwüre, nicht eher ihren Augen den Schlaf zu vergönnen, als wenn sie den tyrannischen Andronikus aus dem Wege geräumt haben würden. Weil aber diese Verschwörung verrathen wurde, bevor der Plan der Verschwornen zur Reife gediehen war, so diente sie nur dazu, die

Tyrannei des Andronikus zu befestigen und den Fall der Kaiserin Maria zu beschleunigen. Andronikus Angelus entzog sich mit vier Söhnen nur durch eine glückliche Flucht der Verhaftung; der Megas Dux dagegen mit vier Söhnen, sowie auch der Logothet des Dromus wurden ergriffen und geblendet; die übrigen Verschwornen, mehrere ohne durch sichere Beweise von der Theilnahme an der Verschwörung überführt werden zu können, wurden entweder mit Gefängniß oder Verweisung bestraft, und nur wenige entgingen dadurch der Strafe, daß sie dem Andronikus für die Zukunft treue Anhänglichkeit und willigen Gehorsam zusagten.

Als Andronikus auf solche Weise nicht nur der Gefahr entgangen war, sondern auch seine Feinde gedemüthigt und unterdrückt hatte, so glaubte er den Proceß, oder vielmehr die seit langer Zeit vorbereitete Verurtheilung der verwitweten Kaiserin nicht länger verschieben zu dürfen; und er wählte für das Gericht, welches er nunmehr berief, folgsamere Richter als das erste Mal. Auf die Anschuldigung, daß die Kaiserin verrätherische Verbindungen mit dem Könige Bela von Ungarn unterhalte und diesen König in Briefen zu Feindseligkeiten gegen die griechischen Grenzprovinzen angereizt habe, verfügte das Gericht die Einsperrung der unglücklichen Frau in ein enges Gefängniß, welches im Kloster des heiligen Diomedes sich befand;

und in einer zweiten Berathung sprach dasselbe Gericht das Todesurtheil wider die Kaiserin aus, welches Andronikus durch die Unterschrift ihres eigenen Sohns, des jungen Kaisers, bestätigen ließ. Die Vollstreckung dieses Urtheils übertrug der Tyrann zuerst seinem ältesten Sohne Manuel und seinem Schwiegersohne Andronikus. Als diese aber erklärten, daß sie die Verurtheilung der Kaiserin als eine ruchlose Ungerechtigkeit misbilligten und niemals ihre Hände mit dem Blute der unschuldigen Frau beflecken würden, so erhob er bittere Klage über den Ungehorsam und die Untreue seiner nächsten Angehörigen; nach wenigen Tagen fand er an dem Eunuchen Pterygionites, welcher ihm schon zur Vergiftung der Cäsarissa Maria und ihres Gemahls behülflich gewesen war, und dem Hetäriarchen oder Befehlshaber eines Theils der kaiserlichen Leibwache, Constantinus Tripsychus, bereitwillige Vollstrecker des beschlossenen Mordes; die Kaiserin wurde in ihrem Gefängnisse erdrosselt und ihr Leichnam an der Küste des Meeres begraben.

Daß Andronikus nach dem kaiserlichen Throne trachtete, konnte zwar nicht zweifelhaft sein; er sprach jedoch seinen Wunsch nicht aus, begnügte sich vorläufig mit der wirklichen Gewalt, welche ihm, nachdem seine Nebenbuhler und Feinde entfernt oder als Opfer seiner Rache gefallen waren, nicht mehr streitig gemacht werden konnte, und überließ das Weitere sei-

nen Anhängern, auf deren schmeichlerische Unterwürfigkeit und kriechende Dienstfertigkeit er rechnen konnte; und diese fanden auch sehr bald die Gelegenheit, seinem Wunsche entgegenzukommen. Als im September des Jahres 1182 die eingelaufenen Nachrichten, daß mehrere entflohene Theilnehmer der letzten Verschwörung in der Provinz Bithynien Unruhen stifteten, indem Theodorus Angelus in Prusa, Isaak Angelus und Theodorus Kantakuzenus in Nicäa zahlreiche Anhänger gefunden hätten, in Konstantinopel einige Besorgnisse erweckten, und Andronikus in dem Palaste, welchen er damals bewohnte [1]), seine Freunde und Anhänger zu Berathungen versammelt hatte: so äußerten einige Schmeichler den Gedanken, daß die Empörungen nicht eher ein Ende nehmen würden, als wenn man den Andronikus neben dem Knaben Alexius auf den kaiserlichen Thron gesetzt haben würde; denn von seiner Erfahrung und seinen Einsichten wäre unter den dermaligen Umständen einzig und allein die Rettung des Reiches zu hoffen. Diese Aeußerung fand allgemeinen Beifall; einige andere Anwesende behaupteten sogar, die Noth des Reiches wäre so dringend, daß man den Andronikus, falls er sich weigern

1) Es war der Palast, welcher das Haus des Michaelitzes (ὁ οἶκος τοῦ Μιχαηλίτξη) genannt wurde. Nicetas S. 336.

sollte, die angebotene Krone anzunehmen, zwingen müsse, das Reich zu retten, und endlich erhob sich die ganze Versammlung und rief einstimmig den Andronikus zum Kaiser aus.

Sehr bald verbreitete sich das Gerücht von Dem, was in dem Palaste des Andronikus geschehen war, in der ganzen Stadt und erregte unter dem gemeinen Volke einen unbeschreiblichen Jubel; das Volk versammelte sich in großer Zahl vor dem Palaste, um dem neuen Kaiser Glück zu wünschen, und äußerte seine Freude durch Acclamationen sowol als durch fröhliche Gesänge und Tänze, und zwei angesehene Männer, ein Richter und ein Protonotarius, schämten sich nicht, an den Gesängen und Tänzen des Pöbels Theil zu nehmen, indem sie die Zeichen ihrer Würde, die senatorische Kopfbedeckung nebst den beiden auf die Schultern herabhängenden Streifen von weißer Leinwand, ablegten. Andronikus behauptete zwar anfangs den Schein, als ob Alles, was geschah, ihm ebenso überraschend als unangenehm wäre; er ließ sich jedoch aus seiner Wohnung nach dem Palaste der Blachernen führen, wo der junge Kaiser, welcher erst durch den Freudenruf des Pöbels erfuhr, daß ihm ein Mitkaiser war gegeben worden, ihn mit Freundlichkeit empfing. Nicht ohne Widerstreben nahm Andronikus die Mitherrschaft an, welche der junge Kaiser, den Umständen sich fügend, ihm antrug, setzte

sich dann, indem er fortfuhr, sich zu stellen, als ob er ungern dem Willen seiner Freunde nachgäbe, auf den kaiserlichen Thron und ließ die kaiserliche rothe Mitra und das kaiserliche Purpurkleid sich anlegen. Schon am andern Tage wurde er in der Sophienkirche gekrönt; und obwol schon an diesem Tage in den Acclamationen sein Name vor dem Namen des jungen Alexius genannt wurde, so setzte er doch seine bisherige Heuchelei noch fort, indem er in seinen Mienen das Gefühl eines von schwerer Widerwärtigkeit bedrängten Mannes ausdrückte und dann bei dem Genusse des heiligen Abendmahls feierlich es beschwor, daß er in keiner andern Absicht die Krone angenommen hätte, als um seinem Vetter, dem jungen Kaiser, in der Behauptung seiner Rechte und seiner Gewalt redlichen Beistand zu leisten. Vielleicht war es noch eine fernere Fortsetzung dieser Heuchelei, daß er auf der Rückkehr aus der Sophienkirche nach dem großen kaiserlichen Palaste an keinem der Orte verweilte, wo sonst die neugekrönten Kaiser in ihrem Glanze dem Volke sich zu zeigen pflegten, auch nicht in langsamem und feierlichem Zuge nach der gewöhnlichen Sitte aus der Kirche nach dem Palaste sich begab, sondern vielmehr sein Pferd rasch vorwärts gehen ließ, was Viele als ein Zeichen einer feigen Furcht vor Nachstellungen wider sein Leben betrachteten.

Kaum waren aber die gewöhnlichen Feierlichkeiten,

womit die Krönung der Kaiser zu Byzanz begangen zu werden pflegte, vollendet, so legte Andronikus die bisherige Maske ab. Er versammelte seine Anhänger zu einer Berathung und ließ die Ausschließung des jungen Alexius vom Throne für eine nothwendige Maßregel erklären; und dieselben Schmeichler, welche zu der Entsetzung des rechtmäßigen Kaisers ihre Hände geboten hatten, waren nach wenigen Tagen ebenso bereitwillig, auf die Auffoderung des Andronikus den Knaben, welcher noch nicht sein funfzehntes Lebensjahr vollendet hatte, ohne irgend einen Schein des Rechts zum Tode zu verurtheilen. Die Vollstreckung dieses schändlichen Urthelspruchs übernahm derselbe Constantinus Tripsychus, welcher seine Hände schon mit dem Blute der Kaiserin Maria befleckt hatte, indem er nebst zwei Andern [1]) den Knaben in der Nacht überfiel und mit der Sehne eines Bogens erdrosselte. Der grausame und rachsüchtige Sinn des Andronikus offenbarte sich auf eine empörende Weise, als ihm der entseelte Leichnam des Knaben, welchen er wenige Tage zuvor redlich schützen und vertheidigen zu wollen mit dem feierlichsten Eide vor dem Altare Gottes gelobt hatte, gebracht wurde. Mit boshafter Wuth

---

1) Stephanus Hagiochristophoretes und Theodorus Badibrenus, Vorsteher der Stabträger oder Häscher (προεστὼς τῶν ῥαβδοφόρων). Nicetas S. 137.

trat er den Leichnam mit Füßen und sprach dazu die ruchlosen Worte: „Dein Vater war ein Meineidiger und Verläumder, und deine Mutter eine verworfene Buhlerin." Dann wurde ein Faden durch ein Ohr des Knaben gezogen und daran ein Wachssiegel, in welchem der Siegelring des Andronikus abgedruckt war, befestigt, hierauf der Kopf vom Rumpfe getrennt, wieder zu Andronikus gebracht und in einen Abgrund geworfen[1]); der Rumpf wurde in einen bleiernen Sarg gelegt und in das Meer versenkt, und der Präfectus Kanikleі Johannes Kamaterus, nachheriger Erzbischof von Thessalonich, und der Chartularius oder Archivar Theodosius Chrumnus, welche dieses Geschäft besorgt hatten, kehrten auf dem Fahrzeuge, in welchem sie den Leichnam ihres ermordeten Herrn weggeführt hatten, mit Gesang und Musik wie von einer rühmlichen That nach der Hauptstadt zurück.

Durch die Leichtigkeit, mit welcher Andronikus seit seiner Rückkehr nach Konstantinopel für jedes Verbrechen hülfreiche Hände gefunden hatte, war die Verachtung des menschlichen Geschlechts, von welcher sein Gemüth schon früher durchdrungen war, so sehr gesteigert worden, daß eine milde, schonende und gerechte Regierung von ihm nicht erwartet werden konnte; und die Erfahrun-

1) Ἐν παραβύστῳ κατὰ τὴν λεγομένην Καταβατήν Nicetas a. a. O.

gen, welche ihm die ersten Tage seines Kaiserthums darboten, bewiesen aufs Neue, daß er ein durchaus verächtliches Volk beherrschte [1]). Die Geistlichkeit der Hauptstadt beeilte sich, die Ermordung des Kaisers Alexius dadurch zu billigen, daß sie den Andronikus sowol als dessen Freunde von der Verbindlichkeit des Eides, welchen sie dem ermordeten Knaben geschworen hatten, entband; und Andronikus belohnte diese Willfährigkeit dadurch, daß er der Geistlichkeit das Recht ertheilte, bei feierlichen Gelegenheiten neben seinem kaiserlichen Throne auf niedrigen Sesseln zu sitzen, und einige andere, eben so unerhebliche Begünstigungen zugestand. Indem er aber nach wenigen Tagen jenes Recht wieder zurücknahm, gab er den eiteln Patriarchen Basilius Kamaterus und dessen Geistlichkeit, welche die Berechtigung, neben dem kaiserlichen Throne zu sitzen, als eine glänzende Erhöhung ihres Ansehens gepriesen hatten, der allgemeinen Verspottung preis. Wie wenig er gesonnen war, als Kaiser die öffentliche Meinung zu achten, bewies er auch dadurch, daß er, ein betagter Greis, die elfjährige verlobte

1) Die zwei Bücher des Nicetas, in welchen die Geschichte der kaiserlichen Regierung des Andronikus mitgetheilt wird, sind überall die Quelle der nachfolgenden Erzählung, wenn nicht andere Schriftsteller angeführt werden.

Braut des ermordeten Alexius, Anna, Tochter des Königs Ludwig VII. von Frankreich, zur Gemahlin nahm, ohne das ärgerliche Verhältniß mit der Königin Theodora von Jerusalem aufzugeben [1]).

Die Ermordung des Kaisers Alexius und die Thronbesteigung des Andronikus wurden nicht in allen Provinzen des Reichs mit Gleichgültigkeit vernommen, und der Aufstand, welchen die Familie der Angeli und deren Anhänger in Bithynien erregt hatten, gewann nunmehr den Charakter eines gerechten Krieges gegen einen Usurpator, welcher durch Mordthaten den kaiserlichen Thron geschändet hatte. Auch in dem Heere, welches gegen den König von Ungarn an den nördlichen Grenzen im Felde stand, erregte die Nachricht von den greuelvollen Ereignissen, welche in der Hauptstadt geschehen waren, die heftigste Bewegung. Zwar unterwarf sich Alexius Branas, der eine der beiden Heerführer jener Truppen, welcher schon seit längerer Zeit zu den Anhängern des Andronikus gehörte, willig der Herrschaft des Usurpators; Androni-

---

1) Nicetas S. 145. Nach dem Anhange zu der Chronik des Robertus de Monte (Recueil des historiens de la France. T. XVIII. p. 335) hatte Andronikus zuerst die Absicht, die Prinzeß Anna mit seinem Sohne Manuel zu vermählen. Als dieser aber sich weigerte, so nahm Andronikus selbst die junge Prinzeß zur Gemahlin.

kus Lapardas aber, der andere Heerführer, welcher der Gunst des neuen Herrschers sich nicht sicher achtete, war weniger geschmeidig und beschloß sogar, die Ermordung des rechtmäßigen Kaisers zu rächen, bereitete jedoch durch seinen nicht mit besonderer Geschicklichkeit angelegten Plan sich selbst den Untergang. Da er wegen der entgegengesetzten Gesinnung des Alexius Branas nicht hoffen konnte, die Truppen, welche unter seinem Befehle standen, für seine Absichten zu gewinnen, so hielt er sein Vorhaben verborgen, beredete den Branas, ihm die Reise nach der Hauptstadt zur Meldung der Unterwerfung des Heeres unter die Befehle des neuen Kaisers zu übertragen, verließ, als er nach Adrianopel gekommen war, die Straße von Konstantinopel, begab sich an die Küste des Meeres[1]) und ging nach Asien über, wo er früher verschiedene wichtige Aemter verwaltet hatte und deswegen einen beträchtlichen Anhang zu finden hoffte. Sein Vorhaben war aber längst am kaiserlichen Hofe kund geworden und hatte den Usurpator, welcher den Lapardas als einen sehr geschickten Feldherrn kannte, mit großen Besorgnissen erfüllt, dergestalt, daß er es nicht wagte, mit offener Gewalt wider ihn zu verfahren, sondern zur List seine Zuflucht nahm und durch kaiserliche Briefe den Statthaltern der asiatischen Pro-

1) Nach Hyelokastellium. Nicetas S. 139.

vinzen befahl, den Lapardas, welcher mit geheimen kaiserlichen Aufträgen nach Asien komme, in der Vollziehung derselben zu unterstützen. Ehe diese List, welcher keine andere Absicht zum Grunde lag, als den Lapardas in den Verdacht der Zweideutigkeit und der Betrügerei zu bringen, ihre Wirkung äußern konnte, wurde dieser zu Adramyttium von dem dortigen Statthalter Kephalas ergriffen, nach Konstantinopel geliefert, seiner Augen beraubt und in dem Kloster Pantepoptes eingesperrt, wo er nicht lange hernach sein Leben beschloß.

Fast jeder Tag der ersten Monate, in welchen Andronikus Herr des griechischen Kaiserthums war, wurde durch die Blendung irgend eines angesehenen Mannes oder durch irgend ein anderes schreckendes Strafexempel bezeichnet; und man nannte daher zu Konstantinopel die Decembertage des Jahres 1184, welche Andronikus in der Gegend von Kypsella mit Jagdbelustigungen zubrachte, die halcyonischen Tage oder die Tage der Windstille, weil während dieser Zeit kein Strafbefehl von ihm erlassen wurde. Sobald er aber gegen das Ende des Jahres nach der Hauptstadt zurückgekehrt war, so erneute er die grausame Verfolgung seiner Widersacher und aller Derer, welche das Unglück hatten, ihm verdächtig zu werden.

Der Aufstand in Asien verbreitete sich während des Winters 1184 und 1185 immer weiter und be-

schränkte sich nicht mehr auf Nicäa und Prusa, sondern auch die Stadt Lopadium war in der Gewalt der Familie Angeli und ihrer Anhänger. Andronikus sah sich daher genöthigt, in seinem hohen Alter noch einmal die Waffen zu ergreifen. Nachdem von Alexius Branas, welchen er mit einem Theile des Heeres nach Asien vorausgesandt hatte, Lopadium zum Gehorsam war zurückgebracht worden, so begab sich Andronikus selbst im Frühlinge 1185 mit allen europäischen und asiatischen Truppen, über welche er verfügen konnte, nach Bithynien, vereinigte sich mit dem Heere des Branas und unternahm hierauf die Belagerung von Nicäa. Da Andronikus selbst ein Meister in der Kunst der Belagerungen zu sein sich rühmte und in früherer Zeit wirklich Beweise seiner Geschicklichkeit in der Einrichtung und Anwendung der damaligen Werkzeuge der Belagerungen gegeben hatte, so verdroß es ihn um so mehr, daß alle seine Versuche, die Mauer der Stadt niederzuwerfen oder zu durchbrechen, durch die Wachsamkeit und Geschicklichkeit des Isaak Angelus und des Theodorus Kantakuzenus, welche in der Stadt sich befanden, und durch die Tapferkeit der Besatzung, welche eine Verstärkung von türkischen Hülfsvölkern erhalten hatte, vereitelt und mehrere seiner Maschinen sogar von den Belagerten durch Feuer zerstört wurden. Andronikus schaffte auch dieses Mal nach seiner Weise seinem Verdrusse durch

eine Grausamkeit ganz eigener Art Genugthuung, indem er die hochbetagte Mutter des Isaak Angelus aus Konstantinopel holen und auf die Widder und andere Maschinen, womit die Mauer von Nicäa bestürmt wurde, setzen ließ, damit sie den Geschossen ihres Sohnes preisgegeben würde; er erreichte aber damit nicht seinen Zweck; nicht einmal die alte Frau ließ sich in den Augenblicken der Gefahr zur Aeußerung irgend einer Aengstlichkeit bewegen, die Belagerten wußten mit Geschicklichkeit die Beschädigung der Mutter ihres Oberhauptes zu vermeiden, und endlich gelang es ihnen bei einem nächtlichen Ausfall, nachdem sie einen Theil der Maschinen des Kaisers verbrannt hatten, auch die unglückliche Frau aus den Händen des grausamen Tyrannen zu befreien. Dadurch wurde der Muth der Belagerten so sehr gesteigert, daß sie, nicht zufrieden, wider den Tyrannen mit den Waffen zu kämpfen, sich nicht scheuten, seinen Zorn durch die bitterste Verhöhnung und durch Schimpfreden aller Art noch mehr zu reizen. Gleichwol, als bald hernach Theodorus Kantakuzenus bei einem unbesonnenen Ausfalle sein Leben einbüßte, so verlor Isaak Angelus den Muth und rieth zur Uebergabe der Stadt an den Kaiser; und da auch der Bischof Nicolaus von Nicäa diesen Rath unterstützte, so entschlossen sich die Bewohner der Stadt, die Gnade des Andronikus anzuflehen. Indem der Bischof, die heiligen Evan-

gelien tragend, und die gesammte Geistlichkeit der Stadt vorangingen, zog die ganze Bevölkerung, Junge und Alte, Männer und Weiber, baarfuß und mit entblößten Häuptern, die Hände mit Riemen gebunden, aus der Stadt nach dem kaiserlichen Lager; und Andronikus, welchen diese unerwartete Erscheinung nicht wenig überraschte, verbarg anfangs seinen Zorn und seine Rachsucht unter dem Scheine der Milde und Versöhnlichkeit, und gab ihnen die Versicherung, daß er ihrer Widersetzlichkeit nicht weiter gedenken wollte. Doch kaum war er in dem Besitze der Stadt, so ließ er seiner Rachsucht freien Lauf; viele der angesehensten Einwohner wurden verbannt, andere von der Mauer herabgestürzt, und die Türken, welche den Nicänern Beistand geleistet hatten, wurden im Umkreise der Stadt auf Pfähle gespießt. Nur des Isaak Angelus schonte der blutdürstige Tyrann, behandelte ihn sogar mit Auszeichnung, ertheilte ihm wegen seiner Bereitwilligkeit, sich zu unterwerfen, Lobsprüche und erlaubte ihm die Rückkehr nach Konstantinopel.

Andronikus führte, nachdem er in Nicäa eine solche furchtbare Rache geübt hatte, sein Heer nach Prusa und begann die Belagerung auch dieser Stadt, indem er von Zeit zu Zeit über die Mauer durch die Wurfgeschosse Briefe werfen ließ, in welchen er den Einwohnern Verzeihung anbot, wenn sie ihm ungesäumt die Thore öffnen und ihre drei Häupter, Theo-

dorus Angelus, Lachanas und Synesius ausliefern würden [1]). Diese trügerischen Verheißungen fanden zwar keinen Glauben und die Belagerten leisteten einen tapfern Widerstand. Als aber durch die Wurfmaschinen des Andronikus ein Theil der Mauer war niedergeworfen worden, so verzagte die Besatzung und das kaiserliche Heer erstieg mit Sturmleitern die verlassene Mauer. Die Rache, welche Andronikus in Prusa übte, war noch greuelvoller als die Grausamkeiten, welche die Nicäner erfahren hatten. Theodorus Angelus, ein fast noch unbärtiger Jüngling, wurde der Augen beraubt, auf einen Esel gebunden und über die römische Grenze gebracht, wo sich einige Türken seiner erbarmten und in ihren Zelten ihm Herberge gaben; Manuel Lachanas und Leo Synesius wurden nebst vierzig ihrer Freunde an Bäumen außerhalb der Stadt aufgehängt, viele Andere auf vielfältige Weise verstümmelt, oder von den Mauern herabgeworfen, oder in Abgründe gestürzt.

---

1) „Er verlangte von ihnen," sagt Nicetas (S. 145), „um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, daß sie ihm den Theodorus Angelus, den Pflastertreter Lachanas und den Tollhäusler Synesius und deren Genossen zum Tode überliefern sollten." In den Zusammenstellungen: τὸν ἀγοραῖον Λαχανᾶν καὶ τὸν ἀσύνετον Συνέσιον, lag übrigens ein beißender Hohn, welcher in einer Uebersetzung sich nicht ausdrücken läßt.

Während dieser Krieg den Tyrannen in Asien beschäftigte, geschahen in der Hauptstadt keine Hinrichtungen. Sobald Andronikus aber nach Konstantinopel zurückgekehrt war, so erneute er seine Grausamkeiten mit gesteigertem Grimme. Seine Tyrannei wurde in eben dem Maße wilder und unerträglicher, als ein ängstlicher Argwohn und eine quälende Besorgniß vor heimlichen Nachstellungen immer mehr über ihn die Herrschaft gewannen. Der Einsturz einiger Balken in der Rennbahn während der Spiele, mit welchen er seine Rückkehr von dem glücklichen Kriege in Asien feierte, setzte ihn in solche Furcht, daß er seine Leibwache zu sich rief und mit derselben aus der Rennbahn entfliehen wollte; und seine Freunde hielten ihn nur mit Mühe von der Ausführung dieser Flucht ab, indem sie ihm vorstellten, daß in dem zahlreich versammelten Volke, welches ebenfalls durch den Einsturz der Balken, der sechs Menschen das Leben gekostet hatte, heftig geschreckt und aufgeregt worden war, durch die Entweichung des Kaisers leicht der Argwohn erweckt werden könnte, als ob man mit schlimmen Dingen umginge, und daß ein solcher Argwohn einen gefährlichen Aufstand zur Folge haben würde.

Die argwöhnische und ängstliche Stimmung des Andronikus, welche ihn von einer Grausamkeit zur andern trieb, wurde noch verschlimmert durch die Nach=

richten, welche aus Cypern einliefen. Isaak, Sohn einer Tochter des Sebastokrator Isaak, eines ältern Bruders des Kaisers Manuel, welcher wegen seiner mütterlichen Abstammung den Namen der Komnenen angenommen hatte [1]), war noch zur Zeit des Kaisers Manuel als Statthalter von Tarsus in die Gefangenschaft der Armenier gerathen und erhielt nicht lange nach der Thronbesteigung des Andronikus erst durch die Vermittelung der Tempelherren die Freiheit, worauf ihm Andronikus auf die Fürsprache der Königin Theodora von Jerusalem und ihres Schwähers, des Makroducas Constantinus, sowie des Andronikus Ducas, eines nahen Verwandten des Isaak, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Konstantinopel bewilligte. Isaak aber, anstatt diese Erlaubniß zu benutzen, begab sich nach Cypern, verschaffte sich dort durch die Vorweisung eines von ihm selbst geschriebenen kaiserlichen Befehls zuerst die Anerkennung als Statthalter, warf sich aber bald zum unabhängigen Beherrscher dieser Insel auf und übte eine solche Tyrannei, daß die Grausamkeit des Andronikus nach dem Zeugnisse des

1) Der Name der Familie des Vaters von Isaak wird zwar nicht genannt, es ist aber wahrscheinlich, daß Isaak dem Geschlechte der Ducas angehörte, weil Andronikus Ducas als ein naher Verwandter desselben von Nicetas (S. 145) bezeichnet wird.

Nicetas, wenn sie mit den Greueln des cyprischen Usurpators verglichen wurde, als Milde und Sanftmuth erschien.

Andronikus wurde durch die Nachricht von dem Abfall der Insel Cypern um so mehr erschreckt, als er seit längerer Zeit von der Ahnung gequält wurde, daß ein Mann, dessen Name mit J anfinge, ihn um Thron und Leben bringen würde; und schon ängstigte ihn die Furcht, daß Isaak nicht mit der Herrschaft von Cypern sich begnügen, sondern nach Mehrerem trachten würde. Die ganze Wuth des Tyrannen, als ihm kein Mittel zu Gebote stand, des Usurpators sich zu entledigen, richtete sich nun gegen dessen beide Verwandte, welche gerathen hatten, dem Isaak die Rückkehr nach der Hauptstadt zu gestatten und das Geld zur Bestreitung dieser Reise zu bewilligen. Obgleich beide, sowol der Makroducas Constantinus als Andronikus Ducas, zu den eifrigsten Freunden des Kaisers gehörten, und Ducas, dessen blutdürstiger Sinn ebenfalls an Verstümmelungen Freude fand, alle bisherige Grausamkeiten gebilligt und den Andronikus oft zur Schärfung der verhängten Strafen beredet hatte, auch wegen dieser knechtischen Schmeichelei von ihm durch Ehrenbezeigungen ausgezeichnet und sogar zum Sohn angenommen worden war: so wurden sie gleichwol beide verhaftet, und Andronikus begnügte sich nicht damit, durch Blendung oder eine gewöhnliche Hinrich-

tung sich an ihnen zu rächen. Am Himmelfahrtsfeste, als der Kaiser in einem der Paläste des Philopation sich aufhielt und daselbst seinen ganzen glänzenden Hofstaat um sich versammelt hatte, wurden beide dahin geführt, indem sie der Hoffnung sich überließen, daß entweder ihre Sache einer richterlichen Untersuchung unterworfen werden sollte, oder der Kaiser die Absicht hätte, ihnen ihre Begnadigung anzukündigen. Es wartete ihrer aber schon Stephanus Hagiochristophorites, einer der Mörder des jungen Kaisers Alexius; denn dieser hatte auch an diesem Tage das Amt des Henkers übernommen. Kaum waren sie vor dem kaiserlichen Palaste angelangt, mit Sehnsucht nach den Fenstern schauend, wo sie den Kaiser zu erblicken hofften, so schleuderte Stephanus einen Stein, den kaum seine Faust zu fassen vermochte, gegen den Makroducas, foderte hierauf die ganze glänzende Versammlung der anwesenden Hofleute auf, seinem Beispiele nachzuahmen, und bedrohte diejenigen, welche sich weigerten oder zögerten, seiner Auffoderung Folge zu leisten, mit der Ungnade des Kaisers oder einem ähnlichen Schicksale wie dasjenige, welches jene beiden Verbrecher erwartete. Diese Drohung wirkte; alle Hofleute bewaffneten sich mit Steinen, welche sie wetteifernd gegen den Makroducas sowol als gegen den Gefährten seines Unglücks schleuderten; und die Körper der beiden Unglücklichen wur-

den endlich, zwar zerschmettert von zahlreichen Steinwürfen, aber noch athmend, in schlechte Maulthierdecken gehüllt und hinweggeschleppt, worauf beide, Andronikus Ducas auf dem Kirchhofe der Juden zu Pera, der Makroducas Constantinus aber an einer erhabenen Stelle der Küste, auf Pfähle gespießt wurden.

Solche Greuelscenen erregten allgemeine Furcht und Besorgniß, und selbst die Anhänger des Tyrannen hielten sich nicht sicher gegen den launigen Wankelmuth eines Mannes, welcher kaum einer Veranlassung zum Argwohn bedurfte, um Befehle zu Verstümmelungen und Hinrichtungen zu erlassen. Ein Opfer dieses Wankelmuths des Andronikus wurde auch Constantinus Tripsychus, der Mörder der Kaiserin Maria und des Kaisers Alexius und Vollstrecker vieler andern blutdürstigen Befehle des Tyrannen; denn wegen einer Spötterei über die nicht sehr vortheilhafte Gestalt des Johannes, des Sohns des Andronikus, welcher damals zum Kaiser und Thronfolger war ernannt worden, wurde er seiner Güter beraubt, in ein Gefängniß eingesperrt und endlich geblendet. Daher entstand selbst bei Denen, welche am thätigsten dafür gewirkt hatten, dem Andronikus den Thron zu verschaffen, der lebhafte Wunsch nach der Befreiung von einer Tyrannei, deren Schrecklichkeit mit jedem Tage zunahm. Diese Stimmung verleitete den Alexius, den natürlichen Sohn des Kaisers Manuel

durch dessen Vermählung mit Irene, der Tochter der Königin von Jerusalem, Andronikus noch vor seiner Thronbesteigung ein so großes Aergerniß erregt hatte, zu eiteln Hoffnungen und ehrgeizigen Plänen; zwei Brüder mit Namen Sebastiani übernahmen es, den Andronikus durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, und Andere verschworen sich, den Alexius, sobald der Tyrann gefallen sein würde, zum Kaiser auszurufen. Dieser Plan aber mislang; die beiden Brüder Sebastiani büßten für den beabsichtigten Meuchelmord durch den Tod am Kreuze; Alexius wurde von seiner Gemahlin Irene getrennt, geblendet und nach Chele in Bithynien verbannt; die übrigen Häupter der Verschwörung wurden ebenfalls geblendet, und Mamelus, der Secretair des Alexius, unter schaudervollen Martern auf der Rennbahn lebendig verbrannt.

Andronikus hatte noch nicht die Bestrafung Derer, welche ihm jene Gefahr bereitet hatten, vollendet, als eine neue noch schlimmere Gefahr für ihn einbrach. Der Mundschenk Alexius Komnenus, ein Urenkel des Kaisers Johannes Komnenus [1]), welcher von Andronikus nach Scythien, d. i. Polen oder Rußland, war

---

1) Alexius war nach Nicetas (S. 148) der Enkel eines der Brüder des Kaisers Manuel (ἐκ ἀδελφύπαιδος τοῦ βασιλέως Μανουὴλ προελήλυθε). Näher wird seine Abstammung nicht bezeichnet.

verwiesen worden, verließ plötzlich den Ort seiner Verbannung und begab sich in Begleitung eines bis dahin unbekannten Mannes, des Maleinus aus der Provinz von Philippi, an den Hof des Königs Wilhelm von Sicilien. Es gelang ihnen sehr leicht, den normännischen König, welcher, wie seine Vorfahren, zu Eroberungen sehr geneigt war und eine Gelegenheit, eine normännische Herrschaft in Epirus und andern Provinzen des griechischen Reichs zu gründen, gern benutzte, zum Kriege gegen den Usurpator Andronikus zu bewegen; und ihre Aufreizung verfehlte um so weniger ihre Wirkung, als ihre Beschreibung von der Tyrannei des Andronikus und der Erbitterung, welche dadurch in allen Provinzen des griechischen Kaiserthums erregt worden sei, durch die Erzählungen der Soldaten, welche früherhin in griechischem Dienste gestanden und der Grausamkeit des Andronikus nur durch die Flucht entgangen waren, bestätigt wurde. Im Sommer des Jahres 1185 wurde daher Andronikus durch die Nachricht geschreckt, daß ein zahlreiches sicilisches Heer und eine beträchtliche Flotte im Begriffe wären, Epirus und Macedonien anzugreifen. Er ließ es zwar nicht an Anstalten zur Vertheidigung fehlen; er sandte den Johannes Branas nach Dyrrachium, um den Befehl über die dortige Besatzung zu übernehmen, und erließ an David Komnenus, einen Seitenverwandten des kaiserlichen

Geschlechts, welcher Statthalter von Thessalonich war, eine sehr ernstliche Ermahnung, auf seiner Hut zu sein. Gleichzeitig sammelte er in Macedonien Truppen, deren Anführung er seinem Sohne und Nachfolger Johannes und einigen andern kriegskundigen Befehlshabern übertrug. Dyrrachium aber wurde von einem Theile der normännischen Landtruppen im ersten Angriffe erobert, und die feste Stadt Thessalonich, welche von der Flotte des Königs von Sicilien angegriffen wurde, widerstand nicht länger als zehn Tage[1]), weil weder der junge Kaiser Johannes, welcher bei Philippi sorglos mit der Jagd sich belustigte, noch die übrigen Befehlshaber der in Macedonien versammelten Truppen einen ernstlichen Versuch machten, die belagerte Stadt zu entsetzen, und David Komnenus, der Befehlshaber von Thessalonich, um die Belagerung auf keine andere Weise sich kümmerte, als daß er an einem sichern Orte die Wirkungen der feindlichen Belagerungsgeschütze beobachtete und an der Zer-

1) Nach Johannis de Ceccano Chronicon Fossae novae (in Ughelli Italia sacra T. I.) zum Jahre 1185 wurde Dyrrachium am Johannistage (24. Juni) und Thessalonich am St. Bartholomäustage (24. August) von den Siciliern erobert; nach Nicetas (S. 153) nahm die Belagerung von Thessalonich am 6. August ihren Anfang und am 15. desselben Monats kam die Stadt in die Gewalt der Normannen.

störung der Mauern, als einem unterhaltenden Schauspiele, und an dem Geprassel der herabgeworfenen Steine ein groszes Vergnügen fand. Die unglückliche Stadt, welche im Sturm erobert wurde, erfuhr hierauf von den Normannen eine ebenso furchtbare Plünderung als neun Jahre später Konstantinopel von den Kreuzfahrern; und den Greueln, welche die Normannen in der eroberten Stadt verübten, wurde nicht eher gewehrt, als bis es dem Erzbischof Eustathius von Thessalonich gelang, durch die Gewalt seiner Beredsamkeit den Grafen Tankred, den Oberbefehlshaber der feindlichen Flotte [1]), und die übrigen normännischen Heerführer zu einem schonenden Verfahren zu bewegen.

Das sicilische Heer verweilte nicht lange in Dyrrachium und Thessalonich, sondern drang, nachdem die Flotte die Behauptung der beiden eroberten Städte übernommen hatte, in zwei Abtheilungen weiter vor; die eine dieser Heeresabtheilungen nahm ihren Weg nördlich gegen Serrae und verwüstete das Land zwischen dieser Stadt und Amphipolis; die andere, welche zahl-

1) Befehlshaber der normännischen Landtruppen waren die Grafen Richard von Cerra und Balduin. Joannis de Ceccano Chronicon l. c. Die Flotte stand unter dem Befehle des Grafen Tankred, des nachherigen Königs, und des Admirals Margaritone. Vgl. Fr. v. Raumer's Gesch. der Hohenst. II. S. 420.

reicher war als die erstere, wandte sich gegen Mosynopolis, und der Mundschenk Alexius, welcher bei dieser Heeresabtheilung sich befand, trieb die normännischen Heerführer an, ihren Marsch nach Konstantinopel zu beschleunigen, indem er behauptete, zu wissen, daß die Einwohner der Hauptstadt seine Ankunft sehnsuchtsvoll erwarteten und ihn als ihren Befreier von der Tyrannei des Andronikus mit offenen Armen empfangen würden. Die Normänner trauten jedoch seinen Worten nicht, beschleunigten keinesweges ihren Marsch und begnügten sich mit der Verwüstung und Plünderung des Landes.

Andronikus traf zwar einige Anstalten zur Vertheidigung von Konstantinopel, überließ sich jedoch, obgleich von dem Schauplatze des Krieges sehr ungünstige Nachrichten einliefen und selbst die Besitznahme von Amphipolis durch die Normannen gemeldet wurde, einer unbegreiflichen Sorglosigkeit. Er war nur selten in der Stadt, verweilte meistens mit seiner jungen Gemahlin, der Kaiserin Anna, und seiner damaligen Buhlerin, einer Flötenspielerin [1]), in dem Palaste Meludion, welcher an dem östlichen Ufer der Propontis lag, und schwelgte, ungeachtet seines hohen Alters, in

1) Sie hieß Maraptika und war nach Nicetas (S. 173) eine geschickte Flötenspielerin (αὐλοῦσα οὐκ εὐκαταφρονήτως).

den Genüssen der rohesten und ausgelassensten Sinnlichkeit, und wenn er nach der Stadt zurückkam, so verbreiteten neue Hinrichtungen oder Verstümmelungen Angst und Schrecken. Sein Betragen wurde mit jedem Tage abstoßender und unfreundlicher, und sein mißtrauischer und argwöhnischer Sinn immer finsterer. Er entfernte die Griechen immer mehr von seiner Person und umgab sich mit einer zahlreichen Leibwache von Fremden[1]; aber auch diese besaßen nicht sein Vertrauen und durften sich in der Nacht seinem Schlafgemache nicht nähern, und ein Hund von furchtbarer Größe und Stärke war der einzige Wächter des Andronikus während seiner nächtlichen Ruhe. Ungeachtet dieser Beweise seiner Furcht vor Nachstellungen reizte er durch Verhöhnung den Zorn der Byzantiner,

1) Nicetas S. 160. Uebereinstimmend erzählt Radulphus Coggeshale, ein gleichzeitiger englischer Annalist: Quia (Andronicus) injuste imperium sibi indebitum arripuerat, omnes suae nationis homines suspectos habebat; unde probos quosque diversae gentis alienigenas ad se accessiri fecit atque de hujusmodi familiarem exercitum circa se instituit. Recueil des historiens de la France, T. XVIII. p. 78. Nach eben diesem Schriftsteller verdroß es die Griechen sehr, daß Andronikus Niemanden es gestattete, in seiner Gegenwart sich niederzusetzen, und von seinen Hofbedienten foderte, daß sie ihre Mäntel während ihrer Dienstleistungen ablegten.

indem er an den Porticus des Marktes die ungewöhnlich großen Geweihe einiger von ihm auf seinen Jagden erlegten Hirsche anheften ließ, was dem Vorgeben nach ein öffentliches Zeichen der glücklichen Geschicklichkeit des Kaisers als Jäger war, aber eigentlich, nach dem Urtheile des Nicetas, dazu dienen sollte, die byzantinischen Ehemänner als Hornträger zu verspotten [1]).

Die äußere Gefahr, welche den Kaiser bedrohte, blieb nicht ohne Wirkung auf die Stimmung seiner Unterthanen, und so schrecklich Andronikus selbst die leiseste Aeußerung einer feindseligen Gesinnung oder der Misbilligung seiner Handlungen strafte, so konnte er gleichwol es sich nicht verbergen, daß die Zahl seiner Anhänger sich täglich minderte und die Sehnsucht des Volks nach einer Aenderung des Zustandes der Dinge immer heftiger wurde. Andronikus hielt in dieser ängstlichen Lage eine Berathung mit seinen Freunden; aber diese wußten keinen andern Rath, als die Herrschaft, welche durch Blutvergießen gestiftet war, durch noch gewaltsamere Grausamkeiten zu befestigen und alle Widersacher der bestehenden Ordnung mit Einem Schlage zu vernichten. Es wurde also der schreckliche Beschluß gefaßt, daß nicht nur alle Gefangene, welche in den Gefängnissen bewahrt wurden, sondern auch

1) Nicetas S. 160.

deren Verwandte und Freunde in das Meer geworfen oder auf andere Weise vom Leben zum Tode gebracht werden sollten; und in der Einleitung zu diesem Beschlusse wurde unumwunden gesagt, daß die Wohlfahrt des Reichs und des Kaisers diese den Räthen nicht von dem Kaiser gebotene, sondern von Gott eingegebene Maßregel unumgänglich nothwendig mache. Die Ausführung dieses furchtbaren Beschlusses unterblieb jedoch, theils weil Andronikus davon noch größere Gefahr befürchtete, theils weil Manuel, der älteste Sohn des Kaisers, den Muth hatte, mit großem Nachdrucke den ruchlosen Räthen seines Vaters zu widersprechen; diese aber gaben ihren blutdürstigen Plan nicht auf, und es erging ein Gebot der kaiserlichen Richter, vorläufig alle in den Gefängnissen der Provinzen aufbewahrten Verbrecher an Einen Ort zusammenzubringen.

Da Andronikus keinen Rath fand zu seiner Rettung, indem es ihm ebenso gefährlich schien, ein mildes und schonendes Verfahren anzunehmen, als seine bisherige Grausamkeit fortzusetzen oder zu steigern, so suchte er Beruhigung bei einem Wahrsager; und Stephanus Hagiochristophorites, eines der thätigsten Werkzeuge der Grausamkeiten des Andronikus, übernahm es, einem alten Wahrsager, mit Namen Sethus, welcher von seiner Jugend an mit dem Wahrsagen aus Wasser sich beschäftigt und zur Zeit des Kaisers Ma-

nuel dadurch die Strafe der Blendung sich zugezogen hatte, die Frage vorzulegen: „Wer der Nachfolger des Andronikus auf dem kaiserlichen Throne sein würde.“ Der Wahrsager erblickte in dem Wasser die Buchstaben S und J, wodurch die Ahnung, welche den Kaiser schon früher geängstigt hatte, daß ein Mann, dessen Name mit J anfinge, der Urheber seines Falles sein würde, bestätigt zu werden schien. Auch erhielt die Furcht des Andronikus, daß ihn Jsaak Komnenus, der Tyrann von Cypern, um Thron und Leben bringen würde, durch jene Weissagung eine neue Begründung, weil man die von dem Wahrsager erblickten Buchstaben als die Andeutung des Namens Jsauros (der Jsaurier) deutete, und Jsaak aus Jsaurien nach Cypern übergegangen war. Angstvoll ließ Andronikus dem Wahrsager die zweite Frage vorlegen: „Zu welcher Zeit wird Das geschehen, was du gesehen hast?“ worauf die Antwort erfolgte: „Noch vor Kreuzeserhöhung“ (d. 14. Sept.). Die Entwickelung des Schicksals, welche der von dem Wahrsager beschworne Geist dem Andronikus durch das Wasser verkündigte, stand also nahe bevor; denn es war im Anfange des Septembers, als der Wahrsager befragt wurde.

Da Andronikus nur den Kaiser Jsaak von Cypern als einen gefährlichen Feind fürchtete, so verspottete er die zweite Antwort des Wahrsagers, indem er meinte, daß Jsaak nicht im Stande wäre, in einer

so kurzen Zeit nach Konstantinopel zu kommen und des Throns sich zu bemächtigen; Johannes Tyras aber, welcher kürzlich zu der wichtigen Stelle eines Richters des höchsten Gerichtshofs [1]) ernannt worden und deshalb dem Kaiser sehr ergeben war, bemerkte, daß ein anderer Isaak in der Nähe wäre, welcher in der angegebenen Zeit die Weissagung wol erfüllen könnte, nämlich Isaak Angelus, das ehemalige Haupt des bithynischen Aufstandes.

Andronikus achtete zwar nicht auf diese Warnung, weil er den Isaak Angelus für einen feigen und kraftlosen Menschen hielt; Stephanus Hagiochristophoretes aber, welcher an allen Verbrechen und Grausamkeiten seines Herrn Theil hatte und daher wohl einsah, daß der Fall des Kaisers auch seinen Untergang zur nothwendigen Folge haben würde, ließ die Warnung des Johannes Tyras nicht unbeachtet; und als die von dem Wahrsager angedeutete Zeit ihrem Ende sich näherte, so beschloß er, am elften September 1185 der Person des Isaak Angelus sich zu bemächtigen, wodurch er seinen Tod, das schreckliche Ende des Andronikus und die Erfüllung der Weissagung des Wahrsagers Sethus veranlaßte.

Als am Abende des angegebenen Tages Stephanus Hagiochristophoretes mit einer bewaffneten Rotte

---

1) *Κριτὴς τοῦ Βήλου.* Nicetas S. 170.

in das Haus des Isaak Angelus [1]) trat und denselben auffoderte, ihm zu folgen, so konnte Isaak über das Schicksal, welches ihm bereitet werden sollte, nicht im Zweifel sein, und die Furcht vor dem bevorstehenden Tode gab dem an sich nicht kräftigen Manne Muth und Entschlossenheit. Es gelang ihm, ein Pferd zu besteigen, und in dem Kampfe, welcher zwischen ihm und dem blutdürstigen Stephanus entstand, seinen Feind zu tödten und dessen Rotte in die Flucht zu treiben, worauf er in der Sophienkirche Schutz suchte. Schon auf dem Wege zu der Kirche, als Isaak Angelus, sein Schwert zeigend, rief, daß er mit demselben an dem Mörder Stephanus Hagiochristophorites, welcher eines so heiligen Namens unwürdig wäre [2]), das Blut vieler unschuldigen Schlachtopfer gerächt hätte, sammelte sich zu ihm eine große Menge Volks, welches ihn nach der Kirche begleitete. Bald kamen dahin auch sein Oheim Johannes Ducas und dessen Sohn Isaak, welche bei dem Kaiser Andronikus für

1) Das Haus des Isaak Angelus lag neben dem Kloster Peribleptos, in der Nähe der Mauer, durch welche Konstantinopel an der Seite des Meeres geschützt war. Nicetas S. 170. Vgl. Ducang. Constantinop. Christ. lib. IV. p. 94.

2) Man pflegte ihn wegen seiner Grausamkeit damals zu Konstantinopel Antichristophoretes zu nennen. Nicetas S. 147.

Isaak Angelus Bürgschaft geleistet hatten und in dessen Verderben verwickelt zu werden fürchteten, und viele andere seiner Freunde, welche das Volk, das nach und nach in noch größerer Zahl sich einfand, baten, in der Kirche zu bleiben und sie wider Gewaltthätigkeiten zu beschützen. Die Rede, welche Isaak von der Bühne, auf welcher Diejenigen, die wegen eines Mordes in der Sophienkirche Schutz suchten, das Mitleiden des Volks in Anspruch zu nehmen pflegten, an die Anwesenden hielt, bewirkte allgemeine Theilnahme an seinem Schicksale und allgemeinen Unwillen gegen den blutdürstigen Andronikus. Auf die Bitte des Isaak, welcher angstvoll dem kommenden Tage, als dem Tage seines grausamen Todes, entgegensah, wurde die Thüre der Kirche verschlossen, die Kirche erleuchtet, und die meisten der Anwesenden brachten in derselben die Nacht zu, dem Isaak Angelus zum Troste und Beistande. Am folgenden Morgen versammelte sich des Volkes eine noch viel größere Zahl in der Kirche, und Alle erflehten von Gott im Gebete, daß der Tyrannei des Andronikus, welcher dem Leben aller seiner Unterthanen nachtrachtete, ein Ende gemacht und das Reich in die Hände des Isaak Angelus gegeben werden möchte.

Kaum war aber das Wort, daß Isaak Angelus würdig und fähig sei, das griechische Kaiserthum zu beherrschen, ausgesprochen worden, als auch schon Anstalten gemacht

wurden, ihn auf den Thron zu setzen. Die Gefängnisse wurden geöffnet und alle Diejenigen, welche als Verdächtige auf Befehl des Andronikus gefangen gehalten wurden, ebenso wie die Verbrecher befreit und bewaffnet; die Handwerker verließen ihre Werkstätten und gebrauchten ihr Geräth, oder was ihnen sonst der Zufall darbot, als Waffen, und ein allgemeines Geschrei, welches durch die ganze Stadt sich verbreitete, begrüßte den Isaak Angelus als Kaiser. Dadurch wurden auch Diejenigen, welche mit Isaak in der Sophienkirche sich befanden und noch nicht gewagt hatten, ihre Meinung auszusprechen, ermuthigt, und einer von den Geistlichen der Kirche holte die Krone des Kaisers Constantinus des Großen herbei und setzte sie auf das Haupt des Isaak Angelus. Dieser erhob zwar anfangs einige Schwierigkeiten gegen die Annahme der Krone, und sein Oheim Johannes Ducas suchte sich selbst als einen noch würdigern Thronbewerber dem Volke zu empfehlen, indem er sein kahles Haupt dem Volke zeigte; die Bedenklichkeiten des Isaak Angelus wurden aber beseitigt und Johannes Ducas mit der Bemerkung abgewiesen, daß man des Unheils schon genug von dem graubärtigen Andronikus erfahren hätte und nicht geneigt wäre, aufs Neue einen mürrischen und unfreundlichen Greis auf den Thron zu setzen. Ein glücklicher Zufall brachte eben damals eines der Rosse des Andronikus, welches von

dem jenseitigen Ufer herübergeführt worden und seinem Führer entlaufen war, in die Gewalt der Anhänger des neuen Kaisers; Isaak Angelus bestieg sogleich dieses Roß und trat mit dem Patriarchen Basilius Kamaterus, welchen das Volk zwang, den Umständen sich zu fügen, begleitet von der Geistlichkeit der Sophienkirche und zahlreichem Volke, den feierlichen Zug nach dem kaiserlichen Palaste an.

Andronikus war nicht in der Hauptstadt zu der Zeit, in welcher sein Schicksal diese seit längerer Zeit gefürchtete Wendung nahm, und er erfuhr in dem Palaste Meludion erst an dem Morgen des Tages, an welchem Isaak Angelus die frühere Ahnung des Andronikus und die Weissagung des Wahrsagers Sethus in Erfüllung brachte, den Tod des Stephanus Hagiochristophoretes, worauf er sogleich einen kurzen schriftlichen Befehl nach Konstantinopel sandte, in welchem er dem Volke gebot, sich ruhig zu verhalten [1]). Als er aber bald hernach die weitern Vorfälle, welche in der Hauptstadt sich ereignet hatten, vernahm, so eilte er nach dem großen kaiserlichen Palaste, in welchem er anlangte, noch ehe Isaak Angelus davon Besitz genommen hatte. Das Getümmel, welches alle

1) Die Anfangsworte dieses Befehls waren: Wer es hat, der hat es, und die Strafe ist aufgehoben (ὁ λαβὼν ἔλαβε, ἡ δὲ δίκη ἐκόπη).

Straßen der Stadt erfüllte, ließ ihn bald die Größe der Gefahr, in welcher er schwebte, erkennen, und was er nicht lange hernach mit seinen Augen sah, überzeugte ihn, daß der Tag der Rache gekommen war. Er versuchte es zuerst, die Truppen, welche im Palaste sich befanden, zu seiner Vertheidigung aufzubieten; aber nur wenige gehorchten seinem Gebote. Er ergriff hierauf selbst Pfeile und Bogen, bestieg einen der Thürme des Palastes und schoß einige Pfeile gegen das andringende Volk; er sah aber bald, daß dieser Widerstand fruchtlos war. Er richtete hierauf eine eindringliche Rede an das Volk, in welcher er versprach, die Krone abzulegen und das Reich seinem Sohne Manuel zu übergeben; das Volk aber beantwortete diese Rede mit Schimpfworten wider ihn und seinen Sohn. Mittlerweile wurde eines der Thore des Palastes [1]) erbrochen und das Volk drang in dichten Haufen ein, dergestalt, daß dem Andronikus kein anderes Mittel der Rettung blieb, als die Flucht. Er legte also die kaiserlichen Purpurschuhe, sogar das Kreuz ab, welches er als Amulet an seinem Halse trug, bedeckte sein Haupt mit einem spitzigen barbarischen Hute und fuhr auf demselben Schiffe, auf welchem er nach Konstantinopel gekommen war, zurück nach dem Palaste Meludion, begleitet von seiner Gemahlin Anna

1) Das Thor Karea. Nicetas S. 173.

und seiner Buhlerin, der Flötenspielerin. Der kaiserliche Palast war nunmehr der Plünderung des Volkes preisgegeben, welches nicht nur den Schatz, in welchem zwölf Centner gemünzten Goldes und dreißig Centner gemünzten Silbers außer dem ungemünzten aufbewahrt wurden, und die Waffenkammer ausleerte, sondern auch der Kapelle und der dort aufbewahrten Reliquien und heiligen Geräthe nicht schonte. Isaak Angelus bemächtigte sich endlich des ausgeplünderten Palastes, verlegte aber nach wenigen Tagen seine Wohnung in den Palast der Blachernen.

Andronikus, einsehend, daß es ihm unmöglich war, den verlorenen Thron wieder zu erkämpfen, entschloß sich, das griechische Kaiserthum gänzlich zu verlassen, mit seiner Gemahlin und seiner Buhlerin im Lande der Russen, welche ihm schon einmal in früherer Zeit gastfreundliche Aufnahme gewährt hatten, Schutz und Sicherheit zu suchen, und mit wenigen Begleitern, welche ihm treu geblieben waren, zu Chele in Bithynien sich einzuschiffen. Die kaiserlichen Behörden dieser Stadt stellten zwar seiner Flucht kein Hinderniß entgegen, und Andronikus bestieg ein Schiff, welches ihn nach der gegenüberliegenden Küste des schwarzen Meeres führen sollte; ein ungünstiger Wind aber hielt dieses Fahrzeug so lange an der bithynischen Küste zurück, bis die von Isaak Angelus ausgesandten Verfolger nach Chele gelangten, den Andronikus

ergriffen und gefesselt nach Konstantinopel zurückbrachten.

Weder das beredte Flehen des Andronikus um Berücksichtigung der hohen Stufe der Ehre, auf welche ihn das Schicksal gestellt hätte, und seines vorgerückten Alters, noch das Wehklagen und die bewegliche Fürbitte der Weiber, welche die Gefangenschaft des Andronikus theilten, vermochten die Rachsucht seiner Feinde, am wenigsten die Rachsucht des Isaak Angelus zu mildern. Dieser gab den Greis, als er aus der Burg Anemas, wo man ihm sein Gefängniß angewiesen hatte, vor den kaiserlichen Thron war geführt worden, den Mißhandlungen aller Derer preis, welche an ihm sich zu rächen Lust hatten; Andronikus wurde in Gegenwart des Kaisers auf die schimpflichste Weise geschlagen, die Haare des Bartes und Hauptes und die Zähne wurden ihm ausgerissen, und vornehmlich die Weiber, deren Männer auf seinen Befehl getödtet oder geblendet worden waren, beeiferten sich, durch Faustschläge an ihm Rache zu üben; endlich ließ Isaak Angelus ihm die rechte Hand abhauen und ihn also verstümmelt in ein Gefängniß zurückführen, wo er weder durch Speise und Trank, noch durch irgend eine andere Pflege erquickt wurde. Dadurch war aber die Rachsucht des Isaak Angelus noch nicht befriedigt. Nach einigen Tagen wurde Andronikus aus seinem Gefängnisse wieder hervorgeholt und ein

Auge ihm ausgestochen. Hierauf wurde er mit einem kurzen Kleide angethan, auf ein räudiges Kameel gesetzt und auf dem Markte und in den Straßen der Stadt zur Schau umhergeführt, und das gemeine Volk wetteiferte in Verhöhnung, Beschimpfung und grausamer Mishandlung des Mannes, welcher noch vor wenigen Tagen auf dem höchsten Gipfel der Ehre stand und wenige Monate zuvor als der Erretter des römischen Reichs durch Lobpreisungen verherrlicht wurde [1]). Endlich nahm man auf der Rennbahn ihn von dem Kameele herab und hing ihn in der Nähe der Gruppe der Wölfin und Hyäne an den Beinen zwischen zwei durch einen Stein verbundene Säulen auf, und Viele erinnerten sich, daß Andronikus einst dem Kaiser Manuel jene Säulen zeigte mit den Worten: „an jenen Säulen wird einst ein Kaiser, nachdem er viele Mishandlungen vom Volke erlitten, aufgehängt werden;" worauf Manuel antwortete: „das wird wenigstens mich nicht treffen." Alle diese schauderhaften Mishandlungen ertrug Andronikus mit gelassenem Muthe, und selbst in den letzten Stunden

1) Nicetas erzählt (am Schlusse seiner Geschichte des Andronikus) manches Einzelne von den Ausbrüchen der Wildheit des Pöbels gegen Andronikus; wir glauben durch die Wiederholung der Erzählung solcher Greuel das Gefühl unserer Leser nicht beleidigen zu dürfen.

keit, mit welcher er Diejenigen verfolgte, welche sei-
seines Lebens, in welchen Pöbel und Soldaten noch
nicht müde geworden waren, ihn zu martern, hörte
man aus seinem Munde keine andere Klage als die
Worte: „Herr, erbarme dich meiner, warum zerbrecht
ihr ein zerknicktes Rohr!“ [1])

Also endigte Andronikus nach einer kurzen Regierung [2]) durch einen schrecklichen Tod sein vielbewegtes Leben, ein Mann, welcher, wie Nicetas urtheilt, der beste der Kaiser aus dem Hause der Komnenen gewesen sein würde, wenn er im Stande gewesen wäre, seine Grausamkeit zu mäßigen; und Isaak Angelus verfolgte ihn selbst noch nach dem Tode mit unerbittlichem Hasse, indem er weder die Beisetzung des Leichnams seines entseelten Feindes in dem Grabmale, welches Andronikus in der Kirche der vierzig Heiligen

---

1) Dieser schauderhaften Hinrichtung des Andronikus, welche von uns nach Nicetas erzählt worden ist, erwähnt auch als einer gerechten Strafe der englische Annalist Radulphus Coggeshale: Ab illo praeclaro palatio urbis Constantinopolis (Andronicus) violenta manu abstractus et concatenatus, ad colla indomitorum equorum ligatus est atque eadem die patibulo suspensus spiritum gemebundus exhalavit.

2) Vom September 1184 bis zum 12. September 1185. Während Eines Jahres (vom Herbste 1183 bis dahin 1184) hatte er als Vormund das Reich verwaltet. Nicetas S. 175.

für sich erbaut hatte, noch überhaupt ein anständiges Begräbniß desselben gestattete, und alle Statuen und Bildnisse des Andronikus zerstören ließ. Nach einigen Tagen wurde der verstümmelte Leichnam von den Säulen, zwischen welchen Andronikus sein Leben geendigt hatte, herabgenommen und in ein Gewölbe der Rennbahn geworfen, und von dort brachte man ihn späterhin, als die Erbitterung dem Mitleiden gewichen war, in ein Begräbniß neben dem Kloster Ephorus, wo zu der Zeit, als Nicetas seine Nachricht von dem martervollen Ende des Andronikus niederschrieb, der Leichnam noch nicht in völlige Verwesung übergegangen war und von Jedem gesehen werden konnte.

Die Regierung des Isaak Angelus entsprach keinesweges den Erwartungen, welche seine Anhänger und Freunde sich gemacht hatten; zwar wurde das Reich von den Normannen bald befreit, aber weniger durch die Anordnungen des Kaisers als vielmehr durch die eigene Ungeschicklichkeit der normännischen Heerführer, und in der innern Verwaltung kehrten alle Misbräuche und Unordnungen wieder, welche Andronikus abgestellt hatte.

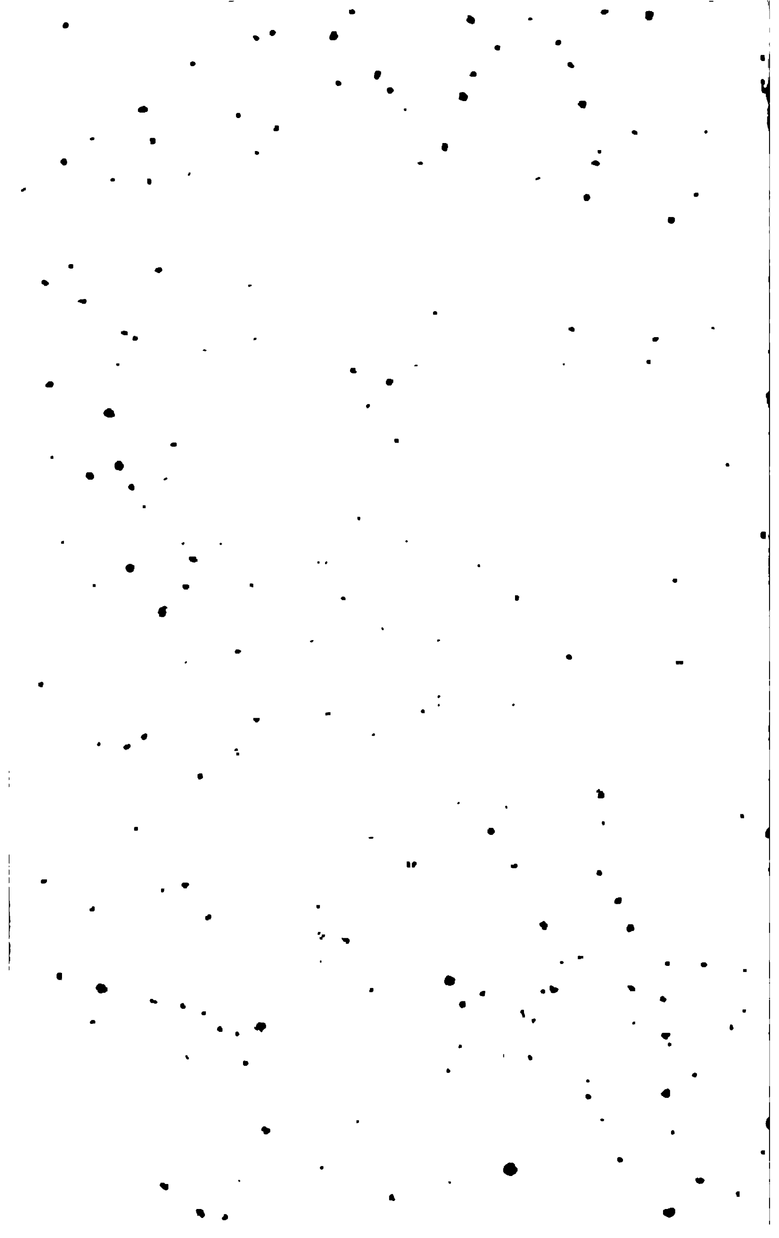
So sehr die furchtbare Grausamkeit des Andronikus Abschen und Entsetzen erregt, so gebührte ihm doch der Ruhm, daß er während der kurzen Dauer seines Reichs auf Recht und Ordnung hielt und manche nützliche Verordnungen erließ. Bei aller Grausam=

nen Absichten hinderlich oder ihm verdächtig waren, schützte er seine Unterthanen nachdrücklich gegen die Gewaltthätigkeiten Anderer, und von den schamlosen Erpressungen, welche von den Statthaltern und übrigen Beamten in den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Manuel und während der vormundschaftlichen Verwaltung des Protosebastus Alexius waren geübt worden, war während der Regierung des Andronikus nicht die Rede. Seinen Statthaltern und Beamten wies er reichliche Einkünfte an, um die Verführung zu Veruntreuungen und Erpressungen zu entfernen und die Aemter wurden nicht, wie unter seinen Vorgängern, verkauft, sondern unentgeltlich verliehen; um so schärfer bestrafte er aber auch diejenigen Beamten, welche irgend einer Willkürlichkeit sich schuldig machten; und selbst seine Günstlinge durften nicht auf Schonung rechnen, wenn sie einer Gewaltthätigkeit überführt wurden. Als Theodorus Dadibrenus, einer der Mörder des jungen Kaisers Alexius, mit seinem Gefolge bei einigen Bauern seine Herberge genommen hatte und abgezogen war, ohne dieselben zu entschädigen, so ertheilte ihm der Kaiser mit eigener Hand zwölf derbe Peitschenhiebe und ließ jenen Bauern aus dem kaiserlichen Schatze eine sehr reichliche Entschädigung verabreichen[1]). Selbst für den geringsten seiner Unterthanen war An-

1) Nicetas S. 165.

dronikus zugänglich und meistens sehr bereitwillig, ihren Klagen abzuhelfen, oder durch Geschenke und Bewilligungen Armuth und Noth zu lindern [1]). Während seiner kurzen Regierung zierte er seine Hauptstadt durch mehrere nützliche Gebäude, und eine seiner heilsamsten Verordnungen war die Abschaffung des Strandrechts im ganzen Umfange des griechischen Kaiserthums durch ein strenges Gesetz, in welchem bestimmt wurde, daß Jeder, welcher ein verunglücktes Schiff künftig plündern würde, an dem Mastbaume desselben, oder wenn dieser nicht mehr vorhanden wäre, auf einer Anhöhe der Küste an einem Baume aufgehängt werden sollte. Dieses Gesetz hatte, wie Nicetas versichert, auch wirklich die heilsame Folge, daß seit der Verkündigung desselben die Statthalter und Beamten der griechischen Küstenländer mit der größten Sorgfalt die Plünderung der gestrandeten Fahrzeuge verhüteten [2]).

1) Nicetas S. 161.
2) Nicetas S. 163, 164.

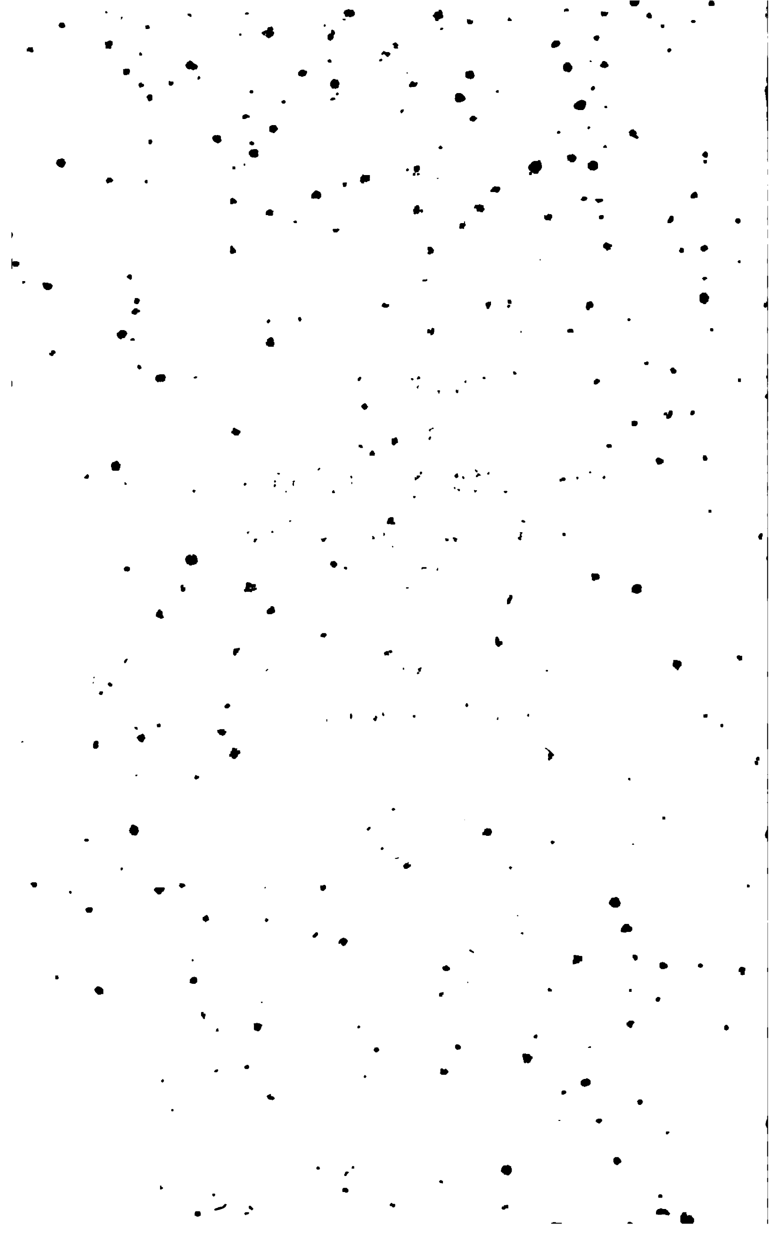


V.

Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des 16ten Jahrhunderts.

Von

Franz Passow.



2.

Heinrich Stephanus.

Einleitung.

Als die Buchdruckerei sich von ihrer deutschen Heimath aus rasch über alle Länder Europa's verbreitete, weckte sie überall Männer, die, nicht zufrieden, den künstlerischen Theil der neuen Erfindung zu vervollkommnen und zu verschönern, sich durch gediegene und umfassende Gelehrsamkeit in den Stand setzten, ihre Pressen mit eigenen Werken zu beschäftigen, oder fremde zu veranlassen, die der Förderung werth waren. Wo sich so die dreifache Thätigkeit des Druckers, des Verlegers und des Schriftstellers zusammengefunden hatte, da konnten die vielfachen Vortheile eines solchen Vereines nicht lange unbemerkt bleiben, und es ist kein Wunder, daß der Vater auf den Sohn zu übertragen strebte, was ihm Quelle des Wohlstandes und — was damals noch höher galt —

verdienten Ruhmes geworden war. Diese tüchtige Zunftigkeit, der wir so viel Treffliches verdanken, bildete sich zuerst in Venedig in der Familie der Aldi, bald nach ihrem Beispiel in Florenz durch die Junta, in Holland durch die Plantine, in Frankfurt am Main durch die Wechel fort. Aber in keinem Geschlecht erhielt sich diese Richtung länger, in keinem verbreitete sie sich nach mehreren Seiten hin und bewährte sich in großartigern Leistungen als in dem der Stephanus [1]), die, bald in Paris, bald in Genf, auch an beiden Orten zugleich, bald in Rochelle thätig, mit den Badius, Colines und Patissoe's verschwägert, beinahe zwei Jahrhunderte hindurch (1500 bis 1674) in jenen drei Beziehungen glänzten und nützten.

Es gereicht den Franzosen zu nicht geringem Vorwurf, bis jetzt auf keine Weise gesorgt zu haben, daß das Andenken solcher Bürger in Ehren erhalten werde [2]).

---

1) Eigentlich Etienne, oder vielmehr, wie sie in der Muttersprache sich selbst schreiben, Estienne. Man wird es hoffentlich nicht pedantisch finden, daß ich die lateinisch umgebildete Form beibehalten habe, da sie in der gelehrten Welt einmal das Bürgerrecht erhalten hat.

2) Doch soll Firmin Didot der Aeltere, ein Mann, der zu solcher Arbeit berufen ist wie Wenige, seiner Uebersetzung des Tyrtäus (1826) Bemerkungen über

Zwar bedürfen sie dessen insofern nicht, als ihre Werke für sie zu zeugen nie aufhören können; doch hat diese Vernachlässigung die Folge gehabt, daß über den geschichtlichen Zusammenhang ihres Lebens ein oft ans Fabelhafte grenzendes Dunkel ausgegossen ist, das wol nur aus Urkunden, Stadtarchiven, Bürgerlisten, Zunftbüchern oder Familienpapieren zu beseitigen sein dürfte.

Was undankbare Mitbürger versäumten, unternahm der holländische Gelehrte Theodor Jansson von Almeloveen in seinen Lebensbeschreibungen der Stephanus, 1683, und etwas später der Brite Michael Maittaire, 1709. Beiden standen freilich nur die allgemein zugänglichen gedruckten Quellen zu Gebote, die sie mit Eifer und Treue benutzt haben; aber an zweckmäßige Anordnung und Verarbeitung des nicht kärglichen Stoffes hat weder der eine noch der andere gedacht.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, durch seine eigenen Beschäftigungen täglich mit dem ruhmvollsten Gliede dieses Geschlechts, dem zweiten Heinrich Stephanus, beschäftigt, wünscht dem großen Manne einen geringen Zoll seines Dankes darzubringen, in-

---

Robert und Heinrich Stephanus beigefügt haben. Leider sind alle Bemühungen, zu diesem Werke zu gelangen, bis jetzt vergeblich gewesen.

dem er nach denselben Quellen die Geschichte seines vielfach bewegten Lebens in einigem Zusammenhange zu erzählen versucht. Da sich aber nur zu häufig jahrelange Lücken zeigten, die mit Vermuthungen auszufüllen zwecklos gewesen wäre, mußte der Faden der Zeitfolge aufgehoben werden; es ist dafür ein anderer, innerer gesucht worden, von dem nur zu wünschen, daß er nicht als ein täuschender befunden werden möge.

Kindheit und Jugend.

Um den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, unter Ludwig XII., übte Heinrich Stephanus, der Erste seines Namens und seines Gewerbes, von dem wir Kunde haben, mit bedeutendem Erfolg in Paris die Buchdruckerei; um das Jahr 1520 hinterließ er eine wohleingerichtete Werkstatt, die anfangs seiner Witwe zweiter Gatte, Simon von Colines, übernahm; bald jedoch setzten seine drei Söhne, Franz, Robert und Karl, das väterliche Geschäft auf eigene Rechnung fort.

Aber sowie an Rüstigkeit und Tüchtigkeit überhaupt, so war Robert (geb. 1503) seinen Brüdern auch an Festigkeit der Gesinnung, an Umfang gründlicher Sprachkenntnisse und an einsichtsvollem Betrieb

seiner Buchdruckerei weit überlegen. Dem ritterlichen Könige Franz I., der jede frische Regsamkeit ehrte und selbst durch Beispiel und Belohnungen eifrig bemüht war, seinem Vaterlande ein besseres goldenes Zeitalter in Wissenschaft und Kunst hervorzurufen, als ihm zweihundert Jahre später unter Ludwig XIV. aufging, konnte auch Roberts verständige Thätigkeit nicht lange unbemerkt bleiben. Im Jahre 1539 ernannte er ihn für den hebräischen und lateinischen Druck, wenig später auch für den griechischen zum königlichen Buchdrucker, und ließ ihn mit Typen versehen, die jenes Beinamens würdig geachtet werden konnten. So war er anerkannt als in jeder Hinsicht erster Typograph Frankreichs.

Häusliche Begünstigungen seltenster Art kamen hinzu. Seine Gattin Perrette[1]) war die Tochter des sprachgelehrten Buchdruckers Jodocus Badius Ascensius, der seine Werkstatt von Lyon nach Paris verlegt hatte und hier sich eines gedeihlichen Fortschreitens erfreute. Von des Vaters Wissen war nicht Weniges auf die Tochter übergegangen, besonders war die lateinische Sprache ihr beinahe zur andern Muttersprache geworden, mit solcher Fertigkeit und Richtigkeit war sie sie zu sprechen gewohnt. Nun hatte Robert eine Zeit lang zehn Gelehrte aus verschiedenen

1) Gestorben 1566.

Ländern Europas bei sich im Hause, die zu den mancherlei Geschäften bei seiner Druckerei angestellt waren und daneben einen wissenschaftlichen Kreis bildeten, in welchem, mehr auf stillschweigende Uebereinkunft als auf Verabredung, die lateinische Sprache das Alle verknüpfende Band wurde. In diese Unterhaltungen, sowie in die gemeinschaftlichen Tischgespräche, zog der Zufall bald Diesen, bald Jenen vom Hausgesinde; Manches ließ die Verwandtschaft mit der Muttersprache verstehen, Anderes wurde errathen, Manches dann auch wol hinzugelernt; genug, es wurde bald zum Herkommen, daß Diener und Mägde in Robert Stephanus' Hause das Latein Anderer verstanden, auch wol selbst sich lateinisch auszudrücken im Stande waren.

In diesem kleinen lateinischen Freistaate, der sich so natürlich und echt gesellig gestaltet hatte, wurden dem Haupte desselben drei Söhne geboren, Heinrich II., Robert II. und Franz II. Unter mehreren Töchtern ist uns nur von einer der Name, Katharina, aufbewahrt, und daß auch sie mit Leichtigkeit Latein gesprochen habe, obgleich nicht immer ganz sprachrichtig, sowie sie denn ihre Kenntnisse der täglichen Uebung, nicht der Strenge gründlichen Unterrichts verdankte. Von allen ihren Schwestern war sie allein noch im J. 1585 am Leben, womit auch von ihr die Nachrichten schließen.

Der älteste der drei Brüder, Heinrich Stephanus, der uns hinfort vorzugsweis beschäftigen soll, wurde im J. 1528 zu Paris geboren. Des Vaters rüstige Körperkraft, von der noch jetzt sein Bildniß Zeugniß gibt, war nicht auf den Sohn vererbt. Frühe Gewöhnung mag ihn zu seinem mühereichen Leben getüchtiget haben; wir wissen nur, daß er bis zu seinem achten Jahre den Gartenbau liebte und übte [1]).

Sein gelehrter Unterricht sollte, wie gebräuchlich, von der lateinischen Sprache ausgehen. Was Vittorino von Felten und besonders Ambrogio Traversari für den Vorangang des Griechischen gesprochen und gewirkt hatten, war verschollen; bei dem allgemeinen Bildungsgang, den das Abendland von Italien aus genommen hatte, war das Uebergewicht des Lateinischen nothwendig. In dem Knaben Heinrich trat darin zuerst die kühne Selbständigkeit hervor, die ihn nie wieder verließ, daß er sich gegen das alte Herkommen auflehnte und zuerst im Griechischen unterwiesen zu werden foderte. Er hatte seinem ersten Jugendlehrer zugehört, als er reiferen Jünglingen die Medea des Euripides erklärte; sie

1) Sein Oheim Karl Stephanus eignete ihm darum schon im J. 1536 sein Büchlein: „De re hortensi," zu.

mußten das Trauerspiel scenenweis auswendig lernen und frei vortragen. Von dem Wohlklange der Sprache und des Versbaues mächtig ergriffen, eilte er, seinem Vater den bestimmten Wunsch auszusprechen, vor Allem das Griechische zu erlernen. Zwar versuchte Robert den Einwand, ihm fehle die grammatische Kenntniß des Lateinischen noch gänzlich, und sie müsse schon darum vorangehen, weil alle Hülfs- und Lehrbücher in dieser Sprache abgefaßt seien. Aber der Eifer des Sohnes überwältigte alle Bedenklichkeiten des Vaters, der im Grunde dieselbe Ansicht hegte: aus den lateinischen Unterhaltungen, die er ja von Kindheit auf im väterlichen Hause gehört, habe er so viel gewonnen, daß es zu diesem Zwecke vollauf genüge; wo es noch fehle, werde die Muttersprache nachhelfen. Die griechischen Declinationen und Conjugationen waren nun rasch gelernt, und in kürzester Zeit las er eben jene Medea, übersetzte nicht, wie es sonst gewöhnlich war, ins Lateinische, sondern mit frischerem Eifer ins Französische, und trug dann eben jene Prachtreden der Heldin, des Jason, der Kreusa vor, um die er jüngst noch seine ältern Freunde sehnsuchtsvoll beneidet hatte. Wenig Jahre später begann Jakob Amyot durch die ersten treuen und doch schönen Uebersetzungen aus dem Griechischen seine noch bildsame Muttersprache zu bereichern.

Das mangelnde Latein holte Heinrich nun mit

Leichtigkeit nach; seine Vorliebe für das griechische Alterthum aber war für alle Zeit begründet, ihm selbst der Beruf seines Lebens frühzeitig klar geworden, und noch als gereifter Mann freute er sich des dunkeln Triebes, der den Knaben damals auf diese Bahn führte.

Was so mit raschem Eifer begonnen war, wurde mit Einsicht und Glück fortgesetzt; Robert zwar war durch vielverwickelte Beschäftigungen bei seiner Druckerei gehindert, ihn selbst zu unterrichten, aber er wußte Lehrer auszufinden, wie Heinrichs Geisteskräfte sie foderten; zuerst Peter Danes, dann Jakob Tusan, endlich dessen Nachfolger Adrian Turnebus (Tournebeuf), der, wie Johann Oporinus in Basel und Franz Raphelengius in Leyden, mit der Leitung einer ansehnlichen Buchdrukkerei das Amt eines königlichen Professors der griechischen Sprache zu verbinden tüchtig war. Durch diesen eingeführt in die kritische Bearbeitung der alten Schriftsteller, vermochte er es, als achtzehnjähriger Jüngling (1546), seinem Vater bei Herausgabe der römischen Alterthümer des Dionysius von Halikarnaß Beistand zu leisten, und hier scheinen seine Lehrjahre ihr Ende erreicht zu haben.

Reisen in Italien.

Ein entschiedener Hang zum Wandern und Reisen, der erst mit den Jahren in ein unstetes Umherschweifen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land entartete, gab sich frühzeitig bei Heinrich Stephanus wie bei den meisten Gelehrten jener Zeit zu erkennen, und Robert, seiner eigenen Jugend eingedenk, willfahrte ihm gern. Unmittelbar an Turnebus' Schule schloß sich, seine Bildung vollendend, eine mehrjährige Reise nach Italien an, 1547—1549. Zwar erscheint als ihr Hauptzweck Besuch und Benutzung der berühmtesten Bibliotheken, besonders zur Vergleichung wichtiger Handschriften und zum Abschreiben ungedruckter Werke des Alterthums; und wie gut er seine Zeit in dieser Hinsicht benutzt, welche Schätze mannichfaltiger Gelehrsamkeit er heimgebracht hat, bezeugt seine ganze folgende schriftstellerische Thätigkeit; aber nicht minder ließ er es sich angelegen sein, freundliche Verbindungen mit den angesehensten, geistreichsten und einsichtsvollsten Männern einzuleiten, an denen Italien damals noch reich war. So finden wir ihn bald mit Cardinälen und Gesandten, bald mit Gelehrten aller Art verkehrend; es erfreut, zu sehen, wie seine Sitten ihm ebenso viel allgemeine Zuneigung gewinnen, als er sich durch sein Wissen bei Männern wie Karl Sigonius, Peter Vic=

torius, Dionysius Lambinus, Franz Robortell, Wilhelm Sirlet Achtung und Anerkennung erwirbt. Noch in den Zueignungsbriefen vor manchen seiner spätern Werke spricht es sich aus, wie er nicht blos vorübergehende Reisebekanntschaften machte, sondern Verbindungen für alle Zukunft begründete. Nur die alte Kunstwelt scheint ihm auch in Italien gänzlich verschlossen geblieben zu sein; aber bei seiner stets gespannten Aufmerksamkeit auf schriftliche Denkmale, die der bessernden, ja vor dem Untergange bewahrenden Hände mehr als jetzt bedurften, wird Niemand ihm Das zum Vorwurfe machen.

Ohne nähere Kunde zu haben von der Folge, in der er die italienischen Städte durchwanderte, oder von der Zeit, die er jeder derselben widmete, geht doch so viel aus zerstreuten Andeutungen hervor, daß er Genua, Lucca, Mailand, Vicenza, Venedig, Padua, Bologna, Florenz, Siena, Rom und Neapel besucht hat. Erwägt man, was zwischen diesen Städten liegt, so wird es wenigstens sehr wahrscheinlich, daß kein bedeutender Punkt ihm unbekannt geblieben ist. Sein längster Aufenthalt aber scheint in Venedig gewesen zu sein, wo ihn die Handschriften des Cardinals Bessarion, die Gunst des französischen Botschafters, Odet von Selves, und Sigonius' Freundschaft fesselten.

Aber eben dieses Wohlwollen Odets von Sel-

ves wäre ihm bei seiner zweiten italienischen Reise, die in die Jahre 1554 bis 1556 fiel, beinahe verderblich geworden. Der Gesandte hatte Heinrichs anstellige Gewandtheit bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt; darauf gründete er den Plan, ihn zu einer geheimen Botschaft zu benutzen. Karl V. und Heinrich II. bekriegten sich in Italien, Ersterer hielt das französische Heer in Siena belagert; das Verhältniß zu Neapel war ein schwankendes, Odet von Selves aber versprach sich von dem Besitze gewisser Papiere, die in Neapel lagen, vollkommene Aufklärung über Alles. Stephanus hatte patriotischen Eifer oder Eitelkeit genug, den bedenklichen Auftrag zu übernehmen. Mit Empfehlungsschreiben des Cardinals Santa Croce, nachmaligen Papstes Marcellus II., ausgerüstet, begab er sich im J. 1555 unter falschem Namen von Rom nach Neapel; allein er wurde als Franzose erkannt, und um die Verlegenheit zu vergrößern, wollte sich einer seiner Angeber entsinnen, ihn früher in Venedig in den Umgebungen Odets von Selves gesehen zu haben. Stephanus aber leugnete mit so unbefangener Beharrlichkeit, er sprach besonders die italienische Sprache mit solcher Meisterschaft, daß die Neapolitaner sich über seine Person täuschen ließen und er der drohenden Gefahr glücklich entkam.

Italien hat er seit diesem schlimmen Abenteuer

nicht wieder betreten; aber von der Sucht, mit vornehmen Herren in einer Art von Vertraulichkeit zu leben, war er dadurch keineswegs geheilt.

Reise nach England.

Kaum von seiner ersten italienischen Reise heimgekehrt, machte er schon im Jahre darauf, 1550, einen neuen Ausflug in entgegengesetzter Richtung; er ging nach England. Von gelehrter Betriebsamkeit verlautet diesmal nichts, auch war sein Aufenthalt jenseit des Kanals nur von kurzer Dauer, doch lang genug, um sich auch hier sofort die Landessprache anzueignen. Eine Erinnerung aber begleitete ihn noch in spätere Jahre. Im Tower war damals ein Löwe von ungewöhnlicher Größe und Wildheit, und auch er ging, dies Wahrzeichen von London zu sehen. Zufällig war ein junger Mensch mit einem Saitenspiel anwesend; er wurde gebeten, es zu rühren, weil man sich von der Wahrheit mancher Sagen zu überzeugen wünschte, die dem Löwen eigenthümliche Empfänglichkeit für die Tonkunst zuschrieben. Er wurde eben gefüttert und stürzte mit voller Gier über sein Fleisch; sowie aber die ersten Töne der Cither erklangen, ließ er vom Fressen ab, horchte aufmerksam hin, sprang auf und fing an, sich gemessenen Schrittes wie tan-

zend im Kreise zu bewegen; die Töne hörten auf und er kehrte zu seinem Fleische zurück; sie erschollen von neuem und er begann wiederum seine Tanzbewegungen. Um völlige Gewißheit zu erlangen, daß kein Zufall obgewaltet habe, kehrte man nach einigen Tagen in den Tower zurück; man erneute den Versuch, und dieselben Erscheinungen zeigten sich auch diesmal.

Nachdem Heinrich sich noch bei dem dreizehnjährigen Könige Eduard VI. huldvoller Aufnahme erfreut hatte, kehrte er 1551 durch Flandern und Brabant in seine Heimath zurück. Einen kurzen Aufenthalt auf der Hochschule zu Löwen benutzte er theils zu Bekanntschaften mit dortigen Lehrern, theils zur Erlernung der spanischen Sprache, wozu in den Niederlanden damals unerwünschte Gelegenheit war.

Aufenthalt in Genf.

Alle, die vertraut mit den Werken des Alterthums, in ihnen die sicherste Schutzwehr gegen Vernachlässigung des freien Vernunftgebrauches und gegen Ungeschmack erkannt hatten, waren abgefallen von Papstthum und Möncherei und hatten sich dem Licht der neuen reinern Lehre freudig zugewendet; so Turnebus, so Stephan Dolet, so — einer der eifrigsten — auch Robert Stephanus mit seinen

Söhnen. Im Handeln wie im Denken aller Halbheit abgeneigt, verbreitete er durch seine Pressen nicht blos die Schriften von Calvin, Theodor Beza und Bucer und andern Häuptern der gereinigten Kirche; bereits früher hatte er sich's unter dem Schutz des nicht engherzigen Franz I. angelegen sein lassen, durch wiederholte, immer richtigere und schönere Abdrücke der heiligen Schriften im hebräischen und griechischen Urtext, wie in der lateinischen Uebersetzung den Zugang zu diesen lautersten Quellen der Erkenntniß und des Heils zu erleichtern.

Die Sorbonne hatte schon längst mit verhaltenem Grimme diesem erfolgreichen Wirken zugesehen; als aber Robert im Jahre 1547 seinen edeln Beschützer durch frühen Tod verlor, als Heinrich II. den Thron bestieg und mit ihm das Regiment der Ränke und Umtriebe begann, säumte dies finstere Glaubensgericht nicht länger, mit förmlicher Anklage auf Ketzerei gegen ihn hervorzutreten. Mochte er auch für den Augenblick keine unmittelbare Gefahr für sich wahrnehmen, so sah doch wol sein heller Blick voraus, was bevorstand; mindestens konnte er sich es nicht verschweigen, wie gleich jetzt Alles versucht werden würde, seine Thätigkeit durch allerlei Hudelei zu lähmen und ihr dadurch allmälig den Untergang zu bereiten, den durch einen Gewaltstreich herbeizuführen noch nicht an der Zeit war. Dagegen

war nur Ein untrügliches Hülfsmittel; es zu ergreifen, foderte raschen Entschluß, aber daran fehlte es Robert Stephanus nicht.

Auf der Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz gelegen, beider Länder Vortheile in sich vereinigend, war Genf zu jener Zeit der bewegte Schauplatz von Calvin's kirchlichen Umgestaltungen und Verbesserungen; waren auch hier Dinge, wie Servet's Hinrichtung, vorgefallen, die mehr nach Papstthum oder Sorbonne schmeckten als nach dem Evangelium der Liebe, so standen sie doch sehr einzeln da und wurden von Vielen laut gemisbilligt; überhaupt war ein freudiges Emporstreben zum Bessern, durch eine aufblühende Hochschule begünstigt, nicht zu verkennen, und es leuchtete ein, daß die Glaubensfreiheit in Genf sich ebenso rasch entwickele, wie sie in Frankreich sich zum Erlöschen neigte.

Solcher Umgebungen bedurfte Robert; alle äußerliche Vortheile, die ihn in Paris halten konnten, ja was oft am festesten bindet, von den Vätern überkommene Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, mußten dagegen verschwinden. So verpflanzte denn Robert im J. 1550 oder 1551 sein ganzes Hauswesen nach Genf, wo ein solcher Bürger mit offenen Armen empfangen wurde. Sein typographischer Betrieb änderte sich nicht, nur einiges Uebergewicht an theologischen Werken läßt sich bemerken; es erklärt

sich leicht aus den vorwaltenden Interessen seiner neuen Vaterstadt.

Ob Heinrich ihn gleich damals nach Genf begleitete, ob er in Paris zurückblieb, um einen nicht gleich abzulösenden Theil der vielverzweigten Geschäfte des Vaters fortzuführen, ob er durch Zwischenreisen eine Art von Verbindung erhielt, ist nicht klar, das letztere nicht unwahrscheinlich. Fest steht, daß er, nachdem er 1554 die Anakreontischen Gedichte zum ersten Male in Paris ans Licht gestellt und sich dadurch sehr berühmt gemacht hatte, 1556 auf längere Zeit nach Genf ging, um seinem Vater bei Herausgabe der Sprichwörtersammlung des Erasmus von Rotterdam zu helfen.

Aber Robert sollte sich der neuen Heimath nicht lange freuen; am 7. Sept. 1559 starb er als Sechsundfunfzigjähriger, ein frühes Opfer rastloser körperlicher und geistiger Anstrengungen. In seinem letzten Willen hatte er verfügt, daß Heinrich, als Haupt der Familie, die Fürsorge für seine Geschwister übernehmen und dem ganzen Hauswesen vorstehen solle; Bedingung dabei war, daß dieses nie wieder zurück nach Paris, noch anderswohin verlegt werden dürfe. Der zweite Sohn, Robert, war deswegen enterbt, weil er sich gegen des Vaters Willen in Paris als Drucker niedergelassen hatte und zur katholischen Kirche umgekehrt war.

und auch das wissen wir, daß sie Mutter zweier Töchter, Florentia und Dionysia, und eines jüngern Sohnes, Paulus, geworden war, die sie alle überlebten.

War diese Ehe auch kurz, so muß sie doch sehr glücklich gewesen sein, wenn wahres Glück auf der lebhaften Anerkennung gegenseitigen Werthes beruht. Beinahe zwanzig Jahre nach ihrem Tode preiset Heinrich sie in der Zuschrift an seinen Sohn, die er der Ausgabe des Gellius (1585) vorangestellt hat, als edel von Geschlecht und Gesinnung, von der Natur mit hoher Schönheit, von ihren Aeltern mit nu-

---

wie sie sich bei den Lebensbeschreibern vorfindet, siehe Maittaire De vit. Steph., S. 269. Allein die Sache scheint sich ganz anders zu verhalten. Denn in einem Originalbriefe von Heinrich Stephanus an Johann Crato von Kraftheim vom 1sten August 1581, den nebst mehreren andern die Rehdiger'sche Bibliothek in Breslau aufbewahrt, gedenkt er des Todes seiner Gattin als neuerlichst erfolgt, übrigens in Ausdrücken, die mit denen in dem Zueignungsschreiben an seinen Sohn vor der Ausgabe des Gellius völlig übereinstimmen, sodaß sie also um zwölf Jahre länger gelebt haben muß, als gewöhnlich angenommen wird. Vgl. Henr. Stephani ad Joan. Cratonem a Craftheim epistolae. Ex autogr. nunc primum edidit Franc. Passow. S. 16.

sterhafter Erziehung ausgestattet, gebildet im vertrauten Umgange mit Edeldamen, ja mit Fürstinnen, daneben im Besitz aller jener stillern Tugenden der Hausfrau: anspruchslos bei würdigem Ernst und gütig gegen Jedermann, freigebig und sparsam, wie die Sache es jedesmal mit sich brachte, auch bei Scherz und Fröhlichkeit gehalten, stete Heiterkeit in den Mienen, milde Ueberredungsgabe auf den Lippen, war sie, um das schöne Bild zu vollenden, die trefflichste Mutter, die von ihren Kindern durch ein Wort zu erreichen pflegte, was andere Mütter kaum durch Schläge erzwingen.

Wir geben uns gern dem Glauben hin, daß Heinrich dauernde Ruhe und Zufriedenheit im engern häuslichen Kreise gefunden haben würde, wenn ihm der Besitz dieser Frau auf längere Zeit gegönnt gewesen wäre. Wenigstens waren die Jahre dieses Ehestandes die ruhigsten, arbeitsamsten seines Lebens, und erst mit der Gattin Tode scheint der unstete Dämon eine Gewalt über ihn bekommen zu haben, die, durch mancherlei Umstände gesteigert, ihn endlich zu Grunde richtete.

Späterhin verheirathete er sich zwar zum zweiten Male; aber es war ihm wol nur um eine tüchtige Haushälterin zu thun, die bei seinen häufigen Abwesenheiten die Wirthschaft mit Nachdruck und Verstand zu leiten geeignet sei; dies wird ihr auch

nachgerühmt, sonst aber haben wir nichts von ihr zu berichten.

Seine Kinder sah Heinrich alle heranwachsen, sie überlebten ihn lange. Paulus, geboren 1566, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater selbst, dann wurde er auf Reisen geschickt nach Holland und England, und setzte von 1599 an die ererbte Buchdruckerei fort; das Jahr 1625 hat er noch erreicht. Dionysia war stets kränklich und starb unvermählt. Ein schönes Loos wurde Florentien als Gattin des edeln und tiefgelehrten Isaak Casaubonus[1]) zu Theil. Dieser lebte von 1581 bis 1595 in Genf, theils als Corrector in den Druckereien Heinrichs, als dessen Schüler er sich dankbar bekennt, theils als öffentlicher Lehrer an der Hochschule. Hier lernte er Florentien kennen und verband sich gegen das Jahr 1590 mit ihr. Sie theilte hinfort treu und muthig alle Wechsel eines oft sorgenreichen Lebens mit dem geliebten Gatten und ist ihm in mancher schweren Stunde Trost und Stütze bis an den Tod gewesen. Der Mutter Geist scheint auf ihr geruht zu haben. Es schmerzt, hinzufügen zu müssen, daß Heinrich nie Vertrauen und Zuneigung zu des trefflichen Schwiegersohns milder Charakterfestigkeit hat fassen können,

---

1) Geboren in Genf 1559, gestorben in Paris 1614, d. 1. Juli.

ja daß in manchen Stunden des finstersten Unmuths Casaubonus und Florentia ihm nicht vor Augen erscheinen gedurft. Der Kinder Liebe zu ihm aber hat sich nie gemindert.

Hofleben.

Wenn Gelehrte sich hindrängen an die Höfe der Fürsten, laufen sie stets Gefahr, lächerlich, ja verächtlich zu werden. Sie müssen hergebrachten Formen huldigen, die sie nie anerkennen können, wenn sie nicht der ihnen gebührenden Richtung auf das Wesen und die Wahrheit entsagen wollen. Einen Beweis dafür gibt auch Heinrich Stephanus.

Sein heftiges Verlangen, aus Genf nach Paris zurückkehren zu können, trieb ihn gegen 1580 an den Hof Heinrichs III. Wie elend, wie herz- und charakterlos, wie durchaus nichtswürdig dieser König auch war, Stephanus bewarb sich um seine Gunst und erlangte sie; er bewirkte es sogar, daß ihm von Zeit zu Zeit Geldunterstützungen zur Förderung seiner typographischen Unternehmungen gereicht wurden, doch traten bald leere Verheißungen an die Stelle. Noch ehe er selbst das Unwürdige seiner Stellung empfand, spotteten schon seine Zeitgenossen über den bejahrten Gelehrten, der den Höfling zu spielen versuche und

in Sammt und Seide sich unter den sittenlosesten Fürstendienern umhertriebe. Unterhielt sich doch der König gern mit ihm, ja selbst Geheimnisse vertraute er ihm an.

Doch diese Huld wäre unserm Stephanus beinahe theuer zu stehen gekommen. Der König hatte ihm auch einmal ein Geheimniß mitgetheilt, aber am andern Tage war es Hofgespräch; Stephanus wurde gerufen und als Verräther des an ihm Vertraueten höchst ungnädig angelassen. Seiner Unschuld sich bewußt, betheuert, schwört, fleht er; Alles vergeblich; ihm allein hatte der König sein Geheimniß eröffnet, er allein konnte auch nur ausgeschwatzt haben; mit schweren Drohungen wird er entlassen. Die Nacht kommt natürlich kein Schlaf auf seine Augen; er sinnt hin und her; da fällt ihm ein Höfling ein, dem der König es auch gesagt, der es ausgeplaudert haben könnte. Mit dem ersten Morgen will er hin und den Fürsten fußfällig anflehen, er möge sich doch einmal besinnen, ob nicht dieser der Thäter gewesen sein könne. Aber wenn er sich nun nicht besinnen will? wenn der Gemeinte wirklich nicht der Schuldige ist? wenn zu dem Vorwurfe des Schwätzers noch der schlimmere des falschen Anklägers hinzukommt, und er, nicht genug, den König aufgebracht zu haben, sich auch noch die unfehlbare Rache des erbitterten Höflings zuzieht? So mußte auch dieser Plan aufgegeben werden. Aber Gott

selbst half dem unschuldig Verdächtigten. Schon am folgenden Tage fiel dem Könige ohne Anderer Zuthun ein Zweiter ein, den er gleichfalls zum Vertrauten gemacht; er wird geholt, überführt, gestraft, und Stephanus ist wieder zu Gnaden angenommen. Er hat die Geschichte seiner Noth und seiner Rettung in zierlichen lateinischen Versen verewigt.

Indeß mochten doch ähnliche Erlebnisse und die nach und nach gewonnene Ueberzeugung, daß für seinen heißesten Wunsch nichts zu erreichen sei, dem oft Getäuschten das längere Verweilen am Hofe völlig verleiden. Er verließ Paris im J. 1587, um nie zurückzukehren.

Reisen in Deutschland.

Seitdem Heinrich Stephanus seinen Wohnsitz nach Genf verlegt hatte, war Deutschland ihm in wissenschaftlicher und kaufmännischer Beziehung ebenso nahe wie Frankreich. Ein gelehrter Briefwechsel verband ihn schon lange mit vielen deutschen Alterthumsforschern, manche edle deutsche Freigebigkeit hatte er erfahren, seine Schriften wurden dort wahrscheinlich höher geschätzt als in seinem durch Glaubensstreitigkeiten und politische Spaltungen furchtbar zerrissenen Vaterlande, und der Absatz derselben war gegen

[illegible] als gegen [illegible]; dazu kamen nun noch die seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auch für den Buchhandel wichtigen Messen in Frankfurt am Main, die seine [illegible] Anwesenheit nothwendig machten, und denen er ein eigenes Büchlein gewidmet hat 1).

In welchem Jahre diese Ausflüge nach Deutschland begannen, ob er vielleicht schon in seiner Jugend bei der Rückkehr aus Italien Augsburg sah, müssen wir dahingestellt sein lassen. Regelmäßig und immer häufiger wurden seine Besuche in Frankfurt schwerlich vor der Herausgabe des griechischen Sprachschatzes, 1572. Von dort machte er die Rheinfahrt nach dem ehrwürdigen Köln; in Bacharach besonders gefiel es ihm so wohl, daß er das anmuthige Städtlein in einem lateinischen Gedichte verherrlichte. Basel, Straßburg, Heidelberg begrüßte er schon auf den jedesmaligen Hin- und Herreisen. Späterhin, nach 1574, lernte er auch das Innere des Landes kennen; er ging nach Regensburg, nach Wien, ja er bereiste einen Theil von Ungarn. Hier äußerte er gegen einen Eingeborenen Mitleid über Ungarns traurigen politischen Zustand; aber dieser antwortete: „Wenn du erst dein Vaterland, das bejammernswürdiger ist als meins, genugsam betrauert hast, dann komme wieder und be-

1) Francofordiense emporium ejusque laus. 1574.

traure auch das meinige." Zum letzten Male verließ er Deutschland 1595, drei Jahre vor seinem Tode.

Damals soll er drei Jahre, von 1593 an, ununterbrochen in Frankfurt und Regensburg verlebt, in ersterer Stadt sogar gedruckt haben; doch ist letzteres unerwiesen. Im J. 1594 hielt Kaiser Rudolf II., dem er, wie früher Ferdinand I. und Maximilian II., schon bei seiner Anwesenheit in Wien persönlich bekannt geworden war, in Regensburg einen Reichstag, auf dem er die Stände zu eifrigster Fortsetzung des Türkenkrieges aufmuntern wollte. Bei diesem Anlaß überreichte Stephanus dem Reichstage zwei Reden, in deren einer er des Hubert Folieta Buch von der Größe des türkischen Reiches widerlegte, in der andern gleichfalls die Stände anfeuerte, den Kampf gegen den Erbfeind der Christenheit mit allen Kräften weiterzuführen. Wie wenig Ohr dafür die Reichsfürsten hatten, ist leider bekannt genug; der Kaiser büßte seinen guten Willen mit dem Verluste seines Verstandes [1]).

Daß Stephanus an den Deutschen und ihrer Lebensweise Gefallen fand, können wir wol ohne übertriebene Vaterlandsliebe aus seinem wiederholten Auf-

1) Auch in seiner Schrift: De Latinitate Lipsiana, hat Stephanus sich weit mehr mit dem Türkenkriege als mit Lipsius' Latein beschäftigt.

enthalt in Deutschland schließen. Nur Eins hatte er auszusetzen, der Deutschen unmäßige Zechlust, in der er sich ihnen keineswegs gewachsen fühlte. Er verschaffte sich dagegen eine echt philologische Genugthuung, indem er (1574) nicht nur eine „Kylikodipsia" (Humpendurst) und eine „Methysomisia" (Haß der Trunkenheit) dichtete, sondern auch alles auf dieses Laster Bezughabende aus der griechischen Anthologie, aus Lucian, Libanius, Basilius, aus Seneca und Plinius sammelte und das Griechische mit lateinischer Uebersetzung herausgab.

Mit der deutschen Sprache scheint er sich jedoch nicht vertraut gemacht zu haben; sehr begreiflich, weil damals die lateinische in Deutschland nicht blos Gelehrten- sondern auch Hof- und höhere Umgangssprache war.

Reitkunst und Dichtkunst.

Die Lust am Reiten scheint den Stephanen angeboren gewesen zu sein. Von Robert ist es bekannt, daß er die jetzt allgemein angenommene Abtheilung der Bibelkapitel in sogenannte Verse größtentheils beim Reiten vorgenommen hat, wenn auch die biblischen Kritiker meinen, sein Pferd müsse oft gestolpert haben und dadurch in dem zum Abdruck bestimmten Exem-

plare der Eintheilungsstrich an die unrechte Stelle gekommen sein.

Für Heinrich war das Reitpferd der wahre Pegasus, auf dem nach seiner eigenen Versicherung fast Alles entstanden ist, was er Gutes in griechischer und lateinischer Sprache gedichtet hat. Es erscheint dies vollkommen glaubhaft, wenn man erwägt, daß er alle seine Reisen allein und zu Roß zu machen pflegte, daß gelehrte Studien, die Bücher erfodern, auf solche Weise nicht gedeihen konnten, und daß es ihm also höchst erwünscht sein mußte, wenn eine glückliche Gabe, die bald zur Fertigkeit wurde, ihn geistreich und anmuthig über jede Langeweile hinweghob, ihn Hunger und Durst, Sturm und Regen vergessen ließ. So wurden denn im altrömischen Sinne ausschließlich die Mußestunden dem Umgange mit den Musen bestimmt.

Mit welcher Leichtigkeit er dichtete, bezeugt nicht allein die große Menge seiner poetischen Arbeiten, sondern auch das Gepräge geistiger Gewandtheit, das ihnen vorzugsweis eigen ist und bei Stephanus nicht die Frucht jahrelanger Anstrengung und sorgsamer Feile sein konnte; vielmehr vermißt man zuweilen die letztere. Auch war es ihm völlig gleich, ob er in griechischer oder lateinischer Sprache dichtete.

Aus dieser Entstehungsweise erklärt es sich denn auch gar wohl, warum er den Ton höherer Lyrik ebenso wenig anstimmte als den des langathmigen

und auch das wissen wir, daß sie Mutter zweier Töchter, Florentia und Dionysia, und eines jüngern Sohnes, Paulus, geworden war, die sie alle überlebten.

War diese Ehe auch kurz, so muß sie doch sehr glücklich gewesen sein, wenn wahres Glück auf der lebhaften Anerkennung gegenseitigen Werthes beruht. Beinahe zwanzig Jahre nach ihrem Tode preiset Heinrich sie in der Zuschrift an seinen Sohn, die er der Ausgabe des Gellius (1585) vorangestellt hat, als edel von Geschlecht und Gesinnung, von der Natur mit hoher Schönheit, von ihren Aeltern mit mu-

---

wie sie sich bei den Lebensbeschreibern vorfindet, siehe Maittaire De vit. Steph., S. 269. Allein die Sache scheint sich ganz anders zu verhalten. Denn in einem Originalbriefe von Heinrich Stephanus an Johann Crato von Kraftheim vom 1sten August 1581, den nebst mehreren andern die Rehdiger'sche Bibliothek in Breslau aufbewahrt, gedenkt er des Todes seiner Gattin als neuerlichst erfolgt, übrigens in Ausdrücken, die mit denen in dem Zueignungsschreiben an seinen Sohn vor der Ausgabe des Gellius völlig übereinstimmen, sodaß sie also um zwölf Jahre länger gelebt haben muß, als gewöhnlich angenommen wird. Vgl. Henr. Stephani ad Joan. Cratonem a Craftheim epistolae. Ex autogr. nunc primum edidit Franc. Passow. S. 16.

sterhafter Erziehung ausgestattet, gebildet im vertrauten Umgange mit Edeldamen, ja mit Fürstinnen, daneben im Besitz aller jener stillern Tugenden der Hausfrau: anspruchslos bei würdigem Ernst und gütig gegen Jedermann, freigebig und sparsam, wie die Sache es jedesmal mit sich brachte, auch bei Scherz und Fröhlichkeit gehalten, stete Heiterkeit in den Mienen, milde Ueberredungsgabe auf den Lippen, war sie, um das schöne Bild zu vollenden, die trefflichste Mutter, die von ihren Kindern durch ein Wort zu erreichen pflegte, was andere Mütter kaum durch Schläge erzwingen.

Wir geben uns gern dem Glauben hin, daß Heinrich dauernde Ruhe und Zufriedenheit im engern häuslichen Kreise gefunden haben würde, wenn ihm der Besitz dieser Frau auf längere Zeit gegönnt gewesen wäre. Wenigstens waren die Jahre dieses Ehestandes die ruhigsten, arbeitsamsten seines Lebens, und erst mit der Gattin Tode scheint der unstete Dämon eine Gewalt über ihn bekommen zu haben, die, durch mancherlei Umstände gesteigert, ihn endlich zu Grunde richtete.

Späterhin verheirathete er sich zwar zum zweiten Male; aber es war ihm wol nur um eine tüchtige Haushälterin zu thun, die bei seinen häufigen Abwesenheiten die Wirthschaft mit Nachdruck und Verstand zu leiten geeignet sei; dies wird ihr auch

nachgerühmt, sonst aber haben wir nichts von ihr zu berichten.

Seine Kinder sah Heinrich alle heranwachsen, sie überlebten ihn lange. Paulus, geboren 1566, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater selbst, dann wurde er auf Reisen geschickt nach Holland und England, und setzte von 1599 an die ererbte Buchdruckerei fort; das Jahr 1625 hat er noch erreicht. Dionysia war stets kränklich und starb unvermählt. Ein schönes Loos wurde Florentien als Gattin des edeln und tiefgelehrten Isaak Casaubonus[1]) zu Theil. Dieser lebte von 1581 bis 1595 in Genf, theils als Corrector in den Druckereien Heinrichs, als dessen Schüler er sich dankbar bekennt, theils als öffentlicher Lehrer an der Hochschule. Hier lernte er Florentien kennen und verband sich gegen das Jahr 1590 mit ihr. Sie theilte hinfort treu und muthig alle Wechsel eines oft sorgenreichen Lebens mit dem geliebten Gatten und ist ihm in mancher schweren Stunde Trost und Stütze bis an den Tod gewesen. Der Mutter Geist scheint auf ihr geruht zu haben. Es schmerzt, hinzufügen zu müssen, daß Heinrich nie Vertrauen und Zuneigung zu des trefflichen Schwiegersohns milder Charakterfestigkeit hat fassen können,

1) Geboren in Genf 1559, gestorben in Paris 1614, d. 1. Juli.

ja daß in manchen Stunden des finstersten Unmuths Casaubonus und Florentia ihm nicht vor Augen erscheinen gedurft. Der Kinder Liebe zu ihm aber hat sich nie gemindert.

Hofleben.

Wenn Gelehrte sich hindrängen an die Höfe der Fürsten, laufen sie stets Gefahr, lächerlich, ja verächtlich zu werden. Sie müssen hergebrachten Formen huldigen, die sie nie anerkennen können, wenn sie nicht der ihnen gebührenden Richtung auf das Wesen und die Wahrheit entsagen wollen. Einen Beweis dafür gibt auch Heinrich Stephanus.

Sein heftiges Verlangen, aus Genf nach Paris zurückkehren zu können, trieb ihn gegen 1580 an den Hof Heinrichs III. Wie elend, wie herz- und charakterlos, wie durchaus nichtswürdig dieser König auch war, Stephanus bewarb sich um seine Gunst und erlangte sie; er bewirkte es sogar, daß ihm von Zeit zu Zeit Geldunterstützungen zur Förderung seiner typographischen Unternehmungen gereicht wurden, doch traten bald leere Verheißungen an die Stelle. Noch ehe er selbst das Unwürdige seiner Stellung empfand, spotteten schon seine Zeitgenossen über den bejahrten Gelehrten, der den Höfling zu spielen versuche und

in Sammt und Seide sich unter den sittenlosesten Fürstendienern umhertriebe. Unterhielt sich doch der König gern mit ihm, ja selbst Geheimnisse vertraute er ihm an.

Doch diese Huld wäre unserm Stephanus beinahe theuer zu stehen gekommen. Der König hatte ihm auch einmal ein Geheimniß mitgetheilt, aber am andern Tage war es Hofgespräch; Stephanus wurde gerufen und als Verräther des an ihm Vertraueten höchst ungnädig angelassen. Seiner Unschuld sich bewußt, betheuert, schwört, fleht er; Alles vergeblich; ihm allein hatte der König sein Geheimniß eröffnet, er allein konnte auch nur ausgeschwatzt haben; mit schweren Drohungen wird er entlassen. Die Nacht kommt natürlich kein Schlaf auf seine Augen; er sinnt hin und her; da fällt ihm ein Höfling ein, dem der König es auch gesagt, der es ausgeplaudert haben könnte. Mit dem ersten Morgen will er hin und den Fürsten fußfällig anflehen, er möge sich doch einmal besinnen, ob nicht dieser der Thäter gewesen sein könne. Aber wenn er sich nun nicht besinnen will? wenn der Gemeinte wirklich nicht der Schuldige ist? wenn zu dem Vorwurfe des Schwätzers noch der schlimmere des falschen Anklägers hinzukommt, und er, nicht genug, den König aufgebracht zu haben, sich auch noch die unfehlbare Rache des erbitterten Höflings zuzieht? So mußte auch dieser Plan aufgegeben werden. Aber Gott

selbst half dem unschuldig Verdächtigten. Schon am folgenden Tage fiel dem Könige ohne Anderer Zuthun ein Zweiter ein, den er gleichfalls zum Vertrauten gemacht; er wird geholt, überführt, gestraft, und Stephanus ist wieder zu Gnaden angenommen. Er hat die Geschichte seiner Noth und seiner Rettung in zierlichen lateinischen Versen verewigt.

Indeß mochten doch ähnliche Erlebnisse und die nach und nach gewonnene Ueberzeugung, daß für seinen heißesten Wunsch nichts zu erreichen sei, dem oft Getäuschten das längere Verweilen am Hofe völlig verleiden. Er verließ Paris im J. 1587, um nie zurückzukehren.

Reisen in Deutschland.

Seitdem Heinrich Stephanus seinen Wohnsitz nach Genf verlegt hatte, war Deutschland ihm in wissenschaftlicher und kaufmännischer Beziehung ebenso nahe wie Frankreich. Ein gelehrter Briefwechsel verband ihn schon lange mit vielen deutschen Alterthumsforschern, manche edle deutsche Freigebigkeit hatte er erfahren, seine Schriften wurden dort wahrscheinlich höher geschätzt als in seinem durch Glaubensstreitigkeiten und politische Spaltungen furchtbar zerrissenen Vaterlande, und der Absatz derselben war gegen

Osten lebhafter als gegen Westen; dazu kamen nun noch die seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts auch für den Buchhandel wichtigen Messen in Frankfurt am Main, die seine kaufmännische Anwesenheit nothwendig machten, und denen er ein eigenes Büchlein gewidmet hat [1]).

In welchem Jahre diese Ausflüge nach Deutschland beginnen, ob er vielleicht schon in seiner Jugend bei der Rückkehr aus Italien Augsburg sah, müssen wir dahingestellt sein lassen. Regelmäßig und immer häufiger wurden seine Besuche in Frankfurt schwerlich vor der Herausgabe des griechischen Sprachschatzes, 1572. Von dort machte er die Rheinfahrt nach dem ehrwürdigen Köln; in Bacharach besonders gefiel es ihm so wohl, daß er das anmuthige Städtlein in einem lateinischen Gedichte verherrlichte. Basel, Straßburg, Heidelberg begrüßte er schon auf den jedesmaligen Hin- und Herreisen. Späterhin, nach 1574, lernte er auch das Innere des Landes kennen; er ging nach Regensburg, nach Wien, ja er bereiste einen Theil von Ungarn. Hier äußerte er gegen einen Eingeborenen Mitleid über Ungarns traurigen politischen Zustand; aber dieser antwortete: „Wenn du erst dein Vaterland, das bejammernswürdiger ist als meins, genugsam betrauert hast, dann komme wieder und be-

1) Francofordiense emporium ejusque laus. 1574.

traure auch das meinige." Zum letzten Male verließ er Deutschland 1595, drei Jahre vor seinem Tode.

Damals soll er drei Jahre, von 1593 an, ununterbrochen in Frankfurt und Regensburg verlebt, in ersterer Stadt sogar gedruckt haben; doch ist letzteres unerwiesen. Im J. 1594 hielt Kaiser Rudolf II., dem er, wie früher Ferdinand I. und Maximilian II., schon bei seiner Anwesenheit in Wien persönlich bekannt geworden war, in Regensburg einen Reichstag, auf dem er die Stände zu eifrigster Fortsetzung des Türkenkrieges aufmuntern wollte. Bei diesem Anlaß überreichte Stephanus dem Reichstage zwei Reden, in deren einer er des Hubert Folieta Buch von der Größe des türkischen Reiches widerlegte, in der andern gleichfalls die Stände anfeuerte, den Kampf gegen den Erbfeind der Christenheit mit allen Kräften weiterzuführen. Wie wenig Ohr dafür die Reichsfürsten hatten, ist leider bekannt genug; der Kaiser büßte seinen guten Willen mit dem Verluste seines Verstandes [1]).

Daß Stephanus an den Deutschen und ihrer Lebensweise Gefallen fand, können wir wol ohne übertriebene Vaterlandsliebe aus seinem wiederholten Auf-

1) Auch in seiner Schrift: De Latinitate Lipsiana, hat Stephanus sich weit mehr mit dem Türkenkriege als mit Lipsius' Latein beschäftigt.

enthalt in Deutschland schließen. Nur Eins hatte er auszusetzen, der Deutschen unmäßige Zechlust, in der er sich ihnen keineswegs gewachsen fühlte. Er verschaffte sich dagegen eine echt philologische Genugthuung, indem er (1574) nicht nur eine „Kylikodipsia" (Humpendurst) und eine „Methysomisia" (Haß der Trunkenheit) dichtete, sondern auch alles auf dieses Laster Bezughabende aus der griechischen Anthologie, aus Lucian, Libanius, Basilius, aus Seneca und Plinius sammelte und das Griechische mit lateinischer Uebersetzung herausgab.

Mit der deutschen Sprache scheint er sich jedoch nicht vertraut gemacht zu haben; sehr begreiflich, weil damals die lateinische in Deutschland nicht blos Gelehrten- sondern auch Hof- und höhere Umgangssprache war.

Reitkunst und Dichtkunst.

Die Lust am Reiten scheint den Stephanen angeboren gewesen zu sein. Von Robert ist es bekannt, daß er die jetzt allgemein angenommene Abtheilung der Bibelkapitel in sogenannte Verse größtentheils beim Reiten vorgenommen hat, wenn auch die biblischen Kritiker meinen, sein Pferd müsse oft gestolpert haben und dadurch in dem zum Abdruck bestimmten Exem-

plare der Eintheilungsstrich an die unrechte Stelle gekommen sein.

Für Heinrich war das Reitpferd der wahre Pegasus, auf dem nach seiner eigenen Versicherung fast Alles entstanden ist, was er Gutes in griechischer und lateinischer Sprache gedichtet hat. Es erscheint dies vollkommen glaubhaft, wenn man erwägt, daß er alle seine Reisen allein und zu Roß zu machen pflegte, daß gelehrte Studien, die Bücher erfodern, auf solche Weise nicht gedeihen konnten, und daß es ihm also höchst erwünscht sein mußte, wenn eine glückliche Gabe, die bald zur Fertigkeit wurde, ihn geistreich und anmuthig über jede Langeweile hinweghob, ihn Hunger und Durst, Sturm und Regen vergessen ließ. So wurden denn im altrömischen Sinne ausschließlich die Mußestunden dem Umgange mit den Musen bestimmt.

Mit welcher Leichtigkeit er dichtete, bezeugt nicht allein die große Menge seiner poetischen Arbeiten, sondern auch das Gepräge geistiger Gewandtheit, das ihnen vorzugsweis eigen ist und bei Stephanus nicht die Frucht jahrelanger Anstrengung und sorgsamer Feile sein konnte; vielmehr vermißt man zuweilen die letztere. Auch war es ihm völlig gleich, ob er in griechischer oder lateinischer Sprache dichtete.

Aus dieser Entstehungsweise erklärt es sich denn auch gar wohl, warum er den Ton höherer Lyrik ebenso wenig anstimmte als den des langathmigen

Epos; ein Heldengedicht, das die Glaubenskriege in Frankreich zum Gegenstande haben sollte, scheint nie über den ersten Anfang hinausgekommen zu sein. Groß ist die Zahl seiner Epigramme, in denen er sehr glücklich war; sie verdanken ihren Ursprung theils Begebenheiten der Gegenwart, erfreulichen wie unerfreulichen, öffentlichen wie persönlichen, theils griechischen Vorbildern, die er mit solcher Meisterschaft wiedergab, daß ihm hierin wol Keiner überlegen ist als Hugo Grotius. Ebenso gelang ihm der leichtere didaktische Styl, wie er sich in den moralischen Parodien classischer Dichterstellen kundgibt; ein Lob der Reitkunst ist ungedruckt geblieben, was höchlich zu bedauern. Sowie er nun aber niemals von seinem Gegenstande ungewöhnlich ergriffen ist, scheint ihm überall Das am besten zu gerathen, worin er sich einem gewissen kaustisch-satyrischen Hange hingeben darf; dahin gehört die Methysomisia, die Kylikodipsia, vor Allem die merkwürdige, für Zeitgeschichte höchst wichtige **Musa monitrix principum**. Eine zweckmäßige Auswahl aus seinen Poesien würde ein dankenswerthes Unternehmen sein [1]).

Wenn nun aber auch sein vieles Reiten wesent-

1) Budik in seiner verdienstlichen Sammlung über neuere lateinische Dichter gedenkt unseres Stephanus nicht.

lich mitgewirkt haben mag, daß er bei ziemlicher Gesundheit ein bedeutendes Alter erreicht hat, so brachte es ihm doch auch zuweilen augenblickliche Lebensgefahr. Einen solchen Vorfall erzählt er selbst. Sein Lieblingspferd war eine Zeit lang ein türkischer Hengst von edelster Race, nur sehr hartmäulig und zum Bäumen geneigt. Als er ausritt aus Frankfurt, wo er es gekauft hatte, wollte er gleich vor dem Thore erproben, ob sein Thier ein guter Renner sei. Aber kaum waren ihm die Zügel gelassen, als es mit seinem Herrn durchging, in unaufhaltsamer Eile dahinschoß und am Ende in ein quer vor dem Wege gezogenes Gehege, über das wegzusetzen mislang, dergestalt hineinstürzte, daß man Roß und Reiter verloren gab. Aber beide waren ohne Schaden zu leiden davongekommen; nur wurde Stephanus vor den Rath geladen und mußte den Schaden bezahlen, den sein Pferd angerichtet hatte. Er gewöhnte sich indeß so gut an seinen Renner, daß er die auf ihm gefertigten Verse auch sofort niederschreiben konnte, ohne ihn erst anzuhalten.

Muttersprache.

Die französische Sprache erfreute sich unter Franz I. einer schönen Blüte, die sowol der Poesie als der

Prosa eine glückliche Ausbildung verhieß; daß diese im Keime erdrückt wurde, verschuldet die lange Reihe schlechter Könige, die dem Lande innern Frieden zu erhalten nicht vermochten. Kunst und Wissenschaft waren aber in Frankreich von Anbeginn in ein so nahes Verhältniß zum Hofe getreten, daß sie hinfort vom Charakter desselben bedingt wurden.

Stephanus war beinahe gleichzeitig mit den Dichtern Marot, Dolet, Jobelle, Ronsard und dem sogenannten Siebengestirn; für die edlere Gestaltung der Prosa waren besonders Rabelais, Montaigne und Amyot mit Erfolg thätig. Keine dieser Anregungen blieb ohne Einwirkung auf Stephanus' empfänglichen Geist. Als Dichter zwar ist er vergessen, doch ist die Anzahl der von ihm erschienen poetischen Werke nicht unbedeutend; sie scheinen alle das ethisch-satyrische Gepräge getragen zu haben, das seinen meisten lateinischen Gedichten eigen ist. Viele sind bloße Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Beachtungswerth aber bleibt es, daß die Entstehung fast aller in die Zeit seines Hoflebens, also in sein höheres Alter fällt, und daß er davor nicht als der gelehrte genfer Buchdrucker Estienne, sondern als der Sieur de Grière aufzutreten pflegt.

In der Geschichte der französischen Prosa dagegen ist ihm sein Name neben dem der beiden großen Meister Montaigne und Amyot gewiß, nicht blos we-

gen der alterthümlichen Anmuth und Einfalt der Sprache, der kraft- und lebensvollen Darstellung in den Werken, die seinen Ruhm als französischer Stylist begründen, sondern auch wegen ihres merkwürdigen Inhalts und Schicksals. Es sind zwei Schriften, deren wir hier zu gedenken haben, seine Vertheidigung des Herodot[1]) und seine Lebensbeschreibung der Königin Katharina von Medicis[2]).

Stephanus hatte im Jahre 1566 den Herodot herausgegeben und ihm eine lateinische Apologie seines Geschichtschreibers beigefügt, besonders um ihn gegen den Vorwurf lächerlicher Leichtgläubigkeit oder absichtlicher Täuschung seiner Leser in Schutz zu nehmen. Doch konnte er seinen Muthwillen nicht zähmen und verglich die verschrienen Wunder bei Herodot durchweg mit den Wundern der Päpste und Priester, die bei weitem unglaublicher seien, und die dennoch ein guter katholischer Christ zu glauben nicht er-

1) Apologie pour Hérodote ou traité de la conformité des merveilles anciennes avec les modernes. In frühern Ausgaben auch: Introduction ou traité de la conf. des merv. anc. avec les mod. ou traité préparatif à l'apologie pour Hérodote.

2) Discours merveilleux de la vie, actions et déportemens de la reine Catharine de Médicis, mère de François II., Charles IX., Henri III., rois de France.

mangele. Diese witzig und geistreich geschriebene Abhandlung machte großes Aufsehen, und Stephanus erfuhr, man wolle sie ins Französische übersetzen. Damit die Arbeit nicht durch ungeschickte Behandlung misrathe, entschloß er kurz und gut sich selbst dazu. Nun wurde ihm aber unter den Händen ein neues Buch daraus; denn es erwuchs, ehe er sich dessen versah, zur Hauptsache, was ursprünglich Nebensache gewesen war, durchgängiger, beißender Spott über Möncherei und Pfaffenthum, dann im Allgemeinen über herrschende Unsittlichkeiten der Zeit. Gehören auch die zahlreich eingewebten Erzählungen nicht immer zu den züchtigsten und verletzen sie selbst mitunter minder bedenkliche Ohren, so muß man doch zugestehen, daß sie den Charakter der Wahrheit oft nur zu stark aufgeprägt tragen, und daß Stephanus, wenn er einmal die Sitten der Zeit und seine Erfahrungen, besonders die auf den italienischen Reisen gemachten, in gewissen Beziehungen darstellen wollte, dies unmöglich auf eine lebendigere und treuere Weise thun konnte. Welchen Beifall das Buch auch bei den Zeitgenossen fand, lehrt mehr als alles Andere der Umstand, daß es noch bei Stephanus' Leben elf Auflagen erfuhr, eine Auszeichnung, deren sich keines seiner übrigen Werke zu erfreuen gehabt hat. Nicht geringer mag freilich die Erbitterung Derer gewesen sein, die sich auf irgend eine Weise ge-

troffen fühlten, besonders des Klerus; ja, es geht die Sage, Stephanus habe aus Paris mitten im Winter in die Gebirge von Auvergne entfliehen müssen, während man ihn in der Hauptstadt im Bildnisse verbrannte; um der Erzählung Wahrscheinlichkeit zu geben, fügt man noch die scherzende Aeußerung von ihm hinzu, er habe nie mehr gefroren, als da man in Paris es ihm am heißesten gemacht. Doch ist die ganze Thatsache wenig beglaubigt.

Wie viel sich überdies ein Schriftsteller jener Zeit erlauben durfte, wenn er der Beistimmung einer mächtigen Partei oder gar der öffentlichen Meinung gewiß sein konnte, davon gibt das zweite der erwähnten Bücher, die Lebensbeschreibung Katharinens von Medicis, ein redendes Zeugniß. Obgleich im Jahre 1575, bald nach der Thronbesteigung ihres Sohnes, Heinrichs III., erschienen, stellt die kleine Schrift mit rücksichtsloser Kühnheit funfzehn Jahre vor ihrem Tode die Schandthaten und Verbrechen dieser zweiten Brunhild ins grellste Licht und ist dadurch eine der Hauptquellen für die Regierungsgeschichte Karls IX. geworden. Zwar hat man gezweifelt, ob Stephanus wirklich der ungenannte Verfasser sei, und es haben Einige auf Theodor Beza, Andere auf Johann von Serres vermuthen wollen. So viel ist aber gewiß, daß die herrschende Ueberzeugung sich allgemein für Heinrich

Stephanus erklärt hatte, daß er selbst nie widersprochen hat, und daß eine tiefe innere Verwandtschaft mit der Apologie des Herodot schwer abzuleugnen sein würde. Räthselhaft würde es freilich bleiben, wie Heinrich III. einen solchen Biographen seiner höchlich verehrten Mutter wenig Jahre später unter seine Günstlinge zu erheben im Stande war, wenn man bei diesem Fürsten nicht auf jeden leichtsinnigen Charakterwiderspruch gefaßt sein müßte. Räthselhafter ist es, daß auch Katharinens Gift oder Dolche ihn nicht gefunden haben.

Auch die 1569 gleichfalls ohne Namen französisch und lateinisch herausgegebene, durch die schändliche Ermordung des Prinzen Ludwig von Condé veranlaßte Flugschrift wird gewöhnlich dem Stephanus zugeschrieben und unstreitig mit gleichem Recht.

Erscheint uns Stephanus in diesem berühmtesten seiner französisch abgefaßten Werke voll großartiger Theilnahme an seiner Zeit und an dem Geschick seines Vaterlandes, stets dem Recht huldigend und mit den schärfsten Waffen des Spottes und Witzes den Unfug unter der Papstmütze wie unter der Königskrone bekämpfend, so dürfen wir doch auch einiger kleineren, fast verschollenen Schriften nicht vergessen, die ausschließlich der französischen Sprache gewidmet und in ihrer Art von nicht geringerm, wenn auch bescheidnerm Verdienste sind.

Stephanus hatte es mehrmals ausgesprochen, wie er in der Ehre seiner Muttersprache einen wesentlichen Theil der Ehre seines Volkes erblicke. Dadurch wurden vorzüglich zwei Schriften veranlaßt: die eine, wahrscheinlich gleich nach dem Tode seiner ersten Frau 1568 geschrieben, über die Aehnlichkeit der französischen Sprache mit der griechischen[1]), aus der manches Einzelne nachher in den griechischen Sprachschatz übergegangen ist; die andere im Allgemeinen über die Vorzüge der französischen Sprache, 1579[2]). Die letztere Schrift soll durch mehrere Unterredungen mit Heinrich III. über denselben Gegenstand veranlaßt sein; wenigstens war der König über diese Arbeit so erfreut, daß er ihn dafür mit einer Anweisung auf 4000 Livres beschenkte. Als Stephanus aber zum Schatzmeister Peter Molan kam, um sein Geld zu erheben, bot dieser ihm für die Anweisung 2400 Livres an. Stephanus bestand auf seiner Foderung als auf einem Rechte und machte sich zu nichts weiter anheischig, als zu einem freiwilligen Ehrengeschenk von 200 Livres; der Schatzmeister aber erklärte ihm, man sehe

1) Traité de la conformité du langage françois avec le grec.

2) Projet du livre intitulé: de la préexcellence du langage françois.

wohl, daß er noch nicht gelernt habe, was baares Geld sei, er werde ohne Zweifel bald wiederkommen mit seiner Anweisung und mit 2400 Livres gern zufrieden sein wollen, dann werde er aber auch die nicht erhalten. Wie er gesagt hatte, geschah es; da Stephanus bald inne wurde, daß dem Könige nichts daran gelegen war, ob sein fürstliches Wort in Ehren blieb, eilte er abermals zu Molan, um wenigstens die angebotenen 2400 Livres zu retten; aber nun wurde er mit dem Bescheid entlassen, mit diesem Geldhandel habe es eine ganz andere Bewandtniß als mit dem Bücherhandel, und er könne jetzt für seine 4000 Livres keine 400 mehr bekommen.

Hatte aber Stephanus auch in der Gegenwart schlechten Lohn für seine redlichen Bemühungen um die Vervollkommnung und Verherrlichung der Muttersprache, so bleibt ihm doch der unvergängliche Ruhm, sie vortrefflich geschrieben zu haben und unter allen französischen Philologen des 15. und 16. Jahrhunderts der Einzige gewesen zu sein, der ihrer mächtiger war als selbst der lateinischen.

Ausgaben alter Schriftsteller.

Weit über Frankreichs Grenzen hinaus aber erstreckte sich Stephanus' Verdienst durch Ausgaben

alter, besonders griechischer Schriftsteller. Ihr geringster Werth liegt in ihrer äußerlichen Erscheinung; denn es ist nicht zu leugnen, daß Robert, unterstützt durch seine königlichen Typen und durch die Nettigkeit des pariser Papiers, in dieser Hinsicht für ihre Ausstattung Besseres leistete als Heinrich, zumal in seinen spätern genfer Drucken; doch verdienen einige, wie die große Sammlung der griechischen Epiker (1566), auch von dieser Seite ausgezeichnetes Lob.

Man sieht wohl, daß es Stephanus erstes und dringendstes Bestreben war, die vortrefflichsten Schriftsteller Griechenlands durch zweckmäßig angeordnete Ausgaben recht weit zu verbreiten, recht Vielen zugänglich zu machen. Darum ist von Homer und Hesiod bis Demosthenes, vom Beginn des griechischen Schriftwesens bis zu seinem Wendepunkt unter der macedonischen Herrschaft, fast kein Dichter und kein Prosaiker, der ihm nicht nach dem Maßstabe jener Zeit Bedeutendes verdankte: Homer, Hesiod, Theognis, die ältesten philosophischen Dichter, Pindar, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Herodot, Thukydides, Xenophon, Ktesias, Platon, die attischen Redner; die einzige Ausnahme in dieser Reihe macht, was in der That überrascht, Aristophanes[1]). Auch aus dem alex-

1) Daß er jedoch auch von diesem eine Ausgabe beab-

andrinischen Zeitalter, selbst aus spätern Jahrhunderten wird kein namhafter Dichter, außer etwa der Nonnus, vermißt. Hippokrates, Aristoteles und Theophrast sind unter den Prosaikern die ersten wenig beachteten; dagegen besitzen wir wieder vollständige Ausgaben vom Diodor, Dionysius von Halikarnaß, Plutarch, Appian, Dio Cassius, Herodian, Diogenes von Laerte, vom Maximus Tyrius, vom Empiriker Sextus u. A., zu denen wir noch mit besonderer Auszeichnung diejenigen hinzufügen müssen, die er zuerst aus Handschriften ans Licht zog, die sogenannten Anakreontischen Gedichte, den Wettkampf zwischen Homer und Hesiod, nebst einigen kleinern Stücken verwandten Inhalts, viele Epigramme der griechischen Anthologie, Einiges vom Aristoteles, mehrere Declamationen des Themistius, Himerius und Polemon. Von römischen Schriftstellern aber beschränkte sich seine Thätigkeit auf einige Schriften des Cicero, auf Virgil und Horaz, auf Plinius' Briefe, Gellius und Macrobius; zu der dem Gelehrten noch jetzt unentbehrlichen Sammlung der Bruchstücke aller ältern lateinischen Dichter hatte sein Vater schon trefflich vorgearbeitet.

Mit dem Wunsche raschester und weitester Ver-

---

sichtigt hat, lehrt seine Epist. de suae typographiae statu etc. Alm. p. 150. Maitt. p. 305.

breitung dieser Schriftsteller hing aber nothwendig ein zweiter zusammen, seinen Ausgaben durch möglichst berichtigte Texte den höchsten Grad von Lesbarkeit und Brauchbarkeit zu geben. Allerdings sind unter den Ausgaben von Stephanus viele, die wegen der urkundlichen Quellen, aus denen sie geflossen und mit fast diplomatischer Gewissenhaftigkeit hergeleitet sind, für uns einen weit höhern kritischen Werth haben. Aber diese sind eigentlich nur für den Kritiker vorhanden, der mit ihrer Hülfe den Texten größere Reinheit und Sicherheit geben will, ein Bestreben, das damals ein sehr seltenes war, weil die Herausgeber ihre Schriftsteller so zu sagen erst aus dem Groben zu arbeiten, sie von einer Unzahl der augenfälligsten Verderbnisse aller Art zu säubern und also vorzugsweis die Vermuthungskritik an einzelnen, durch den Einfluß der Zeit oder durch Abschreiber entstellten Worten zu üben hatten, bevor von einer folgerechten, feinern und schärfern kritischen Behandlungsweise die Rede sein konnte, deren Werth ja selbst jetzt noch keineswegs allgemein anerkannt ist.

Auch Stephanus hatte sich auf seinen Reisen und durch vielfältige gelehrte Verbindungen in den Besitz mancher wichtigen handschriftlichen Hülfsmittel gesetzt. Aber er schätzte sie nur, um entschieden verdorbene Partien aus ihnen herzustellen, und wo sie ihn, ein sehr gewöhnlicher Fall, im Stiche ließen,

mußte denn ohne Weiteres das eigene divinatorische Vermögen an ihre Stelle treten, das auch von ihm oft mit Glück und richtigem Urtheil geübt worden ist. Es ist dies aber die Seite, von der man den häufigsten Tadel, die stärksten Vorwürfe gegen seine Ausgaben, namentlich gegen die des Platon und Plutarch erhoben hat, indem man ihm nicht blos Uebereilungen und Nachlässigkeiten, sondern auch absichtliche und wohlbewußte Täuschung seiner Leser über den wahren Ursprung der aufgenommenen Lesarten Schuld gab.

Ihn gegen den erstern Vorwurf in Schutz nehmen zu wollen, würde vergebliche Bemühung sein.

Stephanus würde seiner ihm zur andern Natur gewordenen Vielthätigkeit haben entsagen müssen, wenn er mit der bis ins Kleinste gehenden Sorgfalt hätte arbeiten wollen, durch die sein trefflicher Zeitgenosse Friedrich Sylburg seinen Namen fast sprichwörtlich gemacht hat. Bringen wir aber seinen raschen, stets bewegten Geist mit in Anschlag, lassen wir auch die Schwierigkeiten nicht unerwogen, die sich damals noch allem wissenschaftlichen Verkehr entgegenstellten, so wird wol nur anerkennende Bewunderung des unter solchen Bedingungen Geleisteten übrig bleiben. Absichtliche Unredlichkeit aber lag seiner ganzen Sinnesart so fern, daß, gegen solche in literarischen Dingen ihn vertheidigen zu wollen, Beleidigung

wäre. Namentlich sein hart angefeindeter Platon hat das Studium dieses Philosophen volle zwei Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten, ja allein möglich gemacht, während sein bitterster Gegner, Joh. Friedrich Fischer, über ein Paar Dialoge nicht herausgekommen und mit diesen bereits ziemlich in Vergessenheit gesunken ist.

Griechischer Sprachschatz.

Aber wenn auch alle übrigen Werke des Heinrich Stephanus das Loos der Vergänglichkeit erfahren sollten, in ungemindertem, ja erhöhtem Glanze wird sein griechischer Sprachschatz dauern, dies Werk des beharrlichsten Fleißes, der umfassendsten Belesenheit, der vollkommensten griechischen Sprachkenntniß und des besonnensten Urtheils. Robert Stephanus hatte durch seinen Thesaurus der lateinischen Sprache sich großes Verdienst erworben, Karl Stephanus durch einen ciceronischen Thesaurus gute Beiträge zur Kenntniß des ciceronischen Ausdrucks geliefert; aber das ohne Vergleich Schwierigste war noch übrig, ein ähnliches Werk über die griechische Sprache. Denn seit dem ersten, sehr mangelhaften Versuch des Karmelitermönches Johann Craston von Piacenza

(1497) hatten sich nur der gründlich gelehrte Wilhelm Budäus und der Arzt Robert Constantinus mit einigem Erfolg auf diesem Gebiete versucht; der anzusammelnde und zu verarbeitende Stoff lag aber noch in ebenso rohen als ungeheuern Massen da und schien einen Mann zu fodern, dem Neigung und Muße es gestatteten, sein ganzes Leben an diese eine Arbeit hinzugeben.

Ein solches Werk von den Grundlagen auf neu zu erbauen, war schon des rastlosen Robert Stephanus Absicht, und Vieles wurde im Stillen dazu vorbereitet. Ihn hinderte ein früher Tod; aber er befahl seinem Sohne die Ausführung als theuerstes und liebstes Vermächtniß an; es konnte keinen treuern Händen anvertraut werden.

Wie Heinrich Stephanus gearbeitet hat, ist unerklärlich, unbegreiflich; Robert war 1559 gestorben, zwölf Jahre darnach, am 1. März 1572, trat der ganze Thesaurus in fünf Foliobänden vollendet ans Licht[1]). Die Zwischenzeit aber war nicht bei ungestörter Muße, einzig dieser Arbeit zugewendet, in seinem Arbeitszimmer zu Genf verlebt; sie war durch wiederholte Reisen nach Frankreich und Deutschland

1) Und zwar in Genf, nicht, wie Viele noch immer glauben, in Paris, z. B. Schöll Hist. de la litt. grecque. Vol. VII. p. 415.

unterbrochen, durch eine ansehnliche Reihe dazwischen ausgearbeiteter Werke, zum Theil von ziemlichem Umfange, Jahr für Jahr bezeichnet; es genügt, den Diodor (1559), den Pindar nebst den Bruchstücken der übrigen Lyriker (1560), den Xenophon (1561), den Sextus Empirikus (1562), den Themistius (1562), die Schrift vom Misbrauche der griechischen Sprache (1563), die Bruchstücke der ältern lateinischen Dichter (1564), den Thukydides (1564), die griechische Anthologie (1566), den Herodot (1566), die Vertheidigung des Herodot (1566), die sämmtlichen griechischen Epiker (1566), den Polemon und Himerius (1567), die griechischen Aerzte nach Hippokrates (1567), den Sophokles (1568), die Bruchstücke der griechischen Komiker (1569), den Diogenes von Laerte (1570) und den ganzen Plutarch (1572) zu nennen. Diese Thatsache zeugt mehr als Alles für die gewaltige Geisteskraft, mit der er jedesmal seinen Stoff ganz und unbedingt beherrschte. Denn auch durch fremde Beihülfe kann er nicht bedeutend gefördert sein; er nennt nur seinen Vater; daß sein Schüler Sylburg Manches beigesteuert hat, ist anderweitig bekannt; doch darf dies wol nicht so hoch angeschlagen werden, wie einige Gegner des Stephanus, besonders in Deutschland, gewollt haben. Die innere Uebereinstimmung des ganzen Werkes zeugt am stärksten dagegen.

Was wir aber in seinem Sprachschatze besitzen, das fangen wir jetzt wieder allgemeiner zu würdigen an. Denn leider müssen wir gestehen, daß man, anstatt der so glorreich gebrochenen Bahn der Lexikographie zu folgen, sich fast mit jedem neuen Wörterbuche weiter davon entfernt hat, indem man weder in den Vorzügen und Trefflichkeiten des Thesaurus weiter fortzuschreiten, noch seinen Mängeln auf die rechte Art abzuhelfen gewußt hat; woraus denn folgt, daß dasjenige Lexikon das beste war, welches am wenigsten von jenem abwich. Auf den Anbeginn einer bessern Richtung aber glauben wir hoffen zu dürfen, nicht nur weil die Anerkennung seines Werthes bei neuern Lexikographen in Wort und That allgemeiner wird, sondern auch weil das Hauptwerk selbst neu belebt zu werden verheißt. Von der großen londoner Ausgabe (1816—1828), der ersten nach der Originalausgabe, kann das freilich nicht gerühmt werden, da sie bei vortrefflichen Baustoffen, besonders aus Schäfer's reichen Spenden, unter der Last ihrer Masse erlegen ist. Jetzt aber beginnen von Paris und von Leipzig aus zwei neue Bearbeitungen einen rühmlichen Wetteifer; sie beurkunden dadurch das Vorhandensein eines wissenschaftlichen Bedürfnisses, das man seit 250 Jahren nicht gekannt hat, und können sie ihre Aufgabe auch schwerlich ganz im Stephanus' Geiste lösen, so werden sie es doch an red-

lichem Fleiß und gewissenhafter Sorgfalt, die wir zu fodern berechtigt sind, nicht fehlen lassen.

Stephanus' Hauptverdienst ist ein doppeltes, die musterhafte, aus der besonnensten Prüfung hervorgegangene Auswahl, die er in den einzelnen Wörtern, den Eigenthümlichkeiten und dem Gebrauche derselben beobachtet, und die ebenso preiswürdige etymologische Anordnung des Ganzen, mit der er veraltete oder willkürlich angenommene Stammformen vermieden und nur solche als gültig erkannt hat, die der Gebrauchende mit Leichtigkeit und Sicherheit aufzufinden vermag [1]); als Drittes hinzufügen möchten wir die stille, stets wachsame Kritik, die eine Menge verdorbener Stellen ohne Geräusch verbessert hat, sodaß nicht selten neuere Herausgeber zu berichtigen meinen, was bei Stephanus längst hergestellt ist. Als einzigen, wahren Mangel, der das Werk von Anfang bis zu Ende trifft, müssen wir die gänzliche Vernachlässigung der Sylbenmessung bezeichnen; hierin aber ist die ganze Schar späterer Lexikographen gefolgt, die londoner Herausgeber des Thesaurus nicht ausgenommen, bis man endlich seit ungefähr zehn Jahren die prosodischen Bezeichnungen als unerläßlich,

---

1) Vergl. das Urtheil Hermann's, Opusc. Vol. II. p. 220, 221 — non modo vere Thesauri nomine dignum, sed plane divinum opus esse videtur.

ihre fernere Versäumniß als schimpflich erkennen gelernt hat. Auch der pariser Stephanus wird dieser wesentlichen Verbesserung nicht ermangeln, und vom leipziger wollen wir es wenigstens hoffen, obgleich uns für diesen die Gewißheit noch nicht gegeben ist.

Die Früchte, die Stephanus bei Lebzeiten von seinem unsterblichen Werke davongetragen hat, waren nichts weniger als lohnend und erfreuend. Da der vom Absatz erwartete Gewinn weit hinter den aufgewendeten Kosten zurückblieb, war zunehmende Verarmung die unvermeidliche Folge davon. Ueber Alles aber wurde sein schon leidenschaftlich erbittertes Gemüth durch die wohlberechnete List gekränkt, mit der Johann Scapula auch die wenigstens für die Zukunft gehofften Vortheile vereitelte und auf sich ablenkte. Dieser, ein junger Deutscher, übrigens ein völlig unbekannter Name, war während des Druckes Schüler des Stephanus und besorgte die Correctur. Er sah richtig ein, daß der geringe Absatz des Hauptwerks seinen alleinigen Grund in seinem Umfange und der dadurch herbeigeführten Kostbarkeit habe. Ohne Mitwissen seines Lehrers und Herrn fertigte er nun einen Auszug an, der unerwartet in Basel 1579 ans Licht trat [1]) und, wie begreiflich, mit allgemei-

1) Einige, z. B. Maittaire, S. 359, behaupten, die

nem Beifall empfangen wurde, sowie er denn auch eine ansehnliche Reihe von Ausgaben bis in unser Jahrhundert herab erlebte und lange Zeit als Hand- und Schulwörterbuch den ersten Rang behauptete. Je weniger zu leugnen ist, daß Scapula mit Verstand und Einsicht gearbeitet hat, daß sich besonders in der etymologischen Anordnung manches ihm Eigene findet und diesem in der Regel Vorzüge vor der Anordnung im Thesaurus zugestanden werden müssen, so sind wir doch weit entfernt, die Sittlichkeit eines so arglistigen Verfahrens irgendwie in Schutz nehmen zu wollen, wenn es auch wol möglich ist, daß nach dem Buchstaben des Gesetzes nichts dagegen eingewandt werden kann.

Stephanus fühlte sich in sittlicher und ökonomischer Hinsicht gleich tief verletzt, und es ist wahrscheinlich, daß diese herbe Erfahrung an mancher

---

erste Auflage des Scapula sei schon 1570, also zwei Jahre vor dem Thesaurus erschienen. Dadurch würde des Mannes Treulosigkeit ins hellste Licht treten; denn alsdann müßte er ja seinen Auszug unter dem Druck des Hauptwerks aus Stephanus' Papieren und Aushängebogen gemacht haben. Aber in diesem Falle würde Stephanus nicht bis zum Jahre 1580 mit seiner Rüge gewartet haben; auch hat kein bewährter Litterator jene angebliche Ausgabe von 1570 je gesehen.

Schroffheit und Bitterkeit Schuld ist, durch die er sich selbst seine spätern Tage verkümmert haben soll. Gegen Scapula sprach er sich in mehreren seiner Schriften bald klagend bald zürnend aus. Insbesondere geschah dies auf dem Titelblatte zu einer neuen Auflage des Thesaurus von 1580, wenn anders nicht das Titelblatt allein umgedruckt und mit der neuen Jahreszahl versehen ist. Für die erste Annahme scheinen einige typographische Gründe zu sprechen [1]; auf Seiten der andern stehen alle innern Zeugnisse: zuerst die äußerst geringe Anzahl, ja die Seltenheit der Exemplare mit neuer Jahreszahl: dann die völlige Unverändertheit des Buches selbst; ferner das wenig Glaubhafte, daß ein Werk wie dieses in acht Jahren zweimal hätte gedruckt werden müssen; endlich die wunderliche Erscheinung, daß Stephanus in dem Augenblick über schlechten Absatz klagen sollte, in welchem er die zweite Auflage ans Licht stellt.

Sei dem indeß, wie ihm wolle, sowie kein Werk des Stephanus der gelehrten Welt größern und dauerndern Gewinn gebracht hat, so ist für ihn selbst keines reicher gewesen an Verlust und Kränkung, denn auch die ehrende Anerkennung seiner Verdienste, die

1) S. besonders Krohn in Fabric. bibl. Graec. Vol. VI, p. 664. Harles und Brunet's Catal.

ihn für Manches entschädigt haben würde, gehört erst einem spätern Jahrhunderte an.

Gönner.

Je unzuverlässiger und vorübergehender die Unterstützung war, die Stephanus eine Zeit lang bei Heinrich III. für seine mannichfachen buchhändlerischen Unternehmungen fand, desto beharrlicher förderte ihn ein deutscher Ehrenmann, Ulrich Fugger von Kirchberg und Weißenhorn. Geboren in Augsburg 1526, ein Glied jenes durch alle Bürgertugenden glänzenden, vom Kaiser Maximilian in den Reichsadel erhobenen Kaufmannsgeschlechtes, widmete er sich anfangs dem Dienste der Kirche, erwarb sich in Italien eine ausgezeichnete gelehrte Bildung und trat als Kämmerling in die Dienste des Papstes Paul III. Aber auf einer Reise nach Deutschland hatte er mehrere Unterredungen mit den Häuptern der Reformation, wovon der Uebergang zur gereinigten Kirche baldige Folge war. Hinfort lebte er ausschließlich der Förderung der Wissenschaften, gründete in seiner Vaterstadt eine besonders an Handschriften reiche Büchersammlung, die nachher durch Erbschaft ein wichtiger Theil der heidelberger wurde, und unterstützte aufs freigebigste die Gelehrten. Mehr als irgend ei-

nes Andern mag er sich unsers Heinrich Stephanus angenommen haben, dem er ein regelmäßiges Jahrgeld, nach Pithou von 50 Thalern, ertheilte. In dankbarer Anerkennung solcher Begünstigung nannte dieser sich von 1558 an bis etwa 1570 auf dem Titel vieler seiner Drucke Ulrich Fugger's Buchdrucker, und es scheint beider Männer Verbindung bis zu Fugger's Tode, 1584, fortbestanden zu haben.

Ganz ähnlich war Stephanus' Verhältniß zu einem jungen schlesischen Edelmanne, Thomas von Rehdiger, geb. 1540, der, wie Fugger, ein bedeutendes Vermögen mit gleichem Eifer für Gelehrsamkeit und Gelehrte verband. Wahrscheinlich ist ihm bei wiederholten Anwesenheiten in Paris Stephanus dort persönlich bekannt geworden; und wenn wir auch keine Erwähnung von einem Jahrgehalte finden, so mögen einzelne Geldgeschenke, deren hie und da im Allgemeinen gedacht wird, desto ansehnlicher gewesen sein. Stephanus widmete ihm dafür die griechischen Glossarien und das classische Werk vom attischen Dialekt, die einen Anhangsband zum griechischen Sprachschatz bilden, und wollte einige Jahre später die Ausgabe des Virgil folgen lassen, als Rehdiger an den Folgen einer schlecht behandelten Armverletzung zu Anfang des Jahres 1576, 35 Jahr alt, in Köln verschied. Das Versprechen eines abermaligen Geschenks

von 100 Goldgülden nahm Thomas zwar mit ins Grab, aber sein Bruder, Nikolaus von Rehdiger, Landeshauptmann und Rathsherr in Breslau, erfüllte es nach seinem Tode und empfing die jenem zugedacht gewesene Zueignung des Virgil [1]). Die Rehdiger'sche Bibliothek in Breslau, des ruhmwürdigen Thomas Stiftung, besitzt in Briefen und Prachtdrucken Stephanus'scher Werke manche schätzbare Erinnerung an beider Männer Freundschaft.

Wenn es also auch nicht an Männern fehlte, die Stephanus' Lage auf die großmüthigste Weise zu erleichtern suchten, so scheint ihn doch darin wieder ein eigener Unstern verfolgt zu haben, daß ihm keine dieser Unterstützungen auf die Dauer gegönnt war, und daß sie oft da am meisten fehlten, wo er ihrer am dringendsten bedurft hätte.

Verbindungen mit Gelehrten.

Eine lange Reihe thätig durchlebter Jahre, Reisen durch Frankreich, Holland, England, Deutschland und Italien und ausgezeichnete Gewandtheit in al-

---

1) Vergl. Thomas Rehdiger, von Albr. Wachler. Breslau 1828. S. 18.

lem Welt- und Menschenverkehr hatten die natürliche Folge, daß Stephanus, wie zu vielen Großen und Mächtigen, so auch zu den meisten gleichzeitigen Gelehrten, deren Studien irgend die seinigen berührten, in persönliche Beziehungen trat. Da aber die Beweglichkeit und Raschheit seiner Sinnesart nicht ohne Veränderlichkeit, sein kräftiges Selbstbewußtsein nicht ohne hochfahrenden Starrsinn war, und mit den Jahren, sowie mit mancherlei bittern Erfahrungen dies Hinüberneigen zur Schattenseite zunahm, blieben wenige dieser Verhältnisse rein und ungetrübt, während manche, wie das zu Vavassor, Lipsius, Löwenklau, zum Theil selbst zu Joseph Scaliger, in offene Feindschaft endeten.

Als seine Schüler, zwischendurch aber auch als seine Diener, werden genannt Friedrich Sylburg, Johann Scapula, Isaak Casaubonus. Da er nie ein Lehramt bekleidet hat und diese Drei uns anderweitig als Correctoren in seinen Druckereien bekannt sind, so dürfen wir jenen Ausdruck wol nur auf das lehrreiche Zusammenleben mit ihm in seinem Hause zu Genf beziehen.

Manches hätte sich noch anders gestalten mögen, wenn er zu dem so festen als besonnenen Casaubonus Zutrauen hätte fassen können. Dieser, ihm stets in unverbrüchlicher kindlicher Liebe und Achtung ergeben, wehrte manches Unheil ab, von dem Stepha-

nus gar nicht erst Kunde bekam; aber Alles vermochte er nicht.

Daher war es ein trauriges Ergebniß seines mühevollen Lebens, an dessen Ende allein, ohne Freund dazustehen.

Letzte Schicksale.

Eine Reihe von Jahren, bis 1595, hatte Deutschland ein gewisses Vorrecht in ihm behauptet. Plötzlich aber ergriff ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath; es war wol eine dunkle Ahnung, daß er nur auf vaterländischem Boden Ruhe finden könne. Genf auf eine Weile wieder zum Wohnsitz wählend, begann er seine Ausflüge und Irrfahrten bald von neuem; jetzt aber waren sie gegen Westen gerichtet und galten vorzugsweise dem südlichen Frankreich, von Orleans an nach Lyon, Montpellier, Avignon, Marseille, dann zurück nach Genf, aber nur auf kurze und immer kürzere Zeit. Nicht Alter, nicht Erschöpfung vermochten ihn zu halten, nicht die Bitten der Seinigen, noch Casaubonus' Vorstellungen fanden Gehör. Eine dieser trostlosen Reisen war wie die andere ohne Befriedigung für den Umgetriebenen, seine Kräfte mehr und mehr aufreibend.

So kam er im Winter 1598 allein, wie er pflegte,

nach Lyon. Dort unbekannt, ohne Geld, erkrankt, wurde er in ein öffentliches Krankenhaus gebracht, in welchem er, wie eine unverbürgte Sage geht, unter Zeichen völliger Geisteszerrüttung zu Ende des Februars oder zu Anfang des März, 70 Jahr alt, sein rastloses Leben beschloß.

Kein Grabstein bezeichnet seine Ruhestätte, kein Bildniß hat seine Gesichtszüge aufbewahrt.



